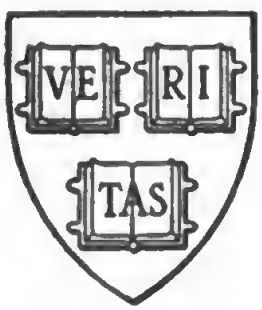
WIDENER
HN JUI3 0

Ital 4339.08



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

J.S.MACHAR
ROM

Digitized by Google

. S. MACHAR

ROM

GESCHRIEBEN 1906—1907

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG
AUS DEM ČECHISCHEN VON
DR. EMIL SAUDEK

PRAG
GROSMAN & SVOBODA
1908

ItaC 4339.08

HARVARD COLLEGE LIBRARY

DRUCK VON EDUARD LESCHINGER, PRAG.

Digitized by Google

FRAU

RŮŽENA SVOBODOVÁ

ZU EIGEN.

Weil mir bisher kein Buch zu sagen vermochte, was „Rom" sei — so versuchte ich mir selber eines zu schreiben.

Ich war dort, die Antike zu sehen und fand ihre herrlichen weissen Gebeine und sah ihr grossartiges Grab.

Und auf dem Grabe sah ich ihren verlotterten und entnervten Mörder im Sterben liegen.

Dann erblickte ich auch den jugendlichen Erben der beiden — und so durchlebte ich in wenig Wochen einen grossen Teil der Geschichte der ganzen Menschheit.

Und weil ich ein Sohn des Helios bin, so wurden diese Blätter zu einem Buche meiner Liebe, meines Hasses und meines Siegesgefühls.

Und Dir, teuere Frau, widme ich es.

Aus Ehrfurcht für Deine Kunst.

Aus Dankbarkeit.

Aus Freundschaft.

Aus Freundschaft am meisten. Denn nicht der kleinste und nicht der letzte Stolz des Menschen sind seine Freunde.

Und ich kann mich rühmen, dass unsere Besten meiner Zeit meine Freunde sind.

Dein Name steht in der ersten Reihe.

M.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

I.

Der Schluss als Einleitung.

Nein, man soll doch nicht aus der »Fontana die Trevi« trinken! —

Nun sitze ich wieder in Wien, aber mit der Seele bin ich noch immer nicht hier. Ich habe das Gefühl, dass man die Vorhänge an den Fenstern wegziehen müsse, um mehr Licht in das Zimmer hereinzulassen — aber die Fenster sind nicht verhängt und draussen leuchtet die Oktobersonne mit Aufgebot aller ihr übriggebliebenen Kräfte. Die Luft ist voll Feuchtigkeit und selbst das Blau des Himmels ist wie getrübt. Ich fühle, dass eine widerwärtige Kühle durch die Wände des Zimmers eindringt. In der Nähe irgendwo ertönt das beleidigende Geschrei von Krähen. Mich beengt der Modergeruch toten Laubes, der verwelkten Blumen und das Rascheln der kahlen Zweige. Es ist Alles voll Bangigkeit und Trauer. Und wenn ich

durch das Fenster auf die Stadt blicke — wie widerwärtig, nüchtern und philiströs ist doch dieses Wien!...

Nein, man soll doch nicht aus der Fontana die Trevi trinken! —

Es war ein so durchsonnter, warmer Tag, als ich zum letztenmale mich auf den Weg dahin machte. Ein goldiger Schimmer lag auf dem Pflaster der Gassen, der Himmel war tiefblau, wie man ihn nur im Süden sieht, die Luft rein und frisch — und ich ging von Rom Abschied nehmen, zur Fontana di Trevi. Man macht es immer so. —

Ich liess mich auf das steinerne Bänkchen am Rande des Wasserbehälters nieder, versenkte mich in den Anblick des grossen marmornen Okeanos, der Tritonengruppe, der sich bäumenden Seepferde, der aufgetürmten Felsblöcke, aus deren zerborstenen Wänden Ströme silbernen Wassers hervorquellen und sich kopfüber herabstürzen, ich horchte auf diese rauschende Musik — und immer noch konnte ich mir es nicht überzeugend zum Bewusstsein bringen, dass dies der Augenblick des Abschiednehmens sei, dass dies mein letzter Tag in Rom ist. Zwischen den moosumsponnen Steinblöcken hängt feingefiedertes Farnkraut, der Boden des Bassins ist von einem heitern Pflanzenteppich überzogen, das Wasser rauscht übermütig, sorglos, und zuweilen scheint es, dass die ganze Gruppe der steinernen Riesen und Tiere Leben gewinnt, in

Bewegung gerät, herumtollt, Rufe und Schreie in ihrer Art ausstösst, sich mit Wasser bespritzt, dir winkt und dich einlädt zu kommen — an alles andere würde man eher denken als ans Abschiednehmen, wenn man überhaupt dächte.

Ich sass da, schaute, horchte — einer von den seltenen glücklichen Augenblicken, da man sich von allem loslöst und lebt, so wie etwa Blumen, Steine und Vögel leben, in animalischer Freude an der Sonne, der Wärme, dem Licht und dem schönen Tage.

Bis die zwölfte Stunde schlug. Bis sie sich von allen Seiten vernehmen liess, aus der Ferne auf der Engelsburg die Kanone erdröhnte, und von einigen Türmen sich das Tönen der Mittagsglocken ergoss. Ich erhob mich. Ich fühlte, dass Menschenschicksal sich wieder an mich knüpft, ich wurde mir bewusst, dass es heisse Abschied nehmen.

Ich beugte mich zum Bassin, schöpfte mit der hohlen Hand Wasser daraus, reine Aqua virgo, jungfräuliches Wasser — vor zwei Jahrtausenden fand seine Quelle ein latinisches Mädchen und zeigte sie den durstenden römischen Soldaten — ich nahm einen Schluck, ergriff ein Geldstück und warf es mitten in die Wasserfläche: — Damit ich wieder nach Rom komme! — sagte ich laut dabei.

So macht man es immer.

Und in diesem Augenblick befiel mich Bangigkeit, die ich bis heute nicht los wurde.

Nein, man soll doch nicht aus der Fontana di Trevi trinken! —

Heute begreife ich, was es für den antiken Römer bedeutete, aus der Stadt verbannt zu werden. Ich verstehe, dass Ovid in Tomi an Heimweh zugrunde gehen musste; dass eine ganze Reihe von Menschen, die auf diese oder jene Insel verwiesen wurden, lieber den Tod wählte als die Entfernung von Rom. Klar ist mir, was die Barbaren nach diesem Herzen der Welt getrieben hat, und weshalb jene, die auf den Lippen den Namen des armen Zimmermanns aus Nazareth trugen, gerade hier den Thron ihrer Herrschaft über den menschlichen Geist errichtet haben. Ich begreife die Sehnsucht der Könige und Kaiser des Mittelalters nach dieser Stadt und auch die Verzückung der Millionen und aber Millionen von Pilgern, die die Beschwerden der weiten Reise auf sich nahmen, den Qualen und Anstrengungen trotzten und Vermögen, Gesundheit und sogar ihr Leben aufs Spiel setzten! Ich fühle, welcher Zauber Künstler, Träumer, Schwärmer und Blasierte, Reiche und Arme, Menschen aller Stände und aller Völker hieherzieht!

Einzige Stadt, wunderbare Stadt!

Stadt, unzähligemal erobert, mehreremal zerstört, Stadt, wo die Welle der Menschheit sich am höchsten erhob und am tiefsten sank, Stadt des intensivsten Lichtes und der schwärzesten Finsternis, der hellsten Kultur und der grössten Verdum-

mung, des kühlsten Verstandes und der törichtesten Verrücktheit — einzige Stadt der Welt!

Stadt, wo die Geschichte der ganzen Menschheit konzentriert ist. Das antike Rom in seinen schweigenden und stolzen Ruinen. Das päpstliche Rom, raubgierig, prahlerisch, widerwärtig, nunmehr im Zeichen des unabwendbaren Unterganges befindlich. Das königliche Rom, jung, lebensfrisch, mit den Aspirationen Erbe des antiken Roms zu werden, das es aus den Ruinen emsig heraufbeschwört und aus dem Schutt des Erdreichs herausgräbt. — — —

Es ist keine grosse Stadt. Wenn man vom Laurenziberg auf Prag blickt, so würde man fast sagen, dass unser Prag eine grössere Ausdehnung hat.

Es ist auch keine besonders schöne Stadt. Den Anblick, den man vom Franzensquai auf den Hradschin hat, so im Mai, wenn links der Laurenziberg, von Blüten wie von Schnee bedeckt, steht, würde man hier vergeblich suchen. Und überdies hat das Rom des Königreiches auch eine Anzahl jener Prospekte umgebracht, die auf allen Bildern und Ansichtskarten paradieren. Blickt man z. B. vom Monte Pincio gegen Sct. Peter, so stellt sich einem das massige Gebäude des neuen Justizpalastes vor den Vatikan und stört das traditionelle Bild, und wenn wir unsere Blicke weiter über die Engelsbrücke nach St. Peter schweifen lassen, so

erblicken wir etwas Schreckliches, was wir bisher auf keinem Bild und keiner Ansichtskarte sehen: diese alte Brücke verliert sich im Gitterwerk zweier enge beieinander stehenden Eisenbrücken — und das traditionelle Bild ist wieder vernichtet. Aber, wie bemerkt: auf keinem Bild und keiner Ansichtskarte sieht man das. — Der Römer lässt sich seine Brücken für sich und die alten Bilder ohne Brücken für die Welt.

Und es gehört nicht gerade zu den gesündesten Städten. Die verwüstete Campagna rächt sich an ihrem Verderber durch die grässliche Malaria. Träger dieser Krankheit sind kleine Mücken und die Monate Juli und August sind die Zeit ihrer höchsten Entfaltung. Und so eine Malaria pflegt Jahre lang ein schreckliches Andenken an Rom zu sein. — — —

Und doch ist die Stadt einzig auf der Welt. Weil sie der Mittelpunkt der Geschichte der Menschheit ist, weil du hier diese Geschichte gleichsam umfängst, siehst und überblickst — — — und plötzlich scheint dir, dass das alles sehr klein war und ist, das Unbegreifliche wird begreiflich, das Unendliche endlich — der Mensch kommt zu sich selbst, die Nichtigkeit alles Menschlichen tritt in seine Seele, er fühlt die Nichtigkeit seines Lebens und des Lebens der Völker, Regierungen und Reiche, und solch ein Gefühl kann schliesslich auch grandios und tragisch schön sein.

Und solch ein Gefühl kann man nur in Rom haben.

Ich habe aus der Fontana di Trevi getrunken. Und in meiner Seele ist das Heimweh und die Sehnsucht nach der ewigen Stadt lebendig. Vielleicht werde ich mir sie ein wenig wegschreiben, vielleicht werde ich Rom doch noch wiedersehen, — der Mensch hofft auf solche Dinge, solange er lebt, vielleicht werde ich mir sie auch ein wenig wegreden. Denn jedermann, den ich lieb habe, rate ich jetzt: Reisen sie nach Rom! —

II.

Auf der Reise.

Finsternis. Der Zug dröhnt dumpf sein: Tadada-Tadada-Tadada. Umrisse von Bäumen fliegen am Fenster vorbei nach rückwärts. Zuweilen Häuser. Zuweilen Wiesenflächen. Stellenweise ein gelbes Lichtchen. Und der Zug dröhnt und schüttelt sich wie vor ausgelassener Freude.

Man kauert im Winkel und beginnt zu schlummern. Im Coupé sind drei Touristen. Alle haben die üblichen grünen Hüte mit Gamsbart, massive Stiefel, lange eisenbeschlagene Bergstöcke und reden in Fachausdrücken. Dieses Gespräch schläfert ein, das Dröhnen des Zuges schläfert ein, es

schläfern auch die dunklen Gegenstände ein, die draussen nach rückwärts fliegen — aber einschlafen kann man doch nicht. Nur schlummern. Das Auge schliesst sich, aber das Ohr wacht. Und der Geist ruht auch nicht. Plötzlich herrscht Stille, man hört: St. Pölten! im höchsten Diskant und gleich darauf mit derselben Stimme, aber im tiefsten Bass: St. Pölten! — und in diesem Augenblick träumt dir, dass du noch im Gymnasium bist, dass Geographiestunde ist, dass du herausgerufen und über St. Pölten gefragt wirst. Aha, das ist, was wir St. Hyppolit nennen, denkst du, und antwortest: Sitz eines Bischofs, einer Bezirkshauptmannschaft, Gymnasium, Realschule, Industrie — und plötzlich schreit der Professor: fertig — du fährst auf: welche Dummheit!

Und der Zug dröhnt schon wieder sein: Tadada-Tadada-Tadada, die Touristen haben die Köpfe zusammengesteckt und streiten über die Höhe eines Berges, draussen fliegen Abhänge und Bäume und Häuser und winzige Lichter nach rückwärts — man beginnt aufs neue zu schlummern:

Tadada-Tadada-Tadada — singt lustig der Zug.

— — — — — — — — — — — — —

»Aber natürlich Gstatterboden!« — bestätigt einer der Touristen.

»Gar ka Spur! Klein Reifling!« protestiert der Andere.

Das Ohr hört zu, leitet das Alles zum Gehirn und das Gehirn kombiniert aus allen diesen Tönen irgend ein phantastisches Abenteuer. Und die Seele sieht die dazu gehörigen Bilder und alles das stürzt sich gleichsam unheimlich auf den Menschen und man sucht seine Beziehung zu diesem bizarren Spiel — und plötzlich reisst man sich los und öffnet die Augen.

Das Licht in der Lampe am Coupéplafond zittert, die Touristen haben sich auf ihren Sitzen zurückgelehnt und schlummern, und der Zug singt sein: Tadada-Tadada-Tadada.

— — — — — — — — — — — — —

Spitzige und wie zerfaserte Berge gleiten an den Fenstern vorbei. Der Zug eilt zwischen ihnen durch ein Tal und unten längs seines Dammes läuft ein Flüsschen. Blaue Mondnacht. Das Flüsschen hüpft über Steine, zerschlägt sich an ihnen und das Mondlicht tanzt über die Kämme der krausen Wellen.

Einer von den Touristen hat hinausgeblickt.

Die Enns — erklärt er mir.

— — — — — — — — — — — — —

Schwarze struppige Berge. Immer höher und höher. Der Zug fliegt singend durch Tunnels, donnert über Brückchen, und die Enns bleibt bald rechts, bald links. Einer der Touristen beginnt zu schnarchen. Unwillkürlich vergleiche ich sein Schnarchen mit

dem Tempo des Zuges. Auf drei Tadada entfällt regelmässig einer seiner Atemzüge. Er schnarcht völlig im Rhythmus, denk' ich mir ... Und wie doch so ein Schnarchen im Coupé den Menschen zum Einschlafen zwingt... Im Zimmer ist es umgekehrt...

Und das war mein letzter bewusster Gedanke.

— — — — — — — — — — — — —

Ich erwache in Friesach. Eine Burgruine auf dem Berg. Und Gebirge rechts, Gebirge links.

Die Touristen sind weg.

Tadada-Tadada-Tadada — trällert der Zug. Aber nicht mehr so überschäumend und lustig wie in der Nacht. Nur mehr wie aus Gewohnheit und darum nüchtern und handwerksmässig. Im Halbkreis drehen sich die Berge nach rückwärts. Und Dörfchen und Wiesen, und Städtchen und Wege und Bäche...

— — — — — — — — — — — — —

Ich begreife nicht, wie diese Alpengegenden jemandem gefallen können. In unsern Dorfwirtshäusern pflegen Farbendrucke zu hängen, auf welchen sattgrüne Berge gemalt sind, unten satt grüne Täler, ein Stück See, wo sich im blauen Wasser alles spiegelt, oder ein Bach eine Mühle treibt, auf der Berglehne eine Hütte mit bläulichem Rauch, auf dem Berghange eine Kuhherde — alles so reingewaschen, so stilisiert und bis zum Ekel widerwärtig. Der Maler, der das Original gemalt hat, hat

sicher nie eine Alpengegend gesehen — und siehe: hier ist alles so, wie auf jenen Farbendrucken. Als wenn sich die Gegend für den Photographen aufgeputzt hätte; bitte, machen sie mich nur so schön, wie ich wirklich bin!

Fortwährend sehe ich die Farbendrucke und ein Tal ist mir widerlicher als das andere. Das satte Grün atmet geradezu Feuchtigkeit aus, die dummen Herden auf den Berghängen scheinen zu wissen, dass sie in tausenden und abertausenden von Bildern porträtiert sind, die selbstbewussten Dörfer schmiegen sich stolz an ihre Berge — nirgends ein weiter Horizont, und Sonne nur stellenweise, nur wie ein geduldeter Eindringling — eine widerwärtige Landschaft!

— — — — — — — — — — — — —

Und so fährt man einige Stunden. Es gibt nichts Widerlicheres, als wenn die Natur so vulgär sich selbst stilisiert.

— — — — — — — — — — — — —

Hinter Tarvis tauchen einige kahle Berge auf. Wilde, zerklüftete, nicht stilisierte. Die Luft ist durchsichtiger, der Himmel blauer.

Das Coupé füllt sich wieder. Eine sehr seltsame Familie: ein Mann wie eine Hopfenstange, eine Frau, die zwei Sitze einnimmt, zwei Knaben und ein Mädchen. Auf dem Gange des Waggons stehen jene, die keinen Platz im Innern gefunden haben. —

Skandal so etwas! Das ist eine Ordnung! — macht sich dort einer meiner Landsleute Luft.

Und der Zug braust wieder drauf los. Tadada-Tadada-Tadada — schnauft er wieder lustiger; offenbar hat er mit dem Sonnenaufgang neue Lust bekommen.

— — — — — — — — — — — — —

Triglav — Wörther See — schon wieder die Farbendurcke aus unsern Landwirtsstuben.

— — — — — — — — — — — — —

Endlich ändert sich die Gegend. Die Täler werden weiter, die waldigen Berge machen den Felsen Platz, die Dörfchen erhalten ein anderes Aussehen — etwas Neues!

Ein Flüsschen taucht auf. Es windet sich unten zwischen weissen Steinblöcken. Blaugrün wie Malachit, lockend wie ein Märchen — die Soča, der Isonzo!

Es gibt vielleicht keinen schönern Fluss auf Erden. Er windet sich wie eine spielerische Schlange, spielt darauf los ohne Rücksicht darauf, ob ihn jemand betrachtet oder nicht, hüpft, fällt, plätschert — glücklich durch sich selbst und für sich selbst. Man würde sich nicht wundern, wenn man plötzlich darin weisse Leiber von Nixen erblickte ...

Die Dörfchen, die am Flüsschen liegen, haben mehrstöckige, steinerne Häuschen ohne Anstrich, mit kleinen Fenstern, sie sehen wie winzige Burgen

aus. Stellenweise taucht die Cypresse auf, das Kind des Südens. Und der Himmel ohne Wolken und farbig wie der kleine Isonzo dort unten.

— — — — — — — — — — — — —

Görz... Man sieht nicht viel davon vom Zuge aus. Die Cypressen mehren sich, die Berge sind kahl, und wenn sie bewachsen sind, sehen sie bestaubt aus. Die Dörfer längs der Bahn sind auf Höhen postiert, ihre Häuschen sind zerzaust und ungetüncht. In den Gärten hängt überall eine Masse buntfarbiger Wäsche. Statt unserer lebendigen Hecken Reihen von aufgeschichteten Steinen.

— — — — — — — — — — — — —

Der Zug fliegt durch den Karst. Verkümmerte Bäumchen auf weiss schimmerndem Boden, nirgends ein Mensch, nirgends ein Tier. Hie und da eine Eisenbahnstation und auch die wie ausgestorben. Es geht schon stark auf ein Uhr. Der Zug donnert durch einen langen Tunnel. Und plötzlich liegt ein Riesenpanorama unten: das weite Meer von der Sonne übergossen, umsäumt von der dürren Landschaft und einer Masse weisser Gebäude. Triest — Tergeste! Die dicke Frau im Coupé haucht ein langgedehntes Ah!, ihre Söhne schreien: Thalatta! Thalatta! der dünne Familienvater schluckt die Beeren einer Traube und lässt sich nicht stören.

Also wieder das Meer! Meine Seele grüsst es wie einen alten Liebling...

Die Bahn windet sich, von den Höhen des Karsts herabsteigend, rund um die ganze Stadt. Meer und Stadt tauchen noch einigemal auf, stets unter einem andern Gesichtswinkel. Endlich steht der Zug stille....

III.

Triest und weiter.

Das Schiff nach Venedig fährt um Mitternacht ab.

Es steht am Molo San Carlo, heisst Espero und bläst nachlässig seine Rauchwölkchen in die Luft, als ob es zu erkennen geben wollte, dass es ihm ganz und gar nicht einfalle, schon jetzt zur Reise zu rüsten. Und heilige Ruhe waltet auch in seinem Innern. Eine gute Weile stehe ich schon da und rufe in drei Sprachen nach einem Menschen. Endlich kommt irgendwoher aus der Tiefe ein Jüngling in der Blüte seiner Jahre, mit der allernotwendigsten Toilette angetan, geklettert, ich vertraue ihm mein Gepäck an, er zeigt mir die Kabine, wo ich übernachten werde, und wir trennen uns.

Ich stehe auf dem Quai. Gegen Nordosten erhebt sich der Karst, in dessen grauem, bestaubtem Grün die Villen der Triester Reichen weiss schimmern. Als wäre hier ein Stück Amphitheater, auf dessen terrassenförmigen Sitzen sich ein stolzes

Publikum bequem niedergelassen hat, um dem Spiele der Schiffe und Schiffchen auf der Bühne der dunklen Meeresfläche zuzuschauen. Gegen Norden wird der Karstrücken niedriger, sein Grün wird bläulicher, und dort, wo er sich völlig zum Meer niedersenkt, taucht das weissschimmernde Schloss Miramar auf...

Der Blick kehrt wieder zum Hafen zurück. Wälder von Mastbäumen und Rauchfängen, kolossale Schiffskörper, Rahen und Segel von Segelschiffen, das Treiben winziger Dampfer und noch winzigerer Nachen verfliessen hier in ein einziges grosses Bild, das die Augen aufnehmen, ohne sich der Einzelheiten bewusst zu werden. Weisse Möwen fliegen schwerfälligen Fluges zwischen den Schiffen durch, lassen sich auf den Wasserspiegel herab und veranstalten eine Jagd auf alles, was von den Verdecken geworfen wird. Mastbäume kreischen, Menschen schreien, irgendwo rasseln Ketten, irgendwo rüstet ein Schiff zur Abfahrt, aufstöhnend im langgezogenen Ton, Lokomotiven pfeifen — und als Grundton aller dieser Töne rauscht lang eine gedehnte, ernste Stimme, in der alles andere gewissermassen nur schwimmt, eine Stimme, von der man nicht bestimmt aussagen kann, woraus sie sich eigentlich zusammensetzt. So hatte ich sie vor Jahren in Odessa vernommen, so jetzt in Triest. Die Sprache des Hafens.

Ich gehe in die Stadt. Überall Unreinlichkeit, jedes Haus hat sozusagen seinen eigenen individuellen üblen Geruch. Alle Fenster sind mit lichtgrünen Jalousien versehen und aus allen Fenstern hängt Wäsche und zwar auch die intimsten Stücke. Die Gasen sind kurz und nicht breit. Cafés und Gasthäuser auf der Gasse unter improvisierten Zelten. Und überall voll Menschen. Und überall lebhafte Gesten und lebhaftes Gespräch — die erste italienische Stadt also auf meiner Reise. Die Aufschriften auf den Geschäftsläden italienisch, die Gasthäuser italienisch, die Kaffeehäuser italienisch und die aufliegenden Zeitschriften darin auch italienisch — auf einem mehrstündigen Spaziergang durch die Stadt erblickte ich nur zwei deutsche Aufschriften: die eine hiess: K. k. Finanzwache, die zweite war die Aufschrift einer Kaserne. O Austria!... An der Peripherie fühlt man gewöhnlich die Zentrifugalkraft am intensivsten. Und kann man sich über Triest wundern? Vespasian hat es zur römischen Kolonie gemacht und heute lugt das nach einer so viele Jahrhunderte währenden Ohnmacht neu belebte Italien nach seinen Kindern, streckt die Arme nach ihnen aus und ruft sie zu sich. Und die Kinder hören die Stimme der Mutter und antworten...

— — — — — — — — — — — — —

Überschäumende Jugend, der Glauben an die Zukunft und feuriger Wagemut pulsieren heute in dieser wenig reinen und stark duftenden Stadt. Bei

jedem Schritt fühlt man, dass man eigentlich nicht mehr in Österreich ist... Man sieht zwar einige Denkmale, wie Karl VI., Leopold I., Maximilian, den Kaiser von Mexiko, ja sogar ein Denkmal, errichtet zum Andenken an die 500jährige Dauer der Verbindung von Triest mit der österreichischen Monarchie — aber diese Monumente sind eher nur ein Tribut an Zeit und Umstände, als ein Ausdruck der Gesinnung der Bevölkerung. Auch Prag hat schliesslich solche Denkmale. Tausend und achthundert Jahre hat die Stadt fern von ihrer Mutter gelebt, und hatte als Pflegemutter eine Frau, die sich herzlich wenig um sie bekümmerte... Man kann sich ganz gut die Situation dieser Stadt z. B. im Deutschen Reiche vorstellen. Mit wie vielen Eisenbahnen wäre sie schon längst mit allen bedeutenderen Städten in der Monarchie verbunden, was für Privilegien hätte sie erhalten, wie hätte sich solch' eine Stadt ausbreiten müssen! Und wie hätte sich eine wirklich politische Regierung längst schon bemüht, ein Gegengewicht gegen das irredentistische Element durch ausgiebige Unterstützung des slovenischen Elements zu schaffen — — — — — — — nein, man wundert sich nicht über Triest!

— — — — — — — — — — — — —

Der Abend naht. Auf dem Leuchtturm hat man die Lichter angezündet, auf dem Quai sind weisse

Lampenlichter aufgeflammt, die Schiffslampen flakkern auf, die Fenster der Häuser, Läden, Restaurants und Kaffeehäuser erglänzen. Die Lichter in den Villen am Abhang des Karsts blitzen, am Himmel funkeln weisse Sterne auf, grössere und hellere, als wir sie bei uns sehen; in den dunkelblauen Himmel starren Mastbäume und Schiffsrauchfänge — ein überwältigender Anblick. Ich gehe auf dem Quai herum, schaue, lausche und denke nicht. Das Meer atmet in ruhigen Zügen, der Hafen spricht, auf dem Quai und auf den Moli strömen hunderte und aber hunderte von Menschen in weissen Toiletten auf der Abendpromenade. Draussen auf dem Meer huschen wie Irrlichter die winzigen Lampen der Ausflugskähne. So ein schöner Abend und so ein schönes Bild, wo der Mensch zufrieden ist, dass er überhaupt lebt und dass er auch eine Eins ist unter den Tausenden um ihn herum, von denen er nichts mehr weiss, als dass sie auch solche Einser sind. Ich wandle unter ihnen, fange Splitter von Sätzen auf und blicke in die sternenhellen Augen, die durchwegs so zufrieden und glücklich scheinen. Hie und da braust irgend ein in die See stechendes Schiff und man träumt unwillkürlich, dass es nach Korfu, nach Hellas, Konstantinopel und ins Schwarze Meer segeln wird, wünscht ihm glückliche Reise und trägt ihm Grüsse auf für Odessa, Jalta und Gursuf...

— — — — — — — — — — — — —

Nach 10 Uhr begebe ich mich an Bord des Espero, gehe in meine Kabine, lege mich nieder und schlafe bald den Schlaf eines müden Menschen. Und in den Traum hinein höre ich das Rasseln von Ketten, Kommandorufe, das Ächzen der Schiffe und den Taktschlag der Schiffsschraube...

— — — — — — — — — — — — —

Ich erwache zeitlich. Durch das runde Fenster sehe ich ein dunkelrot erleuchtetes Ufer, Häuser, einen Turm, Bäume. Ich trete auf das Verdeck. Es ist kalt. Um das Schiff herum wälzt sich das Meer wie lebendiger, grüner, weiss geäderter Marmor. Gerade vor dem Schiffskiel erstehen langsam ein paar weisschimmernde Flecken, welche wachsen und zu einer Gruppe von rosigen Flächen, gebrochenen Linien und hellen Kurven erwachsen. Der Glanz der Sonne liegt auf ihnen mit seiner Vollkraft und die geraden Linien verdicken sich und die Flächen wachsen, schon bemerkt man in ihnen die Fensteröffnungen, in den Fenstern blitzen Gläser wie eingesetzte Diamanten und Rubinen, das Schiff fliegt und fliegt auf sie zu, die Sonne steigt hinter unserem Rücken höher und höher, ihr dunkelrotes Licht wandelt sich in weisschimmerndes Gold, die Stadt vor uns wächst und wächst, klar treten schon einzelne Paläste und Dome hervor — Venezia, Venezia!

Der Espero mässigt seinen Flug. Links zieht sich das grüne Ufer des Lido hin, wir passieren ein

Kriegsschiff mit glänzenden Geschützen und einem Gewimmel von Matrosen, einige Torpedoboote, andere Schiffe, die als Kasernen dienen — und plötzlich steht der Dogenpalast vor uns, die St. Georgskirche und Maria della Salute.

Venezia! Welch ein prachtvoller, überwältigender Eindruck! Der Espero schleicht nur mehr und man trinkt mit den Augen diese ganze märchenhaft schöne Stadt. Schwarze Gondeln stehen dort eine neben der andern. Die Seufzerbrücke erkenne ich, die Säule mit dem Löwen des heiligen Marcus winkt uns stolz ihren Gruss vom Quai zu, alles so stolz, so herrlich — Venedig, die Königin der Adria!

Unser Schiff landet schliesslich gerade gegenüber dem Dogenpalast. Ich bohre meinen Blick in die Harmonie seiner Gotik und seines byzantinischen Stiles, ich durchdringe mit den Augen seine Wände, schwelge mit der Seele in seiner Geschichte — — während der phlegmatische italienische Zollbeamte, der handwerksmässig die freigebenden Marken auf das Gepäck klebt, zu mir kommt, nach meinen Sachen fragt und ohne weiters den braunen italienischen Adler auf meinen Koffer drückt. Und schon ist ein gefälliger Facchino da, packt den Koffer und bahnt sich seinen Weg durch die Schar der Reisenden zu der kleinen Brücke, auf welcher man in die Gondel heruntersteigt...

IV.

Venezia.

In Venedig nicht gewesen zu sein ist heutzutage wirklich schon eine Schande; über Venedig heute noch etwas schreiben wollen, ist geradezu eine Geschmacklosigkeit.

Aber nur, wer dort gewesen ist, wird begreifen, dass man diese Geschmacklosigkeit begehen muss. Eine Leiche sehen, kann für den Augenblick mächtig wirken; aber das Sterben zu sehen und zwar ein solches Sterben, in welchem Venezia allmählich erlischt, die einst so stolze Königin der Adria, das vergisst man sein Lebtag nicht, und bis ans Ende wird man sich die tragischen Eindrücke und melancholischen Erinnerungen ins Gedächtnis zurückrufen. Und ist man ein Literat, so schreibt man. Es haben ja tausende vor uns geschrieben und tausende werden nach uns schreiben — — so lange sich nicht die Wogen der grünen Wässer über diesem so traurigen, so anmutigen und so grässlichen Seemärchen geschlossen haben, welches Venezia hiess.

Tausend und einhundert Lebensjahre! Auf Inselchen und dem Meer abgerungenen Stellen entstand damals die Stadt. Eine Stadt nüchterner, praktischer Kaufleute, die nur ein einziges Interesse hatten: reich zu werden. Sie gönnten sich keine Bequemlichkeit, scheuten keine weiten Reisen und

die Hauptsache: sie kannten keine Stimme des Gewissens. Harte Mathematiker des Daseins, deren durchdringende abschätzende Augen aus den pergamentenen regungslosen Antlitzen aus den Bildern späterer Zeitalter auf uns blicken. Ihre Stadt wurde bald zum Staat, der sich in alle politischen Händel mischte, ob dies nun die Kämpfe der Kreuzfahrer gegen den Halbmond waren, oder die Empörung der lombardischen Städte gegen die deutschen Kaiser, und verstand aus allem ihren Profit herauszuschlagen. Sie war unbeschänkter Herr auf dem Mittelmeer, weil sie die einzige Seemacht war, und war ein gewichtiger Faktor auf dem festen Lande, weil sie Geld besass, womit sie sich zu jenen Zeiten, da das Soldatentum ein Handwerk war, die besten Söldner und die tüchtigsten Generäle dingen konnte. Ein feindlicher Fuss betrat niemals ihr Gebiet.

Dieser Staat war eine Republik, deren Haupt der auf Lebenszeit gewählte Doge war. Aber das corno ducale, die Dogenmütze, war keine beneidenswerte Krone. Von den ersten fünfzig venezianischen Dogen resignierten fünf freiwillig auf diese Würde, fünf wurden verbannt, nachdem ihnen zuvor die Augen ausgestochen worden waren, fünf ermordet, neun abgesetzt, zwei fielen in Kämpfen.

Im Jahre 827 brachte ihre Flotte aus Alexandria den Leib des heiligen Marcus, der der Patron der Republik wurde. Und mehr als Patron. Ihr un-

sichtbarer Herrscher, Beschützer, Schild und Schwert und Gesetzgeber. Die Sache des Staates wurde zur Sache des heiligen Marcus, der Patriotismus ein Glaubensartikel, das Banner der Republik das Banner des Heiligen, ihre Feinde wurden seine Feinde. Gegensätze berühren sich — diese nüchternen Praktiker verketteten sich durch einen mystischen Bund mit einem von den Himmlischen und machten eine metaphysische katholische Sanktion ausfindig für Handlungen, gegen welche das Regiment der allerärgsten römischen Kaiser die reinste Maienidylle war. Ihrem Patron erbauten sie seine Kirche, die eine der seltsamsten und schönsten Bauten der Welt ist. Alle Stilarten, vom byzantinischen angefangen über den romanischen und die Gotik bis zur Renaissance, sind hier vermischt und ineinandergeflochten, Farben, Gold, Mosaik und Fresken feiern hier wahre Orgien und doch ist die staunenerregende, das Schönheitsgefühl nicht beleidigende Harmonie ein Unicum unter den christlichen Kirchen. Was diese Kaufleute für ihr Geld hier auszuführen in der Lage waren, das haben sie ausgeführt. Und was nur möglich war, ward hier Ereignis.

Das Streben ihren Reichtum zu zeigen und sich mit ihrem Glanze zu brüsten lebte in dieser Geldaristokratie. Um das Jahr 1000, am Himmelfahrtstage fuhr zum erstenmal der Doge auf seinem Bucentoro aufs Meer hinaus zur Insel Lido und feierte

seine Vermählung mit der Adria, indem er einen goldenen Ring in die Wellen gleiten liess. Dieser Tag war sodann der grösste Feiertag Venedigs. Tausende und abertausende von Booten in prangenden Farben begleiteten das Dogenschiff, die Stadt und das Meer erdonnerten vom Jauchzen und der blaue Himmel über ihnen schien vor Seligkeit zu beben. Nichts kam dem Glanze und der Macht dieses Staates gleich. In der Mitte zwischen Osten und Westen, mitten unter so vielen Völkern gelegen, schien er vom Schicksal ausersehen sie zu beherrschen und sich an ihnen zu bereichern. Und bei einem solchen Feste werden wohl solche Reflexionen in den Herzen und Seelen und von den Lippen geklungen haben...

Im Jahre 1297 wurde der »Grosse Rat« begründet. Die Aristokratie riss die Herrschaft an sich, die Mitgliedschaft des »Grossen Rates« wurde in einigen Familien erblich, und diese Familien wurden in das »Goldene Buch« eingetragen. Die Macht des Dogen wurde sehr beschränkt; dafür wurde ihm ein neuer Palast erbaut. Ein Teil davon war schon vollendet, als die Affaire Marino Falieris kam. Der achtzigjährige Doge fasste am Spätabend seines Lebens einen jugendlichen Plan: die Macht dieser Aristokratie zu brechen. Der Anschlag wurde verraten, Marino Falieri wurde zwischen den Säulen der Piazzetta enthauptet, der Baumeister des Dogenpalastes Calendario, einer der Mitverschwore-

nen, wurde mit einigen hunderten von Dalmatinern an die Säulen seines Werkes gehängt und über Beschluss des Grossen Rates wurde bei Strafe von 1000 Dukaten verboten, von der Fortsetzung des Baues zu sprechen. Der Doge Mocenigo erlegte nach siebzig Jahren freiwillig die Busse und der Bau wurde fortgesetzt.

Und wiederum welch ein staunenswertes Ding dieser Dogenpalast! Bloss in einer Stadt, wo es keine Traditionen der Antike gab, konnte ein solcher Bau zur Geltung kommen. Auf zwei Reihen zarter gotischer Säulen erhebt sich die mächtige, ins Dunkelrot hinüberspielende Masse des ersten Stockwerkes, mit einigen wenigen Fenstern, hart, schwer, auf den Säulen mit vollem Gewicht lastend, als wollte sie sie zur Erde drücken und zermalmen. Brutal, rücksichtslos ist dieser Bau, wie dieser ganze Staat war — und doch wieder beleidigt er nicht und wiederum ist er unvergesslich.

Und dieser Stil wurde in Variationen zur Vorlage für die Mehrzahl der venetianischen Paläste, welche das Wasser des Canal Grande umsäumen. An ihn erinnert Cà Doro, Foscari, Dario, Loredan, de' Turchi — überall eine Mischung von Gotik, romanischem und byzantinischem Stil.

Als Konstantinopel von den Türken erobert wurde, erstand Venedig in dem räuberischen osmanischen Element ein gefährlicher Feind. Die Re-

publik führte lange Kämpfe mit ihm und nicht ohne Ruhm, aber zum Schluss verlor sie denn doch eine ganze Anzahl ihrer Kolonien und ihr Handel begann zu sinken. Nun hätte es an ihr gelegen, ihr Augenmerk auf Italien zu richten und zu trachten der Krystallisationspunkt seiner Einheitsbestrebungen zu werden, aber den praktischen Tagespolitikern fehlte dieser höhere Standpunkt. Die Liga von Cambrai brachte sie um die Mehrzahl ihrer kontinentalen Besitztümer in Italien — die Macht der Republik war gebrochen. Nun trachtete sie bloss dasjenige zu erhalten, was sie besass, die rücksichtslose Herrschaft der Aristokratie zu Hause, das unterdrückte, rechtlose Volk, zu dessen Augenweide Feste, Belustigungen, wohl auch blutige Schauspiele veranstaltet wurden ... Das Leben des Staates erstarrte im status quo — und so beginnt für jeden Staat der Untergang.

Und hier beginnt der zweite Teil der venetianischen Geschichte. Der ruhmreichere, vornehmere, unsterbliche. Der Adel gab den Handel auf und begann Kunst und Wissenschaft zu pflegen. Bildhauer, Architekten, Maler nehmen den Platz der Condottieri und Generäle ein. Alessandro Leopardi, Jacopo Sansovino, Bellini, Giorgione, Tizian, Tintoretto, Veronese, Tiepolo — im Dogenpalast, in den Kirchen und Gebäuden am Canal Grande sprechen diese Namen zum Menschen mit gewaltiger Stimme.

Die Kunst blühte, die Republik vegetierte. Würdig zwar, ja hie und da blitzte noch ihr Ruhm auf, ihre Diplomaten und Gesandten ragten an fremden Höfen durch scharfsinnige Auffassung der Situationen und in der Einschätzung von Personen und Ideen hervor (ihre Berichte in den verschiedenen Archiven sind heute die bedeutungsvollsten Dokumente für Zeiten und Menschen) — aber die Sonne neigte sich zum Untergang. Im Jahre 1797 besetzte ein napoleonischer General Venedig. Das goldene Buch wurde verbrannt und der letzte Doge, Manin, legte seine Würde nieder... Und das war das Ende.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich fahre in einer Gondel auf dem Canal Grande. Jene Paläste berühmter Namen sind verödet, die Pflöcke vor ihnen, an die man die Gondeln anzubinden pflegte, haben ihre Farbe verloren, die Fensterscheiben sind zertrümmert, die Verzierungen vom Regen abgewaschen — ein Anblick zum Verzweifeln. Es fällt einem ein, dass man hieher gehen sollte, wenn man sterben soll oder will . . .

— Palazzo Vendramin — weist der Gondoliere. Hier starb Richard Wagner...

Palazzo Mocenigo — hier wohnte Giordano Bruno, hier schrieb Lord Byron seinen Don Juan, Falieri, Sardanapal...

Palazzo Volkov — auf dem Balkon dort sitzt eine Frauengestalt ganz in weissen Spitzen — sie

stützt die Schläfe mit der Hand und blickt irgendwohin ins Meer hinaus — Eleonora Duse! . . . Plötzlich wurde mir die Harmonie zwischen ihrer Kunst und dieser sterbenden Stadt klar — diese Frau hat für sich wirklich die ihr einzig angemessene Wohnung gefunden . . .

— — — — — — — — — — — — —

Ich durchschreite den Dogenpalast. Die Bleikammern, der Saal des »Grossen Rates«, die Kammer der »Zehn« und der »Drei«, die Löwenrachen, in welche man die Denuntiationen hineinwarf, Fresken, Bilder, Deckendekorationen, in der Bibliothek in einer Reihe von Dogenportraits der leere »Platz des wegen seiner Verbrechen hingerichteten Marino Falieri«, Möbelstücke, Sammlungen, die »Seufzerbrücke« — die ganze Geschichte Venedigs ist dort, und die ganze Seele dieser Geschichte begleitet dich durch diese Räume . . .

— — — — — — — — — — — — —

Bei Sct. Marcus grosse Messe. Das Volk betet dabei laut. Die Domherren sitzen zu beiden Seiten des Altars und langweilen sich offenbar. Die Orgel spielt bei Übergängen im Polkatakte — am liebsten möchte man alles, was hier atmet, hinausjagen, die Kirche absperren und sie so lassen, »bis ihr Tag kommt.«

— — — — — — — — — — — — —

Ich betrachte das berühmte Denkmal Colleonis das Grabmal Tizians und Canovas, die prachtvollen

Dogen-Gräber, Tizians L'Assunta, eine Masse von Madonnen, von St. Sebastianen, Historienbildern und das Denkmal Victor Emmanuels am Quai, das geradezu ein schreiender und unverschämter Anachronismus in dieser Stadt der Vergangenheit ist...

— — — — — — — — — — — — —

Ich schlendere durch die Gassen. Nirgends ein Wagen, ein Fahrrad, ein Automobil, eine Tramway — kein Lärm, kein Staub — stille, stille... Läden gibt es allerdings, Menschen sind da, freilich — aber das ist alles stilwidrig, stört nur. Öde sollte es hier sein...

— — — — — — — — — — — — —

Ich biege in die toten Nebengässchen ein, blicke in die leeren Kirchen, stehe auf den schlafenden kleinen Ringplätzen. Die Menschen wärmen sich da an der Sonne, erheben sich, schleichen träge an mich heran und strecken die Hand aus: »Trinkelt!« ... Männer, Weiber, Kinder — alles. In der Kirche verweilt man einen Augenblick, schon kommt der Kirchendiener und streckt seine Hand aus. Man steigt in eine Gondel ein, irgend ein Kerl stösst sie ab mit dem Fusse, zugleich jedoch hält er sie mit einer Hand fest und die andere streckt er dir entgegen...

Venedig... Im Altertum hatte es bereits eine solche Stadt rücksichtsloser Egoisten, hartherziger Kaufleute, rechnender Krämer gegeben — die Stadt der Phönikier, Karthago. Das Venedig der fernen

Vergangenheit. Und es ging an den Eigenschaften seiner Kinder zugrunde, wie dieses Venedig hier. Aber wenigstens wusste es rühmlich und stolz zu sterben: mit dem Schwerte in der Hand, in Flammen, im Qualm — es verstand so zu sterben, dass die Weltgeschichte an seinem Sterbelager entblössten Hauptes steht — — während dieses Venedig da — — eh! Eine sterbende Bettlerin, die einmal etwas war, sitzt sie da und bettelt in Fetzen, welche zur Zeit ihrer Blüte ihr Festgewand waren. — — Warum verstand sie es nicht zur rechten Zeit zu sterben? Nichts peinlicheres als so ein langsames Dahinsterben... Es ist noch nicht ganz tot und schon so viele Geier darauf. Auch die Kinder, kaum dass sie flügge werden, zeigen schon ihre Geiernatur — sie laufen einem nach, ziehen einen am Rock und betteln, betteln.

Die Kinder tun mir leid. Sie sind so gelb und unkindlich — es fehlt ihnen die Gesellschaft von Gras und Bäumen.

— — — — — — — — — — — — —

Und als ich alles durchschritten habe, fahre ich auf den Lido hinaus. Eine widerwärtige Insel — sie schlägt nämlich so ganz aus der Art des venetianischen Stiles. Dort der fünfte Akt einer Tragödie, hier so etwas wie eine einaktige Posse. Bäder, Hotels, Tramway, Lawn tennis — es verdriesst mich geradezu, dass ich hergefahren bin.

— — — — — — — — — — — — —

Und wie ich von hier aus auf die Stadt blicke, sehe ich ganz deutlich, wie der Glockenturm San Pietro di Castello sich bedeutend neigt. Und ebenso, dass sich die zweite Campanile, die weiter links von ihm steht, neigt. Das ist keine Autosuggestion, das ist Wirklichkeit...

V.

Ein Intermezzo.

In der Bibliothek des Dogenpalastes, als ich mich in den Anblick eines Risses in der Wand vertieft hatte, fragte mich plötzlich eine weibliche Stimme scharf: Bitte, sprechen Sie deutsch?

Unter weissem Strohhut ein Schopf lichter Haare, grosse braune Gazellenaugen, ein graues Kleid, eine Tasche an der Seite, den Baedecker in der Hand, so stand sie neben mir, eine mittelgrosse, etwa sechsundzwanzigjährige Dame. Sie blickte mir nüchtern und kaufmännisch in die Augen und als ich bejaht hatte, sagte sie trocken: Gut. Und noch ein Weilchen blickte sie mich an, als wollte sie mich durchschauen und als ob sie sich einen Plan im Innern zurechtlegen wollte — dann begann sie: sie habe zwar einen Baedecker, sie kenne sich aber darin nicht aus, ferner dass darin eine Unmasse Dinge stehen, die sie gar nicht interessieren, und über andere, die sie interessieren

würden, könne sie darin keine Aufklärung finden, wenn ich gestatte, würde sie mich bitten sich anschliessen zu dürfen. Mein Programm werde nicht im geringsten durch ihre Anwesenheit gestört werden, sie werde zufrieden sein, wenn ich ihr das sage, was ich selbst sehen werde, und wenn sie schon eine Frage stellen sollte, werde ihr auch die bündigste Antwort genügen. Sie verfolge mich schon einige Stunden in dem Gewühl der Touristen und habe den Eindruck, dass ich alles anders anschaue als jene. Und die Hauptsache, sie werde Ruhe vor den zudringlichen Ciceroni haben.

Sie sprach in korrektem Hochdeutsch. Hie und da rang sie um einen Ausdruck, den sie aber schliesslich doch fand. Sie sprach in kurzen Sätzen, wie alle, die sich in einer ihnen fremden Sprache ausdrücken, selbst wenn sie sie noch so gut beherrschen.

Ich verbeugte mich, sagte eine entsprechende Phrase und wir gingen. Wir durchmusterten die Münzensammlungen, eine Masse von Bildern, von Skulpturen, gingen in die Bleikammern, auf die Seufzerbrücke, betraten die gespenstischen, unterirdischen Gefängnisse und traten wieder heraus.

Auf dem St. Marcusplatz lag herrliches Sonnenlicht. Hunderte und aberhunderte von Tauben tummelten sich dort, Touristen standen unter ihnen und fütterten sie. Das gehört zum Besuche Venedigs. Eine Schönheit in weissem Kleide hatte

einige Tauben auf ihre Hände und Schultern gelockt, zehn Schritte vor ihr stand ein junger Mann. Den Kodak in der Hand nahm er begeistert Momentbilder dieser Gruppe auf. Wir durchschritten den Platz und kehrten zu der Stelle zurück, wo unlängst noch die berühmte Campanila stand, die sie jetzt neu aufbauen wollen. Einige Meter ist sie bereits hinaufgetrieben; aber der Bau stockt... Ein bizarrer Gedanke, in einer Stadt, die dem Tode geweiht ist, noch bauen wollen; bevor dieser Turm fertig sein wird, werden zehn andere einstürzen.

Ich erklärte meiner Begleiterin gemessenen Tones alles, was ich sah. Selbst stellte sie keine Frage; wofür sie besondere Vorliebe besass, blieb mir verborgen. Nun wartete ich, ja hoffte ich ein wenig, dass der Augenblick des Auseinandergehens gekommen sei. Ich liebe die Einsamkeit, und am meisten, wenn ich reise.

Sie erriet meine Stimmung. — Wie lange werden Sie sich in Venedig aufhalten? — fragte sie.

— Ich reise heute abends.

— Ich auch. Nach Rom. —

Das Wort »Rom« elektrisierte mich. Ich schlug ihr einen Besuch der Sct. Marcuskirche vor. Es fallen dort gerade die Sonnenstrahlen schief auf, wir wollen uns die gemalten Fenster und Mosaiken ansehen.

Ein freudiger Blitz zuckte in ihren Augen auf. Wir begaben uns auf den Weg. Es gab dort einen

Digitized by Google

Segen, um den Altar herum wimmelte es von violetten Domherren, mehr als von andächtigen Gläubigen in den Bänken. Touristen gingen mit Baedeckern und Ciceroni umher, Kirchendiener rasselten mit Schlüsseln und Blechbüchsen, die alten erstarrten Mosaiken leuchteten im verräucherten Gold und die gemalten Fensterscheiben strahlten in lebendigen Farben.

Wir liessen uns auf einer der Bänke nieder. Meiner Begleiterin löste sich die Zunge. Sie sei mir dankbar für meine Güte. Sie verstehe kein Wort italienisch, spreche nur deutsch, französisch und russisch. Ein Jahr habe sie in Wien, dann in Bern studiert und habe das schweizerische Doktorat erworben.

Ich erklärte, dass ich auch aus Wien sei, und stellte mich vor. Sie reichte mir die Hand. Sie kenne meinen Namen von einem Diskussionsabend her. Sie fragte nach dem Ziele meiner Reise. Ich gestand ihr: Rom.

Dann schwieg sie. Sie überlegte offenbar. Nach einer Weile sagte sie: St. Marcus erinnert mich an unsere russischen Kirchen.

— Sie sind Russin?

— Aus Moskau. Wollen Sie schon gehen? — fügte sie hinzu.

Wir gingen hinaus. Wir fuhren auf die Insel Lido. Auf dem kleinen Dampfer war eine Menge von Menschen.

— Möchten sie mich nach Rom mitnehmen? — flüsterte sie mir russisch ins Ohr.

— Ja. —

Und wieder Stille. Sie blickte mich nur dankbar an, aber der Blick dauerte nur einen Moment, und der strenge, gemessene Ausdruck kehrte wieder in ihr Gesicht zurück. — Die Dampferschraube arbeitete stöhnend, Plaudern und Lachen umtönte uns, die breite zerfranste goldene Säule des Sonnenlichtes lag auf dem Meere. Dampfer standen da still, schwarzen Qualm aushauchend, Gondeln fuhren hin und her, im Takte mit ihren Schnäbeln nickend, unter ihren schwarzen Baldachinen schmiegten sich verliebte Pärchen aneinander — verliebte Pärchen gibt es überhaupt viel in Venedig, in solch' einem Milieu des Sterbens ist offenbar die Liebe eine besonders angenehme Sache...

Wir stiegen aus und gingen durch eine schattige Allee längs der Pferdebahn zu den Bädern. Mein Berner Doktor wurde gesprächig: — Ich heisse Sofia Petrovna, der Familiennamen tut nichts zur Sache. Ich hatte gute Gründe aus Russland wegzufahren. Auch mein Pass lautet nicht auf meinen Namen und wollen Sie mich, bitte, nur: »Fräulein Anna« nennen, nichtwahr?

— Ja. —

— Wissen Sie, was im westlichen Europa sehr unangenehm ist? Dass eine Frau nicht allein reisen kann, wenn sie nicht gerade eine bejahrte Matrone

ist. Eher vertreibt man Fliegen als die zudringlichen Kerle. Im Zug, im Restaurant, ja sogar die Kellner im Hotel... Und wenn man noch so deutlich zu verstehen gibt, dass unsere Grammatik kein Masculinum hat, nur feminina und neutra — alles umsonst. Und wie das ermüdet! Dieses ganze männliche Geschlecht ist unglaublich leer; je mehr man es kennen lernt, desto weniger schätzt man es. Faktor der Zukunft wird einzig und allein die Frau sein.

— Ich danke Ihnen im Namen dieses männlichen Geschlechtes, Sofia Petrovna. —

— Nichts da. Sie haben versprochen: Fräulein Anna. Gewöhnen Sie sich daran, bitte. Übrigens gibt es Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

— Ich danke diesmal im eigenen Namen also, Fräulein Anna.

— Ah was, lassen wir das Geistreicheln! Verfolgen Sie unsere Revolution?

— O ja, aber ich verstehe sie nicht. Ich erfasse Russland bloss mit dem Herzen, und glauben Sie mir, mich schmerzen sowohl die Erfolge als auch die Misserfolge Ihrer wunderlichen Revolution. —

— Sie können uns nicht verstehen und niemand versteht uns. Russland ist zu ausgedehnt und darum kann es nur lokal aufflammen, niemals ganz und auf einmal. Und wieviel Momente da mitspielen! Wie viel Elemente! Schade um jedes Wort. Wenn Paris Revolution macht, marschiert ganz Frankreich

hinter ihm; bei uns ist es nicht so, kann es nicht so sein... Übrigens haben bei uns nur Attentate einen Sinn. Von Erfolg begleitete Attentate. Mit Schlägen und Schrecken haben sie uns in Schranken gehalten, mit Schlägen und Schrecken werden wir sie zum Nachgeben bringen. Mehr wollen wir nicht. Nur nachgeben...

Wir betraten eine Gartenrestauration und liessen uns Kaffee geben. Venedig lag vor unseren Augen und Sofia Petrovna, noch ganz Feuer und Flamme, hochgerötet, versendete über die ganze Bucht Blicke, die ganz etwas anderes als die Bucht sahen. Ihn beiseite schaffen, hätte keinen Sinn. Wenigstens momentan nicht. Wenn es aber später nötig sein wird, wird man es schon besorgen. Damit der, der nach ihm kommt, mürbe wird. Ein Unglück ist es, dass die hessische Fliege*) doch einen Knaben bekommen hat. So ein Kind kompliziert die Situation.

— Eh was! — Sofie Petrovna machte eine abwehrende Handbewegung und ihr Gesicht verfinsterte sich.

Die Japuschki haben uns auf die Beine geholfen, Gottlob — fuhr sie fort — und zum Glück Russlands hat euer ganzes Europa keinen einzigen Menschen, der ein Staatsmann wäre; können Sie

*) Ein Wortspiel; hessische Fliege heisst im Russischen unsere spanische Fliege. Anspielung an die Abkunft der Czarin, zugleich ihr Spitznamen in Russland.

sich vorstellen, was etwa Bismarck getan hätte? Aber was! Waren Sie schon in Russland? —

— Ja. In Odessa, auf der Krim. —

— Odessa — Sofie Petrovna gab es einen deutlichen Ruck — eine schöne Stadt, nicht wahr? Ich war unlängst dort. Die Tochter Kaulbars' war meine Mitschülerin. Ich wollte sie besuchen, aber es gelang nicht — wo werden Sie in Rom wohnen? —

— Via Alibert. Hôtel Alibert Bavaria. Logis und Pension nur acht Lire täglich. Am Fusse des Monte Pincio, in der Nähe des Corso — —

— Würde es Sie stören, wenn ich auch dort absteigen würde? Ich bitte Sie, helfen Sie mir! (Sie faltete ihre Hände.) Ich fahre mit Ihnen, sagen Sie überall, dass ich aus Wien und Ihre Bekannte bin. Ich werde ihnen nicht zur Last fallen, ich mache keine Ansprüche, ich verlange nichts, als Ihr unauffälliger Schatten zu sein. Jeden Abend werden wir wie zwei Rechenmeister Rechnung machen — ja? Ich bitte sie darum. — Wir reichten uns die Hände.

Und in diesem Augenblicke fiel mir folgende Geschichte ein: Vor einiger Zeit wurde in Odessa ein eigentümliches Attentat versucht. In den Palast des Generals Kaulbars kam ein Fräulein, das dem Portier sagte, dass sie eine Mitschülerin der Tochter des Generals sei und dass sie sie besuchen komme. Der Portier begleitete sie zur Treppe, das Mädchen stieg diese hinauf, plötzlich jedoch fiel ihr das Ridicule aus der Hand — und eine Bombe

platzte. Ich weiss nicht, ob jene Nihilistin dabei ums Leben kam, oder ob es ihr gelang, zu entkommen, ich weiss es nicht — aber dieses Abenteuer fiel mir gerade in diesem Moment ein. Dabei blickte ich Sofia Petrovna an, welche plötzlich ihre Augen zu mir wandte und sie dann pfeilgeschwind, als hätte sie meine Gedanken erraten, zur Erde schlug.

— — Die Sonne ging unterdessen unter. Das Meer erglühte, die Luft war voll goldener Stäubchen. Wir kehrten von der Insel zurück. Sofie Petrovna sprach kein Wort mehr. Im Hotel Bauer bezahlte sie ihre Rechnung, liess sich den Koffer zur Gondel bringen, wir stiegen ein und fuhren auf dem Canal Grande zum Bahnhof.

Es wurde ganz finster. Einsame Laternen blinzelten durch die Finsternis, die Gondeln rauschten still in dem schwarzen Wasser, in den herabgekommenen Palästen flimmerte nur da und dort ein Licht — — in der Finsternis war Venedig noch trauriger als bei Tage...

VI.

Von Venedig in die Apenninen.

Mondnacht.

Der Zug verlässt den Bahnhof von Venedig. Er hätte um ¾11 Uhr oder in der Sprache der ita-

lienischen Fahrpläne ausgedrückt »um 22 Uhr 45 Minuten« abgehen sollen, aber er rührte sich erst eine halbe Stunde später, was gewissermassen eine stabile Gepflogenheit der italienischen Bahnen überhaupt zu sein scheint. Der Zug fährt über die entsetzlich lange Brücke Ponte sulla Laguna, rechts und links eine Masse Wasser, die Brücke ist nicht hoch, der Zug scheint geradezu mitten durch das Wasser zu fahren. Sofia Petrovna hat aus der Handtasche ihren Reisepolster hervorgeholt, den Hut tief über die Augen gezogen und schläft den Schlaf des Gerechten, ich blicke hinaus auf das Spiel des über die Wasserfläche hingleitenden Mondlichtes und denke an Rom. Wir fahren direkt, nicht einmal in Florenz machen wir Halt. Das Bild des sterbenden Venedig liegt mir in der Seele, durch welche im Takte des dröhnenden Zuges wie fernes Rauschen ein Trauermarsch zieht...

— — — — — — — — — — — — —

Die Brücke liegt hinter uns. Umrisse von Bäumen, Weinbergen, Wiesenflächen. Erste Station: Mestre. Auf dem Bahnhof Stille. Ein paar Leute laufen hin und her, die Lokomotive holt laut Atem, wie ein abgehetzter Mensch. Pronti! schreit hinten der Kondukteur. Die Trompete schrillt; wir fahren. Ein paar Türme, Kuppeln und Häuser sehe ich in Mondlicht getaucht. Wie eine Miniatur von Venedig erscheint einem dieses Mestre.

— — — — — — — — — — — — —

Padua... Türme, Mauern und Zinnen wie Zähne, Flächen von dunklen Dächern und Schilder alter Häuser. Alles so eigentümlich hart und scharf wie Städte auf den Bildern Andrea Mantegnas, der hier geboren wurde.

— — — — — — — — — — — — —

Der Zug donnert durch die Ebene. Hie und da Berge, und Klöster oder Basteien auf den Gipfeln, Weinberge, Felder. Manchmal dröhnt eine eiserne Brücke unter uns, wir setzen über Flüsse.

— — — — — — — — — — — — —

Ferrara. Die Stadt sieht man nicht. Ich suche sie nur mit dem Auge der Seele. Der Sitz der Lucretia Borgia, des goldhaarigen Töchterchens des Papstes Alexander VI., die Stadt Ariosts, Tassos und der Parisina Byrons — und wiederum: Pronti! und frisch Atem holend rüstet sich die Lokomotive zu neuem Lauf.

— — — — — — — — — — — — —

Sofia Petrovna schläft. Unwillkürlich lehne ich auch den Kopf an die Wand und schliesse die Augen. Der Zug dröhnt sein Schlummerlied. Phantastische Bilder ziehen durch den ermüdeten Geist. Ich schlummere ein...

— — — — — — — — — — — — —

Plötzlich ein grässlicher Lärm draussen, irgend ein aufgeregter Mensch stürzt ins Coupé und brüllt mit dem Mund, den Augen, den Händen und

dem ganzen Körper: Aussteigen! Alles aussteigen! Rasch, rasch!

Bologna... Ich steige aus. Es geht auf drei Uhr. Auf dem Bahnhof eine Unmasse von Menschen. Mehrere Züge fahren nach Mailand zur Ausstellung, alle sind vollgepfropft, unsere Wagen hat man an einen von ihnen angekoppelt, in die Waggons drängt sich eine Masse von Leuten und der Zug fährt weg. — Geschrei, Streit, ein Hetzen und Jagen und das Ganze wie ohne Zweck. Als wenn sie den Spektakel nur um des blossen Spektakels willen machten! Auf den Geleisen werden Wagen hin und her geschoben und an die stehenden Wagen mit solchen Gewalt gestossen, dass es nur so kracht und diese einige Meter weit von ihrer Stelle fliegen. Ein schreckliches Gepfeife, Läuten, Atemschöpfen von müdegehetzten Lokomotiven. Alle fünf Minuten dieses Aufschreien des Portiers, der die Züge mit einem so verzweifelt schmerzlichen Tonfall der Stimme ankündigt, als wenn er ein grosses Unglück verkündete, das ihn eben betroffen hat. Auf dem Perron promeniert das Publikum. Viele von ihnen sind sicher aus der Stadt hiehergekommen, wie man auf den Corso geht. Sie begrüssen sich, unterhalten sich und sind elegant angezogen, als kämen sie aus dem Theater oder von einer Tafel.

Der hochgewachsene, schlanke Stationsvorstand schreitet gemessenen, militärischen Schrittes

durch dieses Getümmel und kümmert sich um nichts. Unter der silberverbrämten Kappe trägt er den schönen Kopf mit einem martialischen grauen Schnurbart, die Hände auf dem Rücken wie Napoleon, und durchschreitet, ein Symbol der Würde, der Macht und der Ordnung, die ganze Länge des Perrons, ohne mit der Wimper zu zucken. Ich fasse Mut, gehe zu ihm und frage, wann der nächste Zug, il prossimo treno, nach Rom fährt.

— Das ist unbestimmt, — antwortet er voll Würde — bis wir Wagen haben werden.

— Wie, Sie haben keine Wagen — wundere ich mich.

— Nein, wir haben keine. Alles geht nach Mailand. Bis die Züge von dort kommen, werden wir den römischen Zug zusammenstellen. —

Und er entfernt sich.

Es vergehen Minuten, es vergehen Stunden. Auf dem Bahnhof immerfort Leben, immerfort Bewegung.

Ich erinnere mich an Frau Austria... Was für ein Sturm hätte sich längst schon auf einem Bahnhof meines weitern Vaterlandes in einem solchen Falle erhoben! Welche Flüche, welche Entrüstungsrufe hätten sich den erbosten Seelen österreichischer Staatsbürger entrungen! Was für Urteile und Bemerkungen hätte so ein Mann und Würdenträger in verbrämter Kappe über sich ergehen lassen müssen! — — Und hier, gar nichts. Das Publikum

steht bei seinem Gepäck, die Männer rauchen, die Frauen betrachten die Promenierenden, niemand entrüstet sich, niemand schimpft...

Sofia Petrovna meint: Was wahr ist: Der Italiener versteht sich darauf eine Bahn zu bauen, versteht es, seinen Lokomotiven Schnelligkeit zu geben, wie man dies vielleicht nur noch in Amerika versteht, aber regulieren kann er die Züge nicht, und offenbar wird er es auch sein Lebtag nicht erlernen. Ein wenig von der deutschen Akkuratesse würde ihnen nicht schaden. — Im übrigen regt sie sich aber auch nicht auf. Sie schaut die Leute an und macht sich hie und da Notizen in ihrem Taschenbuch. — —

Fünf Uhr. Es dämmert. Eine Masse von Wagen ist schon angekommen, eine Masse weggefahren, aber unser Zug ist noch immer nicht zusammengestellt. Und vom Publikum revoltiert auch jetzt niemand, flucht niemand. —

Halb sechs. Der Stationsvorstand schiebt sich wieder an uns vorbei. Wie von ungefähr wendet er ein wenig den Kopf nach uns, erhebt die Hand, zeigt mit dem Finger nach rückwärts und geht weiter. Wir haben verstanden. Es stehen dort einige Wagen, aus denen sich offenbar unser Zug entwickeln wird.

Wir steigen ein. Sofia Petrovna holt ihren Reisekoffer hervor, zieht den Strohhut über die Augen und schläft. Ich blicke aus dem Fenster.

Jeden Augenblick ein furchtbarer Anprall, Rasseln von Ketten, Rücken von Wagen — sie fahren fort unseren Zug zusammenzustellen. Die Lampen blinzeln blind in den nebligen Septembermorgen. Ich sehe in eine Gasse Bolognas und es ist nichts Merkwürdiges an ihr.

Plötzlich ertönt ein verzweifelter Schrei: Partenza! Partenza! als riefe jemand nach Polizei, aber das bedeutet nur das »Abfahrt« unserer Bahnhöfe, und der Zug bewegt sich in der Tat. Wir fahren aus der Station.

Weisser Nebel verdeckt den Horizont. Der Zug fährt durch eine grüne Ebene, voll von rebenumschlungenen Bäumen. Ich schaue auf Bologna zurück. Es liegt im Morgennebel, in welchen seine Türme hineinragen. Im Osten brennt gedämpft eine rote Glut... Das alte Bononia. Die berühmte Universität. Dort irgendwo mitten in der Stadt ist das Palazzo del Podestà, wo der Sohn des grössten Hohenstaufen, des Kaisers Friedrichs II., der blondhaarige Adonis Enzio, zweiundzwanzig Jahre im Kerker sass. Vergeblich machte der Kaiser alle möglichen Versprechungen, versprach der freien Stadtrepublik sowohl Dukaten als auch ein erweitertes Gebiet — ihren Gefangenen liess sie nicht frei. Der schöne Enzio dichtete in seinem Kerker, liebte seine Lucia, die mit ihm freiwillig die Gefangenschaft teilte, in der Gefangenschaft überlebte er

Digitized by Google

seinen Neffen Konradin, in der Gefangenschaft starb er und die Asche dieses letzten Hohenstaufen ruht dort in einem Dome. Welch eine Wendung hätte in der Geschichte Europas eintreten können, wenn die Bologneser Welfen den jungen ghibellinischen Helden freigelassen hätten? Oh, der Böse selbst stand auf der Seite dessen, der sich Stellvertreter Gottes auf Erden nannte! — — —

Der Zug nähert sich einer Gebirgskette, aus welcher spitzige Gipfel zum Himmel starren. Der Nebel teilt sich. Das reine Wasser des Flüsschens Reno stürzt über Steinblöcke. Der Zug dröhnt dumpf und steigt aufwärts. Stellenweise schwindet das Grün gänzlich und das Gebirge zeigt sein felsiges Innere. Hie und da eine menschliche Behausung — es scheint einem ein Rätsel, wie die Leute überhaupt hieher hinaufklettern konnten. Ein Tunnel nach dem andern. Hie und da stürzen Bäche und Flüsschen als hohe Wasserfälle herunter. Von Wasserrissen durchfurchte Flanken und erratische Blöcke zeigen, wie es hier wohl bei Gewitter und Regen aussieht. Wildes Gebirge, wie in sich verschlossen, und nur für sich lebend — endlich also ein Gebirge nach meinem Sinn — — —

Kein Mensch, kein Tier ist da. Nur in der Höhe ruht auf ausgebreiteten Fittichen ein schwarzer Vogel, ein Adler oder ein Habicht, nach Beute auslugend. Die Gipfel wachsen immer höher und höher, ihre Spitzen scheinen in die Himmelsbläue

hineinzustechen, die Tunnels werden länger und länger, der Zug schnaubt vor Anstrengung des Steigens — wir sind offenbar auf dem Kamm der Apenninen. — Sofia Petrovna schläft. —

VII.

Längs der Via Cassia und Flaminia.

Der Zug durchfährt wohl schon den zwanzigsten Tunnel. Jetzt könnte sich aber doch schon die Gegend endlich wieder ändern! Man sehnt sich nach einem weiten Horizont!

Und plötzlich ist der weite Horizont da. Ein ungeheuer breites Tal mit mässig hohen Hügeln eröffnet sich links. Im grauen Grün, wie vom Strassenstaub bedeckt, schwimmen Städte, Ortschaften, einzelne Villen, dunkeln wie Rosenkränze Cypressenalleen, und Kronen dunkler Pinien zeichnen sich am sattblauen Himmel ab — —

— Sofia Petrovna, Toscana! —

Sie öffnet die Augen, in denen noch ein Lächeln aus einem Traume glänzt.

— Ich war gerade in Russland. Bei der Mutter. Sie müssen wissen, sie ist eine Altrussin und zuckerkrank, die Arme — —

Der Zug macht eine Biegung und fährt auf die Ebene herab. In das Land der Oliven, die sich in ihr aristokratisches Graugrün kleiden. Grosse

Digitized by Google

Weinberge rechts und links. Purpurne, wie bereifte Trauben ziehen mit ihrer Schwere die Arme der Rebe zur Erde — sei gegrüsst du granatenes Nass, Chianti, Kind der Sonne, Verscheucher trüber Stunden, düsterer Gedanken und zudringlicher Sorgen.

Pfirsiche, Mandel- und Lorbeerbäume dienen dieser Rebe als Stütze statt unserer Stangen. Und ihre Guirlanden ranken sich von Baum zu Baum und die Weinberge scheinen festlich geschmückt zum Empfange des Gastes Dionysos und seiner Schar. Du stolzer heidnischer Trank, das Christentum hat dich entlehnt und hat dich zum höchsten Symbol seiner Mysterien gemacht — aber du verschmähst diese Rangerhöhung und, getreu deinem olympischen Ursprung, du Geschenk der Olympier, flössest du unserem Blut eine Ahnung jenes Lebens ein, das es einstens gegeben; nahe der Natur, nahe den Göttern, nicht geknickt, nicht versklavt, nicht zertreten — — —

— Florenz — meldet Sofia Petrovna.

Was, das soll Florenz sein? Eine Stadt nicht gar gross, Mauerwälle, ein Gebäude mit typischer Kuppel, daneben ein Turm — und doch nicht — der Zug fährt ein, bleibt stehen — Pistoja, Florenz en miniature.

Kellner mit Körben laufen längs des Zuges hin und her. Eine Flasche Chianti, eine Semmel, Salami, Trauben — Alles für eine Lire — Sofia Petrovna? —

— Da, da. —

Und der Zug fährt wieder weiter.

— Dem Andenken der alten Götter! — trink' ich ihr zu.

— Und aufs Wohl der neuen, die man erst auf den Thron erheben wird! — stösst Sofia Petrovna an.

— — — — — — — — — — — — —.

Wir nähern uns dem wirklichen Florenz. Was, das wäre la bella Firenza? Eine rotbraune Domkuppel, an den Kanten mit leuchtenden Rippen umgürtet, die Campanila daneben, ein paar Dächer — das da soll Florenz sein? —

Aber ehe man es sich versieht, fährt der Zug in die Bahnhofshalle ein und bleibt stehen. Eine Masse Menschen auf dem Perron. — Sofia Petrovna wirft einen Blick aus dem Fenster und meint, dass wir da sicher werden warten müssen, wie in Bologna. Aber der Zug hält sich nicht länger auf als fünf Minuten. Man hat die Lokomotive ausgewechselt und wir fahren.

Ich blicke nach der Stadt zurück. La bella Firenza, das hier? Dante, Giotto, Boticelli, die Medicäer, Savonarola, Fra Lippi, Michlagniolo, Lucca della Robbia — und das da soll Florenz sein?!

— — — — — — — — — — — — —

Eine Kette spitziger Berge der Apenninen zieht sich links allmählich nach rückwärts. Unten, längs der Bahn schleicht irgend ein Wasser dahin, ein

auseinander geflossener unreiner Bach — und das ist der berühmte Arno von Florenz! — —

Eine weisse Landstrasse, umsäumt von einer Baumallee, bleibt uns zur Linken. Es ist dies noch immer die alte Via Cassia, eine von den bewunderungswürdigen römischen Fesseln, mit denen das Imperium die Welt an sich gefesselt hatte, und hunderte von Handelswagen haben sie eingeschlagen und auf ihr wanderte die Kultur und Civilisation hinter den Soldaten und Kaufleuten in die weite Ferne...

— — Warum sind die Römer damals an der Donau stehen geblieben? Weshalb haben sie diesen Fluss nicht überschritten und haben nicht das Erz- und Riesengebirge zur Grenze ihres Reiches gemacht? Gar manches wäre wohl unsern Vorfahren erspart geblieben und unsere alte Geschichte hätte eine ganz andere sein können!...

— — — — — — — — — — — —

Städte auf Berggipfeln. Manche haben noch mittelalterliche Mauern mit Schiesscharten und Türmen. Geburtsstätten berühmter Maler und Bildhauer, und jeder Dom ein Museum. —

— — — — — — — — — — — —

Einsame Weiler. Auf den Bäumen hängen überall Maiskolben. Sonnverbrannte Kinder tummeln sich rund um die Häuser. Und fort und fort Olivenwälder und gesegnete Weinberge.

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Der trasimenische See! Eine blaue Wasserfläche im Schosse des Gebirges. Nur im Norden ist ein schmaler Pass.

Im Jahre 217 v. Chr., an einem Tage des April, hatte Hannibal das ganze römische Heer in das Tal um den See gelockt und versperrte mit dem Kern seiner Infanterie das nördliche Tor hinter ihnen. Im Morgennebel, der dem See entstieg, vernahmen die Römer plötzlich das Angriffsgeschrei des Feindes, den sie nicht sahen. Von rechts und links, von vorn und hinten stürzte sich das Heer Hannibals auf sie, zur Entwicklung der Schlachtreihen gab es weder Zeit noch Platz »und so war jedermann sein eigener Führer und Aneiferer«, wie Livius sagt. Und sie waren vom Ringen so eingenommen, dass sie nicht einmal das schreckliche Erdbeben bemerkten, das im Laufe des Kampfes eintrat, und das so furchtbar war, das es viele Städte zerstörte, die reissende Strömung von Flüssen im Laufe hemmte und das Meerwasser in die Flüsse trieb. Drei Stunden lang dauerte das Morden. Der Consul Flaminius und fünfzehntausend Römer bedeckten das Schlachtfeld, eine gleich hohe Anzahl geriet in Gefangenschaft. — —

»Das ist jene berüchtigte Schlacht am Trasimenus und eine von den nicht zahlreichen Niederlagen des römischen Volkes, von denen die Geschichte Nachricht geben kann« — sagt Livius stolz.

Digitized by Google

Ruhig und schön ist dieser See. Man wird nicht satt ihn zu bewundern. Ununterbrochen donnert der Zug, und der See liegt einem immerfort zur linken Hand, blau, lieblich, lächelnd, ein reiner Abglanz des Firmaments, das sich über ihm ausbreitet...

— — — — — — — — — — — —

Die Landschaft ändert sich. Die graugrüne Grundfarbe schwindet und die gelblich graue tritt an ihren Platz. Landschaft, Ortschaften, Hügel, Städte, Berge — alles wie von der Sonne geröstet. Auch die Apenninenkette zeichnet sich in harten grauen Konturen am blauen Himmel ab. Die Städte liegen auf Bergen, ihre Häuser haben keine getünchten Wände, die alten Stadtmauern umschliessen sie noch heute und beschützen sie wie im Mittelalter, und die Städte scheinen in der Glut der Sonne nackt dazuliegen, ausgezogen wie die Felsen und die ganze Landschaft.

— — — — — — — — — — — —

Chiusi. Auch so eine nackte Stadt auf einem hohen Berge. Das alte Clusium des Königs Porsena, der Rom seinen Tarquinius Superbus wiedergeben wollte...

— — — — — — — — — — — —

Und das Land ringsherum ist das uralte Reich der Etrusker, jenes merkwürdigen Volkes, das in den Anfängen seiner eigenartigen Kultur erstarrte, das ruhig die Stadt auf den sieben Hügeln am

Tiber aufwachsen liess, in den spätern Kämpfen mit ihr niemals soviel Energie und Voraussicht bewies, als es gebraucht hätte — und so von jenem mit Stumpf und Stiel verzehrt und aufgesogen wurde, dass nur der Name nach ihm übrig blieb, ein paar Gräber, einige Schmucksachen, Waffen, gebrannte Krüge und Urnen — auch ein Völkerschicksal.

— — — — — — — — — — — —

Orvieto. Es liegt auch auf einem hohen Berge. Eine Drahtseilbahn hat man für jene gebaut, welche den berühmten Dom besichtigen wollen. Nur seine Façade tauchte in dem Häusermeer auf, der Zug macht eine Biegung und wiederum ist die Landschaft wie früher. Die gespensterhaft grauen Apenninen erheben in der Ferne links ihre rostigen Häupter zum glühenden Himmel... Hie und da hüpft ein Stück uralten Mauerwerks aus dem Grün und huscht an den Fenstern vorbei... Eine weisse Strasse verläuft parallel, jetzt der Bahn sich nähernd, dann wieder sich dorthin entfernend, wohin uns der Zug entführt — einst hiess sie Via Flaminia und wurde entweder von dem nachmaligen unglücklichen Feldherrn am trasimenischen See oder von seinem Sohne gebaut...

— — — — — — — — — — — —

Vor uns ein hoher Berg. Wir fliegen auf ihn zu. Der Zug fährt knapp um seine Sohle. Grüne Bäume beugen sich, sozusagen, in die Fenster hinein und

bewegen ihre Zweige in der leicht erregten Luft. Mons Soratte, Horazens antikes Soracte.

— — — — — — — — — — — —

Bei Sette Bagni ergiesst sich ein kleines Flüsschen in den Tiber. Es ist dies die Allia, infaustum Allia nomen, wo am 18. Juni d. J. 309 Brennus die Römer in blutiger Schlacht besiegt hat...

— — — — — — — — — — — —

Hier redet schon jeder Namen, jeder Berg, jeder Stein seine Sprache... Auf bewaldeter Höhe tauchen auf einmal Ruinen mächtiger Mauern auf, nur einige Gesteinschichten — das alte Fidenae, das den alten Römern soviel harte Arbeit gegeben hat und so von Grund aus zerstört wurde, wie nur die Römer zu zerstören verstanden...

— — — — — — — — — — — —

Der Zug rast dahin wie der Blitz. In Schweiss gebadet schaut Sofia Petrovna aus dem Fenster, bald rechts, bald links, und immer wieder wendet sie sich mit verdrossenem Gesicht ins Coupé. — Ewige Stadt und ewig ferne — konstatiert sie nach einer solchen Rekognoszierung.

— — — — — — — — — — — —

Zweimal grüssen gewaltige Berge aus der Ferne. Jetzt glaubst du, wird gewiss Rom schon kommen. Man kommt den Bergen näher, man fährt an ihnen vorüber, man späht aufs Neue nach vorn — nichts. Kein Gedanke.

— — — — — — — — — — — —

— Weiss der Himmel, wohin uns der Zug eigentlich führt! — seufzt Sofia Petrovna.

— — — — — — — — — — — —

Eine hügelige, ausgebrannte Landschaft. Ruinen von Mauern... weisse Ochsen weiden ruhig am Ufer des Tiber... von Rom keine Spur...

— — — — — — — — — — — —

Das gelblich braune Wasser des Anio ergiesst sich von links in den Tiber. Jener Berg dort unweit von ihr ist der Mons Sacer, wo sich die Plebejer nach ihrer Sezession aus Rom niederliessen — —

Ja, ja, aber wo ist endlich Rom?

— — — — — — — — — — — —

Endlich zeigte sich eine blassblaue Kuppel und ein Paar Dächer — — Rom!

— Gott sei Dank! — haucht, ganz erschöpft, Sofia Petrovna.

Und ehe man es sich versieht, fliegt der Zug an ein paar Häusern, Gärten, Mauern vorüber und fliegt in die ungeheuere Bahnhofshalle hinein — Rom...

VIII.

Der erste Tag.

Eine Stadt, lebhaft, stolz, herrlich und vornehm...

Ich stehe auf der Piazza del Popolo. Allein. Sofia Petrovna hat sich in ihr Zimmer einge-

schlossen und schreibt Briefe. Ich stehe in der Mitte dieses wunderbar schönen Platzes bei der schlanken granitenen ägyptischen Nadel und ringsum fahren Equipagen zum Park Monte Pincio, eine Tramway nach der andern durchrast die Peripherie des elliptischen Platzes, Menschen strömen hin und her, Menschen, die lustig sind, schwatzen und lachen. Ihre Sprechweise ist schnell, übersprudelnd, leidenschaftlich, stark singend, die Gestikulation des Kopfes, der Augen, der Hände, ja des ganzen Körpers, flink, ausdrucksvoll. Wogen und Branden, Atmen einer fremden Stadt.

Und so etwas tut dem Menschen immer wohl. Wie ein lauwarmer Strom dringt es in deine Seele, wäscht sie ab, befreit sie vom nichtigen Staub der fernen Heimat und den Alltagsgedanken, erfrischt sie und lässt sie mitatmen mit dem weitausholenden Atemzug der Freiheit.

Porta del Popolo liegt vor mir, durch dieses Tor führt noch immer die berühmte antike Via Flaminia nach Norden. Rechts ist der Abhang des Monte Pincio, links die Brücke über den Tiber, hinter ihm neue Gebäude und das Stadtviertel Borgo, weiter hinaus der Vatikan und die Kuppel von St. Peter.

Diese Kuppel von St. Peter! Als ich sie zum erstenmal, und zwar aus dem Zug, erblickte, hatte sie mich ein wenig enttäuscht. Das war nichts Grandioses, wie man es mir durch hunderte und

aberhunderte von Beschreibungen und Eindrücken suggeriert hatte — und nun ich bin ihr näher und immer noch tritt nicht das ein, was ich erwartet — ist dies nicht gar am Ende eins von den Dogmen unserer Alleinseligmachenden und soll man nicht vielleicht eigentlich blind daran glauben und die vorlauten Augen schweigen heissen? In ihr und bei ihr ist alles möglich und wenn sie einmal kraft ihrer Unfehlbarkeit dekretiert, dass die Kuppel einen grandiosen Eindruck hinterlässt, dann hinterlässt sie ihn eben auch, und wo immer nur ein Pater aus Rom nach Hause kommt, erzählt er von der grandiosen Kuppel...

Ich wende mich um und begebe mich in die Gassen. Ich durchschreite jene, die vom Corso nach rechts führen, gelange bis zum Tiber und kehre durch die folgende Gasse zum Corso zurück. Die Gassen sind winkelig, schmal, dunkel, reinstes Mittelalter. Es ist aber auch das päpstliche Rom, durch das ich wandle.

Während der Republik und des Kaiserreichs hiessen diese Orte: Campus Martius.

Hier irgendwo war es, bei einem Sumpf, genannt Ziegenteich, wo bei der Musterung des Heeres Romulus verschwand. Es erhob sich angeblich plötzlich ein schreckliches Gewitter und ein Regenkleid verhüllte den König und sein Gefolge. Und als sich der Himmel wieder ausgeheitert hatte, sahen die Soldaten, dass der königliche Thron

leer und der König spurlos verschwunden war. Man schenkte zwar den Worten der Väter Senatoren Glauben, dass Romulus lebendig in den Himmel erhoben worden, aber dennoch herrschte eine Zeitlang ein dumpfes und nichts Gutes kündendes Schweigen in den Reihen des Heeres. Bis einer von den Vätern, Proculus Julius, einen glücklichen Einfall hatte und erklärte, Romulus sei ihm erschienen; er habe ihm gesagt, er sei in den Himmel erhoben, sei ein Gott geworden und werde von drüben seine Römer beschützen. Man tuschelte allerdings, dass die guten Väter in der eingetretenen Finsternis den Romulus massakriert und in den Ziegenteich geworfen hätten, aber das Volk hielt sich an die erste Version, weil ein Tropfen göttlicher Metaphysik an ihr war, welche damals, wie heute, selbst die grösste Dummheit in den Augen der Menschen glaubwürdig macht.

Ich gehe weiter durch die Gässchen und hänge Erinnerungen nach. Hier war das Feld der Familie des letzten römischen Königs, des Tarquinius Superbus. Brutus und Collatinus fürchteten, nachdem sie ihn vom Throne gestürzt hatten, das wankelmütige römische Volk könnte doch noch der Königsherrschaft vor der patrizischen Despotie den Vorzug geben und die Tore dem vertriebenen Geschlechte der Tarquinier öffnen, und gaben daher diesen königlichen Besitz dem Volke preis. Es war gerade Erntezeit und das Volk stürzte sich auf

Digitized by Google

das Feld, nahm aber nichts für sich, sondern mähte die Ähren und riss sie heraus, schleppte sie fort und warf sie in den Tiber. Wasser gab es damals im Flusse wenig und eine Masse von Ähren mit Erdreich an den Wurzeln verfing sich weiter unten gegenüber dem Capitolium, auf einer seichten Stelle, wo Schlamm war, und es bildete sich so ein Inselchen, Insula Tiberina. Das Königsfeld wurde dann dem Gotte Mars geweiht...

Die strenge, moderne Geschichtsforschung verweist die ganze Königszeit, wie wir sie bei Livius lesen, ins Reich der Fabel. Der alte Herr sagt zwar selber in der Vorrede treffend, dem Altertum sei es erlaubt, den Ursprung der Staaten auszuschmücken und ehrwürdiger zu machen, indem es göttliche Kräfte auf menschliche Dinge Einfluss nehmen lässt. Einverstanden, dadurch sind also deutlich Aeneas, Numitor, Amulius und Rhea Sylvia abgetan — aber warum soll man die Existenz des Romulus, Numa Pompilius und der übrigen bestreiten? Die ältesten schriftlichen Dokumente wurden bei der Eroberung Roms durch die Gallier vernichtet; die späteren Historiker hatten nur die Tradition, welche sie, allerdings tendenziös, zu Nutzen, Belehrung und Beispiel für ihre Tage verarbeiteten, aber ein Kern war in dieser Tradition vorhanden und wer heute den Livius aufmerksam liest, findet ihn dort. Also Romulus, Numa Pompilius, Tullus

Digitized by Google

Hostilius, Ancus Marcius, Tarquinius Priscus, Servius Tullius und Tarquinius Superbus. —

Livius sollte übrigens jedermann lesen, der nach Rom fahren will. Dieser brave Chronist belebt die alte Geschichte der Stadt hundertmal besser als Mommsen und sagt einem mehr und alles ehrlicher als alle Fremdenführer und alle noch so gründlichen Baedecker. Und es ist keine verlorene Zeit. Der alte Livius versteht sich aufs Schreiben. Er hat eine feste Hand in der Zeichnung von Situationen und Personen und wenn wir die Reden lesen, die er ihnen in den Mund legt, so fühlen wir eine geradezu Shakespearesche Kraft. Man kann wirklich nur schwer sich von dem Glauben losreissen, dass die Leute nicht aufs Haar so gesprochen hätten, wie wir sie sprechen hören...

Ich bin wieder bis zum Tiber gekommen. Die Sonne geht unter. Herrliche Röte ist über dem Himmel ausgegossen, die in ihr schwimmenden Wolken haben goldrote Ränder, die Kuppel von St. Peter ist in sie getaucht. Der Vatikan, die gezähnten Zinnen der Engelsburg, die schwarzen Bäume des Janiculus, das Denkmal Garibaldis darauf — alles ist so feierlich, still, in sich verschlossen — ein grossartiges Verscheiden des Tages. Von einigen Türmen tönen die Glocken, die Leute entblössen mechanisch das Haupt, lassen sich aber sonst weder im Gespräch noch in der Gestikulation stören.

Eine merkwürdige Art zu sprechen übrigens. Schon einigemal scheint es mir, dass zwei Leute da stehen geblieben sind, damit sie sich umso nachdrücklicher ihre Meinung sagen. Blitze sprühen ihnen aus den Augen, mit den Händen fuchteln sie einander um die Wangen und die Ohren — jetzt — jetzt — fahren sie sicherlich in die Taschen, ziehen Messer heraus und gehen aufeinander los... aber — — weit gefehlt! Auf einmal schütteln sie sich die Hände, trennen sich und auf dem Antlitz ruht ihnen ein Lächeln, das die angenehm gepflogene Unterredung zurückgelassen hat...

Die Röte am Himmel hat sich noch breiter und in weitere Fernen ergossen, sie hat auch die fernen Lämmerwolken im Osten verfärbt, aber schon wird sie auch zarter und verblasst allmählich. Und die Finsternis wächst, wächst so plötzlich, dass sie da ist, eh' man's bedenkt. Im Westen hängt noch wie ein etwas in die Höhe gehobener Bühnenvorhang ein zerfranster, blutiger Wolkenstreifen, aber er hat nur mehr Farbe und kein Licht. Die Laternen strahlen lustig in die Gassen, vor den Häusern sitzen und stehen Leute und plaudern. Mit Heftigkeit, mit singendem Tonfall und laut...

Ich kehre in das stille Alibert-Gässchen zurück. Zu Nacht, oder eigentlich zu Mittag, gespeist wird um 7 Uhr, präzis um 7 Uhr, wie Herr Müller sagte. Herr Müller ist der Eigentümer unseres Ali-

bert, ein geborener Schweizer und ein angenehmer Mensch.

Sofia Petrovna sitzt schon im Lesezimmer, vergraben ins Berliner Tagblatt.

— Geschrieben? —

— Geschrieben. Wie nennt man Briefmarken auf italienisch? —

— Francoboli, Fräulein Anna. —

(Sofia Petrovna heisst jetzt nur mehr Fräulein Anna Huber, in Übereinstimmung mit ihrem Passe.)

Es ist sieben Uhr. Man diniert. Das Essen ist ausgezeichnet. Herr Müller steht im Saal, mustert das ganze Lokal und die Tätigkeit der Camerieri, hat ein zufriedenes Lächeln auf den Wangen, reibt sich vergnügt die Hände und schaut jeden so lieb an — als bäte er, dass auch wir an seiner Zufriedenheit teilnehmen, wir, seine Pensionäre.

IX.

Das Capitolium.

Acht Uhr früh. Wir gehen über den Corso.

— Anzichtskarten majne Dame! Kaufen zi majn Herrr! — Ein brünetter Junge zeigt uns lustig seine weissen Zähne, schaut uns mit aufrichtiger Schelmerei mit seinen pechschwarzen Augen ins Gesicht, zieht aus einer Handtasche Serien von Ansichtskarten, öffnet sie fächerartig und setzt seinen Singsang fort:

Digitized by Google

— Funfzig Stücke nur zwai Lire! Funfzig Stücke zwai Lire. —

Sofia Petrovna fragt, wo er deutsch gelernt habe.

In der deutschen Schule auf dem Capitol, in der Schule des deutschen Imperators. —

Wie lange er hingegangen? —

— Drei Monate. Kaufen zi maine Dame! Funfzig Stück una Lira! Ajn Lir! Bankerotto, majne Dame, bankerotto — fügt er mit tragikomischem Tonfall hinzu.

Sofia Petrovna hat Ansichtskarten gekauft, wir gehen weiter. Aber nur ein paar Schritte weiter und schon wieder geht ein anderer brünetter Junge an uns vorbei, zeigt die Zähne, schaut uns ins Gesicht und bietet Ansichtskarten an: — Kaufen zi majne Dame! Funfzige Stücke ein Frank! —

Sofie Petrovna zeigt ihm ihren frischen Einkauf.

— Kaufen zi — funfzige Stück halb Frank! —

Zwei Schritte von uns steht der erste Bub und beobachtet neugierig, wie es dem Konkurrenten ergehen werde. Sofia Petrovna kauft auch vom letztern, blickt sich zufällig um und jener dort lächelt und zieht den Hut.

— Ein angenehmer Schelm — meint sie.

Wir gehen weiter.

— Da schauen Sie sich diesen deutschen Kaiser an! Direkt auf dem Kapitol hat er seine Gesandt-

schaft und eine deutsche Schule! Und in Rom war er schon einigemal und tritt stets mit grossem Pomp auf! Und ein Goethedenkmal hat er ihnen hergesetzt! Er spielt den Protektor des italienischen Königs und langsam, aber sicher erneuert er die Traditionen jener Kaiser aus dem Mittelalter — — wie hiessen sie?

— Otto I., Otto II., Heinrich IV., nicht?

— Meinetwegen. Gewiss hat er seine Pläne. Es ist ja doch ein, im geschichtlichen Bewusstsein aufgewachsener Mensch, ehrgeizig, ruhmbegierig. Und Euere Austria unterstützt ihn blindlings. —

— Sie sind jetzt österreichische Untertanin, Fräulein Anna. —

— Eh! —

Wir gehen weiter. Wir werfen den Kopf zurück, so oft sich uns ein Ansichtskartenverkäufer nähert, oder ein Verkäufer von Schmuck, Stadtplänen, Photographien, Zündhölzeln und dem päpstlichen »Osservatore«; so oft uns ein Droschkenkutscher seinen Wagen und der Cicerone seine Begleitung anbietet — den Kopf zurückwerfen, bedeutet so viel, wie bei uns das verneinende Kopfschütteln. — — —

Gestern nach dem Nachtmahl gingen wir im scharfen Tempo auf diesem Wege zum Capitol. Fast atemlos gelangten wir zu der breiten Treppe, stiegen auf ihr empor und standen auf dem klei-

nen Ringplatz bei der dunklen Reiterstatue Marc Aurels.

Vor Jahren, so oft mir einfiel, ich könnte einmal Rom erblicken, durchfuhr mich stets eine eigentümlich fröstelnde Befürchtung: es war mir, als müsste ich gewiss auf jenen Stellen niedersinken, wo einst Menschen wandelten, die heute nur noch Traum und Märchen in unserem geschwätzigen, borniert-gescheiten Saeculum sind — und als wir gestern auf dem Kapitol anlangten, dem Orte, den die Weltgeschichte schon zweieinhalb Jahrtausende in Evidenz führt, als wir herunterblickten auf das Forum, das im Scheine des Mondes und einiger Gaslampen weiss schimmerte, während rechts über ihm die Ruinen des Palastes des rätselhaften Kaisers Tiberius sich düster erhoben — da durchfuhr mich wieder der Frost und ich war tatsächlich einer Ohnmacht nahe. Ich musste mich umwenden und wir mussten weggehen ...

Jetzt stehen wir wieder bei dieser weissen Treppe. Die einzelnen Stufen sind niedrig und breit, das Treppenhaus ist weit ausgebreitet, links von üppiger südlicher Vegetation begleitet. Schweigend steigen wir die Stufen hinauf, unsere Schatten schieben sich vor uns hin und in der Seele klingen mir Horazens Verse:

Usque ego postera
crescam laude recens, dum Capitolium
scandet cum tacita virgine Pontifex.

Etwa in der Mitte des Aufstieges steht links unter jenen Palmen eine kleine Bronzebüste des Cola di Rienzo, des römischen mittelalterlichen Tribuns, und oben zwei Käfige, in deren einem ein Pärchen Wölfe gehalten wird, das Symbol des antiken Rom, im zweiten benachbarten ein Adler, das Wahrzeichen des modernen königlichen Italien. Die Wölfe laufen mechanisch im Käfig hin und her und starren mit ihren gelblichen Augen irgendwohin ins Leere, der Adler sitzt melancholisch auf einer eisernen Stange und träumt offenbar von Freiheit...

Wir stehen oben. Michelagniolo, dieser verspätete Sohn der Antike, hat diesen Ort mit Pietät für dessen Vergangenheit restauriert. Stolz und Selbstbewusstsein atmet hier aus jedem Stein. Gerade vor uns der Palast des Senates mit seinem schlanken Turm, mit zwei Flügeln von Stiegen, die zum ersten Stockwerk des Gebäudes hinaufführen und mit einer schönen Fontäne dazwischen. Roma trionfante, eine griechische Pallasstatue aus Porphyr, sitzt in der Mitte des Brunnens, zu einer Seite liegt die riesige Statue des Nil mit der Sphinx, auf der andern der Tiber mit der Wölfin, beide aus weissem Marmor; beide standen einst in den Nischen der Bäder Konstantins. Michelagniolo wollte einen Jupiter in gleichen Dimensionen hinzufügen, aber der Fluch, der über seinem Leben lastete, war auch hier wirksam: der heilige Vater hatte sehr wenig Verständnis auch für diesen Plan des grossen

Bildhauers... Auf der rechten Seite dieser Piazza steht der Palast der Conservatoren, links das kapitolinische Museum, mittels der divergierenden Linien ihrer Fronten vergrösserte Michelagniolo die verhältnismässig kleine Fläche des Platzes. In seiner Mitte steht die Bildsäule Marc Aurels. Auf mässig hohem Sockel sitzt der antike Imperator auf einem mächtigen Rosse, hat den bekannten schmerzlich lieben und weichen Ausdruck im Gesicht, die Rechte ist erhoben, als würde er jemanden, der vor ihm kniet, aufstehen heissen, bekleidet ist er mit einem schlichten Reitermantel, der mehr den stoischen Philosophen als den römischen Imperator charakterisiert. Die bronzene Statue weist in ihren Falten noch Spuren uralter Vergoldung auf. Sie stand einst am Lateran, wo Marcus Aurelius geboren und erzogen wurde und wurde nur darum von den heiligen Vätern verschont, weil man in ihr eine Statue des Kaisers Konstantin sah, jenes gefühllosen Mörders, der aus Politik das Christentum zur Staatsreligion erklärte, und den Lateran dem römischen Bischof zum Geschenk machte. In gewisser Beziehung war nämlich das Christentum fast zu dankbar.

Der Palast des Senates ist mit der Front dem jetzigen Rom zugekehrt. In den Zeiten der Antike war er dem Forum zugewendet, und hier war das Tabularium, das Reichsarchiv, die Finanz- und Staatsschatzverwaltung.

Er stand in der Mitte des kapitolinischen Berges. Und oben, links, dort, wo jetzt hohe Stufen zum Dome Aracoeli führen, dort stand einst die Arx, die kapitolinische Burg und der Tempel der Juno Moneta. Aracoeli wurde in die Fundamente jenes antiken Tempels hineingebaut, die Mauern sind aus dem Material der Mauern des letztern errichtet und die Säulen des Tempels der Juno tragen bis zum heutigen Tage das Gewölbe der Kirche Santa Maria in Aracoeli.

Allmählich beginnt einen ein eigentümlich unangenehmes Gefühl zu beschleichen. Als ginge man hier durch das Haus eines Räubers, der jetzt als biederer Pensionist seine Tage geniesst, aber wohin man blickt, alles rührt vom Raube her, aus der Beute von Ermordeten, auch die Möbel und Wertsachen und endlich auch die Gedanken und die Worte und der Anzug des Hausherrn. Man nennt das »Erbschaftsantritt« — aber dieser Terminus ist ein gar zu starker Euphemismus...

— Wo war der tarpeische Felsen? — fragt Sofia Petrovna, die überhaupt ein besonderes Interesse für radikalere und stärkere historische Momente und Erinnerungen an Plätze zu besitzen scheint.

Wir steigen wieder herab und gehen am Rückweg am Marcus Aurelius vorüber.

— Hier, Sofia Petrovna, etwa hier, wo diese Statue steht, hatte Jupiter einstens ein umfriedetes

Tempelchen und wer hieher floh, durfte nicht verfolgt werden. —

— Also ein Asyl? —

— Ja, ein Asyl. —

Wir gehen weiter. Wir befinden uns bei der deutschen Gesandtschaft. Hier stand der berühmte Tempel des Jupiter Capitolinus, »des Grössten und Besten«, das Heiligtum Roms, dessen Dach mit vergoldeten Ziegeln gedeckt war, dessen Säulen ebenfalls vergoldet waren, und vergoldet waren auch seine Skulpturen und Statuen. Aurea urbs hiess die Stadt, über welchem das Heiligtum thronte. Und vergoldet war auch die riesige Statue des Jupiter, welche der Consul Spurius Carvilius aus den Rüstungen der erschlagenen Samniter giessen liess und die man bis von den Albanischen Bergen erblicken konnte. Und zu diesem Heiligtum führte vom Forum die Via triumphalis, auf welcher Consulen, Diktatoren und Imperatoren in Triumphzügen, mit Lorbeerkränzen im Haar, fuhren, Flaminius, Aemilius Paulus, Scipio, Lucullus, Metellus, Marius, Sulla, Pompeius, Caesar, Caligula, Claudius, Nero, Vespasian, Domitian, Aurelian und Diocletian, 350 solcher Triumphe hat Rom gesehen seit Begründung der Stadt bis auf Diocletian, dessen Triumph der letzte war. Hier schritten vor ihren Wagen Perseus, Jugurtha, Vercingetorix, Ersinoë, Zenobia, hier war die heiligste Stelle des antiken Rom.

Digitized by Google

— Und das gehört jetzt den Deutschen? — fragt Sofia Petrovna.

— Den Deutschen. Wilhelm Imperator. —

— Und der tarpeische Felsen? —

— Man weiss eigentlich nicht, wo er war. Aber wenn Sie wollen, werden Sie ihn sehen.

Ich läute an im Hause des deutschen Hospitals. Heraus tritt eine dicke behäbige Frau Mutter, lächelt und sagt: — Eh, Monte Tarpeo? —

— Si, si! —

Sie nickt und führt uns nach innen. Wir durchschreiten einen Garten, treten hart an den Zaun und die Frau Mutter zeigt herunter: — Ecco! Monte Tarpeo! —

Einige Felsblöcke, unten ein paar Häuschen.

— Also doch? — meint Sofia Petrovna.

— Sofia Petrovna, eine kleine Belehrung für Rom im allgemeinen. Der Römer zeigt Ihnen alles, was Sie nur zu sehen wünschen. Und er zeigt es Ihnen so überzeugend, dass es geradezu eine Sünde wäre, ihm nicht zu glauben. Die Leute kommen her, um etwas zu sehen, warum sollte man ihnen nicht das bezeichnen, was sie sehen wollen? Wenige Städte haben durch Erdbeben soviel gelitten, wie Rom. Die Wände des Capitoliums sind schon unzähligemal zusammengestürzt, der tarpeische Felsen ist verschwunden — aber die Leute wollen ihn sehen — da ist er also. Und die alte Frau lebt davon und sie lebt ganz gut davon.

Sie bekam eine Lire. Sie begleitet uns und bei der Tür steht schon eine neue Gesellschaft.

— Der tarpeische Felsen? — fragt ein blondhaariger, rotbärtiger Germane.

— Si, si! — nickt gefällig Frau Mutter.

X.

Noch das Capitolium.

Ich sitze in der Mitte der höchsten Stufe der Treppe Aracoeli. Sofia Petrovna hat sich ein Streifchen Schatten an der alten Mauer ausfindig gemacht, hat den Hut abgenommen und trocknet sich den Schweiss von der Stirn. Es hat 30° R. Der glühende Helios weiss, wie ich sein Licht und auch seine Glut liebe und ist freigiebig wie ein Kavalier. Die Luft brennt, der Stein brennt, aber mir ist wohl dabei. Die Bettlerin hinter mir, welche den steifen Vorhang am Eingang zum Dome Aracoeli zur Seite zu schieben hat, starrt mich staunend an. Sie brauchte nur einige Schritte vorwärts zu tun und die Hand nach einer milden Gabe auszustrecken, aber sie rührt sich nicht. Sie scheut offenbar die paar Schritte über den Glutherd des Pflasters.

Mir ist wohl dabei. Bei solcher Glut besuchen mich Geister. Menschen uralter Zeiten leben auf, ich sehe sie einhergehen, handeln, höre sie sprechen. Das antike Rom, von dem Goethe sagte, er müsse es, sich mit harter Mühe aus dem gegenwärtigen

Rom herausschälen, liegt vor mir. Auch seine Gebäude und die Menschen, welche in ihnen und mitten unter ihnen lebten. Und aufs neue preise ich den alten Livius. Was für ein Meister des Stils, was für ein Meister in der plastischen Darstellung von Personen, was für ein Maler von Ideen! Würdig der Stadt, deren Geschichte er schreibt, und eine Stadt, würdig dieses ihres Chronisten!...

Rutenbündel mit herausragenden Beilen, Abzeichen der königlichen Macht, beugen sich vor dem Volke. Die Könige sind vertrieben und die Erinnerung an ihre Herrschaft ist die schrecklichste, die das römische Volk überhaupt kennt. Eine mässig grosse Stadt liegt mitten unter Äckern, die ihr den Lebensunterhalt spenden. Aber es ist kein ruhiges Leben, das sie führt. Ein paar hundert Jahre dauert es, bis sie ihrem Staatsleben eine feste Form gibt. Und sie arbeitet an seiner Vollendung in schweren, innern und äussern Kämpfen, wie man sie bei keinem zweiten Volk der Welt antrifft. Unaufhörlicher sozialer Kampf innerhalb der Mauern, beständiger Krieg mit räuberischen Nachbarn. Die Patricier, die eifersüchtig über den Privilegien und dem Vorrang ihrer Geschlechter wachen, die Plebejer, die um Gleichberechtigung, um die Volksherrschaft kämpfen.

Anfänglich, scheint es, stiften die Patricier, von Jahr zu Jahr, zur Erntezeit die räuberischen Nachbarn, die Volsker, Aequer, Rutuler, geradezu an.

in das römische Gebiet einzufallen, damit man im Namen des Vaterlands zu Felde ziehen müsse und damit im Namen des Vaterlands aller häuslicher Hader erstickt wird. Eine hübsche Reihe von Jahren haben sie Erfolg damit. Schliesslich fallen dem genasführten Volk die Schuppen von den Augen und es wandert eines schönen Tages mit Sack und Pack aus der Stadt auf den Mons Sacer. Dieser Berg ist von drei Seiten vom Flusse umwunden, von Rom aus nicht zugänglich — es blieb also nichts übrig, als zu verhandeln. Menenius Agrippa ging zu ihnen mit der bekannten Fabel vom Magen und den Gliedern und mit dem Vorschlage der Institution der tribuni plebis. Das Volk kehrte zurück und die Kämpfe wüteten von neuem weiter. Die innern wie die äusseren. Zuhause der sich weiter entwickelnde soziale Kampf, nach aussen fast Jahr um Jahr Kämpfe mit räuberischen Nachbarn, denen dieses Handwerk offenbar eine süsse Gewohnheit geworden war. Und nun wandte sich das Blatt: das Volk benützte jeden solchen Einfall des Feindes, um seine Forderungen zu formulieren und marschierte nicht, so lange es nicht wenigstens etwas herausgeschlagen. Die Patricier machten Zugeständnisse; ungern, aber sie machten sie doch. Dafür schlugen sie in der auswärtigen Politik eine neue Taktik ein. Um dem römischen Volke die Gelegenheit zu Pressionen zu benehmen, machten sie die Centren der räuberischen Nach-

barn dem Erdboden gleich: so wurden zerstört: Fidenae, so Veji. Roms Macht wuchs dabei, weil seine äussere Politik nur von den innern Beziehungen und Bedürfnissen beherrscht wurde.

Auf einmal kam die Katastrophe. Das gallische Volk der Sennonen wälzte sich über die Apenninen, schlug an der Allia die römischen Legionen, drang in das unbeschützte Rom, metzelte die Greise, die mit den Abzeichen ihrer früheren Würden vor ihren Häusern sassen, bis auf den letzten Mann nieder, äscherte die Stadt ein und belagerte das Capitol, wohin sich die Reste der Bevölkerung geflüchtet hatten. Und damals war es, dass die sprichwörtlich gewordenen Gänse durch ihr Geschnatter die letzte Zuflucht der stolzen Stadt retteten. Hinter dem Dome Aracoeli etwa dort, wo die Arx stand, drangen die Gallier in der Nacht auf dem schroffen Felsen empor, als die hungrigen Gänse zu schnattern begannen und den T. Manlius weckten, der blitzschnell zur Mauer lief und noch rechtzeitig den ersten oben bereits festen Fuss fassenden Gallier herunterwarf... Nach sechsmonatlicher Belagerung kauften sich die Römer mit Gold los, und als man es zuwog, warf Brennus, der König der Sennonen sein Schwert in die Wagschale mit dem historischen Ausruf: Vae victis...

Aber diese Katastrophe ging ohne alle Folgen vorüber wie ein sommerliches Gewitter. Die Gallier zogen von dannen. Camillus schlug sie hernach

einigemal, und Rom erhob sich neu aus den Trümmern zu neuen innern und äussern Kämpfen. Antium in Volskergebiet wurde erobert, wo einst der stolze Coriolan seinen Geist ausgehaucht, und mit dieser Stadt erlangte der Staat den ersten Zugang zum Meere. In den Kriegen mit Pyrrhus, dem Könige von Epirus, fiel Tarent in ihre Hände und ihnen öffnete sich das Tor zur griechischen Kultur.

Und es folgten Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung: die punischen Kriege, durch welche im Kampfe der lateinischen Kultur mit der semitischen nicht nur die Vorherrschaft Roms entschieden wurde, sondern auch der Gang der Weltgeschichte bis auf unsere Tage bestimmt wurde; die makedonischen Kriege, durch welche Hellas Rom und der römische Geist dem hellenischen Geiste unterworfen wurde, während unterdessen in heissen innern Kämpfen eine Verfassung geschaffen wurde, für welche nicht nur ein Zeitgenosse, der Grieche Polybios, Worte der grössten Bewunderung hat, sondern welche auch wir heute, nach zwei Jahrtausenden mit neidischer Ehrfurcht betrachten. Eine Verfassung, innerhalb welcher die Freiheit des Einzelnen in vollkommenste Harmonie mit der eisernen Herrschaft der Gesetze und dem Nutzen des Staates gebracht war...

Und gleich darauf bricht eine neue Phase der römischen Geschichte an. Die Republik lag im Sterben und eine neue Form der Regierung war im

Entstehen begriffen — die Monarchie. Das Grausen des Sterbens der alten Staatsform und die Geburtswehen der neuen hauchen uns aus den schrecklichen Scenen der Gracchischen Revolution und der Parteikämpfe des Marius und Sulla an. Die Verschwörung des Catilina war ein kleiner Anlauf zur Alleinherrschaft, Pompeius gewissermassen die Kontur eines Selbstherrschers, Caesar ein wirklicher Herrscher. Die innern Kämpfe änderten ihre Form: hie Republikaner hie Monarchisten. Bei Pharsalus und Thapsus verrann das stolze republikanische Blut bis zur Neige, und Caesar war ohne Nebenbuhler. Ein ungewöhnlicher Mensch, einer von den Gipfeln der Menschheit, wie man ihrer in der ganzen Weltgeschichte nicht einmal so viele aufzählen könnte, als Finger an einer Hand sind. Hellas und Rom, beide in ihrer Vollkraft und Frische, hatten sich zusammengetan, diesen Geist hervorzubringen. Was für ein Aussehen hätte das Imperium, was für ein Aussehen die Welt erhalten und hätte sie noch heute, wenn nicht damals, an den Iden des März 44, ein paar Duckmäuser und Dummköpfe dieses grossartige Menschenexemplar vernichtet hätten, welches für Rom und die Welt gerade damals so notwendig war. Niemand kann wissen...

Sofia Petrovna kommt auf mich zu.

— Woran denken Sie in dieser Hitze? —

— Ich durchwanderte mit dem alten Livius die römische Geschichte und bin gerade bis auf Julius Caesar gekommen. —

— Lieben Sie Caesar? —

— Ja. Vielleicht darum, weil ich ihn zu verstehen glaube. —

— Hm. Aber die Imperatoren hat er uns eingeführt! — wendet mit entschiedenem Aburteilen Sofia Petrovna ein.

— Richtig. Und wenn alle die Imperatoren wie Julius Caesar wären, könnte auch das heilige Russland zufrieden sein, nicht war? —

Sie gibt keine Antwort, sie blickt über die Dächer und Kuppeln der Stadt ins Weite.

— Dahier, über Aracoeli müssten Sie hinausschauen, in der Richtung dort liegt Russland! —

— Gehen wir, es ist heiss hier — reisst sie sich aus ihrem Brüten los.

Wir durchschreiten den Platz, der sich um Marc Aurel ausbreitet, biegen um den Palast des Senates, werfen einen Blick auf das Forum und gehen hinab zu den mamertinischen Gefängnissen.

Ein Turnikett, 50 Centesimi Entree, passieren wir und steigen hinab. In Felsen gehauen, atmen diese Orte eisige Kälte aus. Das Christentum hat, wie es sich von selbst versteht, die Legende ersonnen, dass hier St. Peter mit St. Paulus eingesperrt waren — hier im S t à a t s gefängnis, sie, die zwei simplen

Juden, von denen einer überhaupt niemals Rom betreten hat. Und man hat hier eine Kapelle, voll Bilder und hässlicher Statuen, aufgebaut — aber offenbar war das einträglich. Wir steigen immer tiefer, endlich sind wir am Ziel. Ein kegelförmiger Raum, am Boden in der Mitte eine ringförmige, mit einem Stein zugedeckte Öffnung — hier war es... Hier wurden wertvolle Gefangene des römischen Staates verwahrt: gefangene Fürsten und Könige, bevor sie hinausgeführt wurden, um im Triumphzuge ihren Überwinder zu geleiten, hieher wurden sie nach dem Triumph wieder abgeführt und hier erdrosselt; hier lag in Ketten einst T. Manlius, der Befreier des Kapitols beim Einfall der Gallier; hier wurden die Anhänger des Caius Gracchus und die in die Verschwörung Catilinas verstrickten Männer erdrosselt; durch diese Öffnung wurde Jugurtha hinabbefördert, der geriebene König der Numider — als er entkleidet war und herabgelassen wurde, machte er noch einen guten Witz: — Beim Hercules! Gar zu kühl ist Euer Bad da, ihr Römer! — und erst am siebenten Tag starb er Hungers da unten; hier wurden die 23 Rädelsführer des aetolischen Aufstandes hingerichtet, der allmächtige Minister des Tiberius Sejan lag hier, nach dem glanzvollen Tage seines Lebens den trübseligen Sonnenuntergang erwartend — diese Mauern sind von Flüchen und Seufzern gesättigt, der Boden von Blut vollgetränkt...

Dort unten ist eine Quelle, altlateinisch »tullius«, wornach das Gefängnis Tullianum hiess.

— Hier ist es kühl, nicht wahr, Sofia Petrovna? —

— Unsere russischen Gefängnisse stehen diesem nicht sehr nach. —

Wir gehen hinaus. Woltätig taucht uns die Sonne wieder in Licht und Wärme.

Sofia Petrovna blickt auf das Forum.

— Wo wurde Caesar ermordet? —

— Nicht hier. An den Iden des März hielt der Senat seine Sitzung in der Curie des Pompeius. Jetzt steht dort das älteste römische Wirtshaus, Locanda del Sole. Nahe bei dem Campo de Fiori, wir können hingehen. —

— Ich will es nicht sehen. Ein Wirtshaus, sagen Sie? —

— Ja, angeblich das älteste in Rom. Caesar sass dort unter der Bildsäule seines Nebenbuhlers Pompeius (die Bildsäule befindet sich übrigens wie ich hörte, im Palazzo Spada, ob sie so authentisch ist, wie der tarpeische Felsen, den wir heute gesehen, weiss ich nicht), unter der Bildsäule des Pompeius sass er also, als die Stösse der Verschworenen hageldicht auf ihn fielen. Als auch Junius Brutus mit dem zum Stosse erhobenen Stilett an ihn herantrat, sagte der Imperator verwundert zu ihm: Auch du Brutus? Er sagte es griechisch, faltete seine Toga, um fallend nicht ent-

blösst da zu liegen, verhüllte sodann nach altrömischem Brauche sein Haupt und starb. Sueton erzählt, dass ihm der Tod eigentlich sehr gelegen kam, was ich fast auch glauben möchte, denn solche Naturen auf solcher Höhe müssen auf dem Grunde des Herzens eine hübsche Schicht' bitteren Pessimismus vom Leben und den Menschen liegen haben. — —

Wir gehen durch schmale Gässchen. Sofia Petrovna ist in Gedanken versunken...

XI.

Durch die Gassen.

Ein strahlender goldener Morgen.

Gestern Nachmittag war ein Gewitter. »Und welch ein Gewitter!« würde der Römer von heute sagen, wäre er nicht schon zu sehr an sie gewöhnt. Wahrlich, ein solches Gewitter, wie sie unsereiner selten im Leben gesehen hat.

Hinter dem Vatikan umzog sich der Himmel mit bleiernen Wolken, die Luft verdichtete sich, die Wolken überschwemmten die Sonne und überfluteten das ganze Himmelsgewölbe bis weithin gegen Ostia. Es wurde so dunkel, als wäre es schon spät am Abend. Und alles das in einigen Minuten. Hinter dem Janiculus zuckte der erste Blitz auf, erdröhnte der Donner und nun leuchtete ein Blitz nach dem andern. Und es goss, als stürzten sich Flüsse auf die

Stadt. Wir standen in der Passage des Palazzo Venezia und warteten, bis das Wüten der Elemente vorübergehe. Aber das Wetter nahm an Heftigkeit immer mehr zu. Der Himmel loderte in unzähligen, ununterbrochen aufeinanderfolgenden Blitzen, ohne Unterlass, als führten da einige tausend Kanonen ihre beredte Zwiesprache. Sofia Petrovna, die anfänglich ihr Wohlgefallen geäussert hatte, dass die Luft sich ein wenig abkühlen wird, erbleichte und schaute mit weitgeöffneten Augen in die brennende Finsternis. Wasserbäche rauschten durch die öde Gasse. Keine menschliche Gestalt huschte vorbei, kein Wagen passierte.

So etwa waren die Gewitter beschaffen, die eine wichtige Rolle in der Geschichte Roms spielten. Gewitter, welche streitende Heere trennten, Schlachten entschieden, Pläne des Senates änderten, Tempel der Götter anzündeten, Bildsäulen auf den Foren vernichteten und ganze Gassen in Schutthaufen verwandelten. Und so müssen die Gewitter beschaffen gewesen sein, welche den antiken Menschen einst in Bestürzung und Schrecken versetzen konnten, wie das heutige Wetter meine kleine arme Nihilistin mit Entsetzen erfüllt...

— Sofia Petrovna, wollen Sie nach Hause gehen? —

— Ja, ja,nach Hause, nach Hause — seufzte sie auf wie ein furchtsames Kind.

Ich nahm sie an der Hand und wir begannen zu laufen.

Über den öden Corso, durch die öden Gassen und gelangten zum Hôtel Alibert so durchnässt, dass kein Faden an uns trocken war.

Herr Müller stand in der Einfahrt. — Ein römisches Gewitter, so sind alle — meinte er gutherzig, als wollt' er das von heute entschuldigen...

Es dauerte bis hübsch lange in die Nacht hinein. Das Haus bebte, die Blitze leuchteten auch durch den geschlossenen Fensterladen...

Und nun dieser goldene Morgen! Blauer, reingewaschener Himmel, reingewaschene Gassen, allmählich trocknende Häuser, krystallklare frische Luft! Wir schreiten durch die engen winkeligen Gassen, obwohl wir wissen, dass wir einen Umweg machen, aber die Museen werden erst um 10 Uhr geöffnet, also ist Zeit genug.

Aus den Osterien und Trattorien strömt der Duft von am Spiess gebratenem Fleisch, Schöps, Spanferkel, Gans, Lamm, von Zeit zu Zeit trifft deine Nase der Duft verschiedener Käse, Obst- und Gemüseverkäufer stossen ihre zweirädrigen Wägelchen vor sich und brüllen, bis einem die Ohren gellen, aus den Fenstern werden Körbe herabgelassen, aus welchen der brüllende Mann die Münzen herausnimmt, sie nachzählt, dann legt er in die Körbe die entsprechenden Portionen, worauf

der Korb wieder hinauf wandert. Katzen gehen auf den Gassen herum wie bei uns Hunde, die Katze ist überhaupt das Lieblingstier der heutigen Römer. Auf den Pulten in den Läden, auf den Sitzen in den Osterien und Kaffeehäusern, in den Durchfahrten der Häuser, in den Fenstern — überall Katzen. Sie liegen dort mit halbgeschlossenen Augen, ergehen sich langsam, selbbewusst, eleganten Ganges, betrachten die Vorübergehenden, nichts stört sie, nichts erregt sie, nichts veranlasst sie zum Sprung oder Lauf. Das Rom der Antike stand im Zeichen der Wölfin, das des Königreiches im Zeichen der Katze: Symbole, mehr als zutreffend.

Der offizielle Vogel des königlichen Rom ist der Adler, aber sein Liebling scheint der Spatz zu sein. Der gewöhnliche, rostig graue Spatz. Kleine Krämer halten ihn in Käfigen, wie man bei uns Kanarienvögel hält. Die Käfige hängen in den Eingängen der Läden und Schenken, die Spatzen sträuben ihre Federn darin und wenn irgend ein freier Genosse vorüberfliegt, senden sie ihm Sehnsuchts- und Bangigkeitsschreie nach ...

Und so leben diese römischen Seitengassen. Manchmal durchrast sie ein Wagen, fliegt rücksichtslos mitten unter die hier herumstehenden oder sich hier ergehenden Leute — aber jedermann weicht rechtzeitig aus. Manchmal schreiten im Prunkgewande Carabinieri einher, sie gehen immer

Digitized by Google

zu zwei, ins Gespräch vertieft, nicht wie Polizisten, sondern wie, ich weiss nicht welche, hohen königlichen Würdenträger — von den Argusblicken unserer Polizisten keine Spur.

Durch solche Gassen gehen wir. Stellenweise brüllt uns ein Verkäufer des päpstlichen Osservatore in die Ohren und bietet die neueste Zeitungsnummer an, der Ansichtskartenbub springt herbei, der vorüberfahrende Droschkenkutscher lädt zur Fahrt ein, der Stiefelputzer bietet seine Dienste an — Stiefelputzer sind übrigens sehr wichtige Faktoren im römischen gesellschaftlichen Leben, denn Schuhe, die unrein sind, ja auch nur nicht glänzen, verraten Mangel an gutem Ton, sind eine Sünde gegen die Wohlanständigkeit, eine Beleidigung. Deshalb hat der Stiefelputzer alle Hände voll zu tun: der elegante Flaneur, dann der Kellner, der aus der Stätte seiner Wirksamkeit gelaufen kommt, und endlich der Arbeiter, der vom Baue auf einen Sprung herkommt — innerhalb zehn Minuten sehen wir sie beim Stiefelputzer an der Strassenecke, wo wir stehen und das Auslagsfenster betrachten, sich ablösen. Und der Stiefelputzer putzt mit der Bürste, mit dem Lappen, mit der Hand und unterhält sich ungezwungen mit seinem Arbeitsgeber — keine Spur von der Aufgeblasenheit auf der einen Seite und der sklavischen Unterwürfigkeit auf der andern, wie sie sich bei uns in einem ähnlichen Falle zeigen. Und kaum ist der letzte fortgegangen, so kommt

das Dienstmädchen vom Hause gegenüber und wirft ihm das Schuhwerk der ganzen Familie ihrer Herrschaft hin und bittet, er möge sich mit dem Putzen beeilen. Alle 10, 15 Schritte hat so ein Schuhputzer seine Werkstätte.

Wir betreten den lebhaften Corso Vittorio Emanuele und gehen langsam zum Tiber. Die Gasse braust, rauscht, atmet, siedet. Tramways, Wagen, Leute aller Art, gehen, fahren, eilen geschäftig hin und her. Schreien, rufen aus, bieten an, konversieren, lachen. Elegants in hellen Kleidern, Soldaten in prunkenden Uniformen, karrierte Engländer mit hochaufgeschossenen Damen, Deutsche in Jägerwäsche und Loden, rote Baedecker in den Händen, laut sich unterhaltende Franzosen, italienische Landleute und deren Frauen in bunten Trachten mit ungeheuern goldenen Ringen in den Ohren, Griechen, Armenier — kurz ein Babel von Gesichtern, Trachten, Sprachen. Eine Unmasse von Geistlichen. Patres, Operngucker um den Hals gehängt, stehen vor den Kirchen und lesen die über dem Eingang angebrachten lateinischen Inschriften. Mitglieder aller möglichen Orden schieben sich einzeln oder in Rudeln über das Trottoir, senken die Augen zur Erde und sprechen leise mit einander; feiste und geschniegelte heimische Geistliche wiegen sich bedächtig unter den Passanten und betrachten mit Verachtung die fremden Brüder in Christo; Jesuiten — und deren gibt es hier beson-

Digitized by Google

ders viele, — sie haben sich zur Wahl eines neuen Ordensgenerals hier zusammengefunden — schleichen wie Gespenster durch die lärmende Menge, eingefallene, leuchtende Augen, asketische Gesichter, hagere Gestalten, klauenartige Hände — man betrachtet sie, erinnert sich an diverse Jesuiten-Romane, an historische Tatsachen, an die Geschichte seines Volkes — und es fallen einem die dunkelblauen Augen Kaiser Josefs II. ein, jenes von uns noch nicht voll gewürdigten Josef II., die so klar sowohl hinter sich als auch um sich sahen... Die abscheuliche Phylloxera der Menschheit schleicht hier herum — — unser guter Kaiser Josef II. ist zu früh gestorben...

In der Unmasse von Wagen, die fast ausschliesslich nur einspännig und offen sind, taucht hie und da eine geschlossene glänzende Kutsche auf, gezogen von einem Paar schwarzer, starker Pferde, ein schwarz livrierter Kutscher und ein schwarz livrierter Lakai, beide mit Zylinder, auf dem Kutschbock, im Innern des Wagens, dann im Winkel zusammengekauert, sitzt ein schwarzer Greis mit einem breiten seidenen Hut — so fahren sie, die Kronprinzen des Vatikans, die römischen Kardinäle. Niemand beachtet sie, niemand grüsst sie, nur die vor Staunen starren Patres aus der Provinz und aus der Fremde bleiben stehen, stossen sich gegenseitig an, deuten mit den Händen, wälzen die Augen heraus und ziehen den Hut.

In den Auslagsfenstern sind illustrierte Zeitschriften ausgehängt. Leute stehen davor, lesen, lachen. Eine grosse Unterhaltung verursacht ihnen eine Karikatur des Papstes, der in der Tiara in Todesängsten auf einer Schaukel sitzt, welche Wilhelm II. gründlich in Schwingung versetzt.

Wir gehen bis knapp an den Tiber, kehren um, gehen auf die andere Seite der Gasse und treten den Heimweg an. Der Puls römischen Lebens schlägt hier, rauscht, tost freudig, hoffnungsvoll, selbstbewusst. Das königliche Rom, das Rom des geeinigten Italiens.

Wir sind den ganzen Corso Vittorio Emanuele zurückgegangen und steigen nun die Via Nationale, die schönste Strasse des königlichen Rom aufwärts.

Wovon lebt eigentlich diese Unzahl von Menschen? Sie wälzte sich in Strömen durch die Gasse dort und wälzt sich auch in Strömen durch diese Gasse, nachlässigen Schrittes, ziellos promenierend, sie stehen beisammen, plaudern, sitzen in den Kaffeehäusern auf dem Trottoir und schlürfen Grenadine durch Strohhalme, lesen Zeitungen, rauchen Zigarretten und begaffen die Vorübergehenden — alle so sorglos, durch nichts sich stören lassend, zufrieden — wovon leben eigentlich diese Leute? Kanzleien, Ämter, die Post werden erst um ca. ½10 Uhr geöffnet, aber diese da machen nicht

den Eindruck, als ob sie warteten, bis diese Stunde kommt... Oder ist dies die dauernde, ererbte Gewohnheit der Menschen der Antike, welche ihr Leben zum grössten Teil nur auf der Gasse lebten? Das dolce far niente des Südens, welches nur die allbescheidensten Ansprüche auf die Bedürfnisse des Lebens macht, damit es nur allein recht herrschen und blühen kann?

Auf der Piazza dei St. Apostoli hat sich eine Menschenmenge angesammelt. Wir treten hinzu. In der Mitte steht ein Verkäufer irgendeiner Fleckputzseife und hält eine Rede. Die Sätze fliessen ihm weich, lieblich, flink und natürlich im singenden Tonfall von den Lippen, er preist in allen Tonarten die Vorzüge seines Artikels und die Leute hören zu. Es unterhält sie offenbar seine Rede, ihre Wendungen, sein Witz, sein Wortschwall. Plötzlich erfasst der Redner einen seiner Zuhörer, einen Arbeiter in dunkler Bluse, führt ihn zu seinem Wägelchen, befeuchtet eine Stelle auf dessen Brust, schmiert Seife auf, reibt sie mit einer Bürste, wäscht sie mit Wasser ab und siehe — es erscheint reine blaue Farbe. Der Arbeiter lächelt, die Zuhörer auch und der Verkäufer fängt seine Rede vom Neuen an...

Und alle diese Leute haben Zeit, eine Unmasse Zeit offenbar.

— Sofia Petrovna, haben Sie Durst? —

— Da, da. —

In der Nähe dieser Piazza dei St. Apostoli ist ein ristoranto, aus dem mir vor Zeiten ein guter Freund eine Ansichtskarte geschrieben hat, mir es empfahl, bis ich her nach Rom kommen werde, und fand, dass man hier den besten Est-Est-Est schenke. Den Wein der latinischen Hügel, mit dem sich seiner Zeit der bayerische Kanonikus Fugger zu Tode getrunken hat, wie in der Kirche des heil. Flavianus in Montefiascone eine auf seinem Grabe erhaltene, von seinem Diener verfasste Inschrift noch bezeugt: »Propter nimium Est, est, est hic Joannes de Fugger, dominus meus mortuus est!« Der vorsichtige Augsburger Kanonikus sandte nämlich auf seiner Reise nach Rom seinen Diener mit dem Befehle voraus, er möge die Weine in den Wirtshäusern überall kosten, und dort, wo für den Herrn gut weilen wäre, an die Türe schreiben: »Est« — in Montefiascone dann vor Viterbo fand Joannes de Fugger am Tor eine Aufschrift: »Est, Est, Est« — er trat ein, kostete, trank und trank sich zu Tode ...

Ich betrachte mit Liebe das leuchtende Nass. Topas, flüssiger Topas, ein Edelstein an Farbe, und ein Edelstein an Geschmack.

Es schmeckt auch Sofia Petrovna.

— Aufs Wohl des guten Menschen, der Ihnen die Adresse dieses Kleinods gegeben hat — meint sie.

Digitized by Google

XII.

Und wiederum das Kapitol.

Wiederum also grüsse ich ehrfürchtigen Blickes das melancholische Antlitz des Marcus Aurelius, des Imperators. Ich bin allein. In der Früh, als wir frühstückten, meldeten sich zwei Herren bei Fräulein Anna Huber; Sofia Petrovna schüttelte ihnen sehr herzlich die Hände, frühstückte nicht einmal zu Ende und ging mit ihnen fort »für den ganzen Tag«.

Und mir behagt die Freiheit recht gut. Sofia Petrovna ist zwar für mich in keiner Weise ein Hindernis bei unseren gemeinsamen Exkursionen; sie geht, wohin ich gehen will, bleibt stehen, wo ich stehen bleiben will, sie hat ihren Willen gänzlich dem meinen untergeordnet und hält unsere in Venedig getroffene Vereinbarung auf's Haar ein — es ist wahr, vollständig wahr — aber wahr ist's auch, dass ihre Seele in dieser Stadt nicht das durchlebt, was meine. Sie schaut, schaut, fragt nach Diesem, nach Jenem, ich erteile ihr Aufklärungen, aber ihre Gedanken gehen andere Wege, und ich fühle, dass sie gleich ergeben, aber auch ebenso gleichgiltig mit mir in Wien oder Berlin herumgehen könnte... Und darum fühle ich mich frei, weil ich plötzlich allein bin, von diesen Banden befreit, die mich nicht mehr drücken als ein Schatten, aber doch befreit.

Ich betrete das kapitolinische Museum.

Digitized by Google

Es hat seine Geschichte. Papst Sixtus IV. (1471) machte das Capitolium zu einer Sammlung künstlerischer Andenken der Stadt und spendete hieher Antiken, welche bis dahin im päpstlichen Palast verwahrt wurden. Ungefähr 100 Jahre später vermehrte Pius V. die Sammlung — der schamhafte Mann schickte aus dem Vatikan eine Unzahl Statuen her, weil sie nicht genügend bekleidet waren. Der Neffe Clemens XI. sammelte Büsten römischer Kaiser, Dichter und Philosophen, als aber seine Sammlung so vollständig war, dass man sich nicht mehr wünschen konnte, verkaufte er sie um 600.000 Scudi in die Fremde und begann vom Neuen zu sammeln; was ihm in die Hände geriet, ist jetzt auf dem Capitol. Benedikt XIV. kaufte vom Herzog von Modena die schönsten Stücke aus der Villa Hadrians in Tivoli und gab so dem Museum sein jetziges Aussehen. Napoleon entführte einen grossen Teil der Sammlungen nach Paris, die Restauration gab sie dem Papst nach Rom zurück. Gregor XVI. erklärte sie zum Eigentum der römischen Gemeinde und das sind sie jetzt noch. Zu ihrem Glücke sind sie Eigentum der Stadt — wer den verzweifelten Zustand der lateranischen und vatikanischen Sammlungen gesehen hat, wird begreifen, wie gnädig und fürsorglich das Schicksal sich gegen die Antike wenigstens hier erwies...

Ich durchschreite den Hof, gehe durch die Hallen des Erdgeschosses, steige in den ersten

Digitized by Google

Stock hinauf — vielleicht atme ich nicht einmal, vielleicht lebe ich nicht einmal, sehe bloss und schaue und weiss, dass ich noch hundert Jahre leben möchte, noch hundert Jahre wünschte, so schauen zu können und wenn ich im Sterben läge, würde ich bedauern, dass das Leben nicht noch hundert Jahre währt, damit ich noch weiter schauen könne...

Mit siegreicher, selbstbewusster und kühler Ruhe stehen hier die Vermächtnisse vergangener Zeiten. Statuen, Statuetten, Torsos, Büsten, Sarkophage, Reliefs, Säulen, Ornamente, Mosaiken — und man geht dazwischen hindurch, ungesättigt von einem, sucht man schon das zweite, beginnt zu betrachten und wendet sich gleich um, macht einen Schritt vorwärts und macht vier Schritte wieder zurück — man lebt und lebt nicht, schaut und sieht nicht. Marmor aller Farben, Bronze, Kupfer, Eisen — alles leuchtet Musik, atmet Farben, spricht Jahrtausende. Ich berühre mit dem Finger den Nagel an der grossen Zehe des riesigen Mars und würde mich nicht wundern, wenn Gradivus sich bewegte und ich das Rasseln der Metallblättchen seiner Rüstung vernähme — ich habe ihn ja nur deshalb angerührt, um mir zu vergegenwärtigen, dass ich auch lebe, dass ich in ihrer Mitte weile und die Luft atme, die sie atmen!

Ich stehe vor der griechischen Aphrodite — sie nennen sie hier die kapitolinische Venus — die

Schaumgeborene hat das Gewand abgestreift und tritt ins Wasser — und wenn der gefällige Wächter nicht käme und die Statue nicht umdrehen würde, um auf die Linien ihres Rückens aufmerksam zu machen — man sähe wahrlich auch das grünliche Wasser des Meeres, worein sich der weisse Fuss gerade versenken will...

Der alte Kerl hat mich eigentlich von irgend einer Höhe herabgezogen... Ich setze meinen Gang fort, nun nüchtern und bis zu einem gewissen Grade kritisch. Amor und Psyche... Leda mit dem Schwan... Und ich denke, dass vielleicht nur noch ein solcher Marmor der Menschheit von heute sagen kann, was ihr einst die Liebe gewesen ist. Bücher nicht mehr, denn diese liest sie mit dem getrübten, sensationssüchtigen Auge von heute. Tannhäuser ist dem Venusberg entlaufen, ist in Rom gewesen, hat Busse getan, aber er hat weder Ruhe noch Verzeihung errungen und das Herz hat ihn zu Venus zurückgetrieben... Er findet sie unverändert, aber er selbst ist so verändert, dass er sie und sie ihn nicht mehr erkennt — er ist in Rom gewesen...

Amor und Psyche... ein Abgrund gähnt zwischen jenen Tagen und den unserigen, jener Liebe und unserer »Liebe«... Millionen zugrunde gerichteter und verlorener Leben, hysterische Opfer der Irrenhäuser, Klöster, Spitäler und alle die Früchte der falschen, rohen und rücksichtslosen Moral des Christentums — die Natur zahlt der

Digitized by Google

Menschheit mit furchtbarer Münze das unselige Gift aus Judäa heim, das sie ihr zu trinken gereicht hat.

Ich betrete den Saal der Imperatoren...

Das antike Rom hatte die Welt unterworfen und seine ganze Macht in die Hände eines einzigen Menschen gelegt. Es wollte ohne Verantwortung leben, ohne Sorge geniessen und erfand für sich eine neue Staatsform — das Kaisertum. Und das Los der römischen Imperatoren war nicht gerade beneidenswert. Enorm viel Arbeit, enorme Anstrengung, enorme Kämpfe daheim, enorme Kämpfe auf den Grenzen — das Leben des Augustus, Tiberius, Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Severus beweisen dies. Neben diesem Typus der Kaiser und Staatsmänner steht der Typus der Kaiser, die mit Wahnsinn geschlagen waren: Caligula, der Narr mit Blitzen von Genialität, Nero, das Opfer künstlerischer Aspirationen und der Sucht nach Unsterblichkeit, Domitian, das Opfer von Angst und Befürchtungen, Commodus, der Gladiator, der durch ein grausames Spiel des Schicksals als Kaisersohn geboren wurde, Caracalla, der ein hervorragender, tüchtiger Legionstribun hätte sein können, Heliogabal, der unglückliche Hermaphrodit und Künstler des Lebensgenusses — sie alle zusammen haben, zur schwindelnden Höhe der Macht emporgehoben, das seelische Gleichgewicht verloren, haben alles zerstört, was in den Bereich

ihrer Augen kam, stets gierig nach Blut und nie gesättigt, bis sie in den grauenerregenden Purpur des Blutes im jähen Sturze geschleudert wurden und der Fluch zum einzigen Epitheton ihrer Namen wurde... Und der dritte Typus waren die Kaiser-Soldaten. Sehr selten kamen sie nach Rom, manche ein einzigesmal in ihrem mühseligen Dasein, verteidigten die Grenzen des Imperium gegen die aufwachenden Völker der Barbaren, von Legionen wurden sie gewählt, von Legionen in der Regel auch beiseite geschafft — aber einige Erscheinungen gibt es unter ihnen, welche beweisen, dass auch diese Art von Imperatoren imstande gewesen wäre, den Untergang des alten Imperiums aufzuhalten, wenn nicht die innere Krise eingetreten wäre, der Zusammenbruch der Antike durch das Gift aus dem Osten. Claudius II., Aurelian, Probus und der grösste unter ihnen Diocletian...

Ich gehe den ganzen Saal durch. Die Imperatoren folgen einander in chronologischer Ordnung, mit dem julischen Geschlechte anfangend. Das julische Geschlecht zeichnet sich übrigens durch wirklich schöne Köpfe aus. Augustus selbst, Tiberius, die Drusus, Germanicus, Caligula, auch Nero. Tiberius war übrigens der schönste Mann seiner Zeit in Rom. Neben Nero sein stolzes Weib Poppaea Sabina mit ihrer charakteristischen Haartracht. Aus Othons Antlitz liest man seine Seele — ein weibischer Genussmensch, aber zu seiner Zeit

ein Held. Auch Vitellius erzählt den Inhalt seines Lebens: er führte ein flottes Leben sonst nichts. Der magere Soldat Vespasian, der schöne Titus. Der bedächtige Nerva, der klare und korrekte Trajan, Hadrian, der ewige Wanderer und geniale Architekt, der erste Kaiser mit Vollbart. Der gütige Antoninus Pius. Marcus Aurelius als Jüngling, dann als Mann — beide Büsten haben gleich traurige Augen und einen müden Ausdruck im Gesicht. Daneben steht Faustina, sein rätselhaftes Weib. Commodus, Pertinax — — — usw., die ganze Geschichte des Imperiums spricht aus diesen Büsten, denn der Imperator war im Imperium Alles: der oberste Priester, der oberste Feldherr und Leiter der Politik im Innern wie nach aussen, Sittenwächter, Gesetzgeber — sein ganzes Schicksal. Mit der Büste des Julian Apostata, die aber alles eher ist als ein Porträt seines Gesichtes, ist der Cyklus geschlossen. Die Marmorstatue der sitzenden Agrippina (der ältern) steht in der Mitte.

Büsten von Dichtern, Philosophen und in anderen Gebieten hervorragenden Menschen enthält ein zweiter Saal. Sokrates befindet sich hier einigemal mit seinem typischen Faunskopf, Sophokles, Aischylos, Homer, der Feldherr Corbulo, Cicero, Alkibiades, Euripides, Asklepiades etc. Eine weisse Büste des ältern Scipio Africanus, des Siegers über Hannibal, zwingt einen stehen zu bleiben. Der Schädel, kahl wie das Knie, stolze, selbstbewusste

Augen, festgeschlossene dicke Lippen, Stolz atmet aus dem ganzen Gesicht — ja, so muss der Wellington Roms ausgesehen haben, der mehr Glück als Genialität besass, ein typisches Exemplar jener klobigen Menschen, welche das Schicksal am Ende jedem Genius vor die Füsse wirft, dass er darüber stolpern muss. Auf dem kahlen Schädel ist eine Schramme, eine Folge der Wunde, die er als siebzenjähriger Jüngling in der Schlacht am Ticinus erhielt, wo er dem Konsul, seinem Vater, das Leben rettete. Einer von den Köpfen, die man gesehen haben muss, wenn man den Verlauf des betreffenden Lebens verstehen soll.

Ich schlendere weiter durch diese Säle ... Statuen von Göttern ... Satyren ... Heroen ... ein Sarkophag mit der berühmten Amazonenschlacht .. Silen ... Der mit der Gans kämpfende Knabe und der sterbende Fechter ... Jener Fechter, den Lord Byron im Child Harold besingt ... Wär' ich ein Bildhauer und sähe ich diese Sachen, eher hackte ich mir die Hand ab, als dass ich dann wieder jemals noch Ton oder Meissel anrührte, denn hier ist es nicht möglich, etwas Grösseres auszusprechen... Des Praxiteles Satyr steht hier und der schneeweisse Narciss, den man Antinous nannte, den Liebling Hadrians. So standen sie wohl irgendwo in Hellas, so brachte sie entweder Aemilius Paullus, oder Mummius oder Sulla nach Rom, so standen sie Jahrhunderte hindurch in Rom, überlebten Gene-

rationen, überlebten Götter, überlebten das weltbeherrschende Imperium und nun schauen sie auf unsere Tage — sie, die allein Unveränderten, die allein Unsterblichen, atmen immer in ruhigen Zügen; als wüssten sie, dass sie die neuen Menschen überleben werden, die neuen Staaten, die neuen Götter, denn die einzige Unsterblichkeit ist die Schönheit und diese haben sie...

Im letzten Saal ist eine Büste, die man als Porträt des M. Junius Brutus, des Mörders Caesars bezeichnet... Ja, so mag er ausgesehen haben. Das Antlitz nicht gerade sympathisch, aber nicht ausdrucklos, ein wenig ein römischer Stutzer — aber er kann sich so weit aufschwingen, dass er für eine Idee mordet. Nur dass er hernach gleich wieder zurücksinkt und Welt und Menschen mit seinem Normalmass misst — und allerdings nach Phillippi gelangt. — — —

— — — Sonne, glühende Sonne draussen... Ich gehe an Marc Aurel vorüber in den gegenüberliegenden Palast der Konservatoren. Ich durchschreite die Säle, Korridore, betrachte die Reliefs, Urnen, Sarkophage, Statuen, Statuetten, Tafeln, auf denen man die Konsuln, die Diktatoren, Zensoren, Befehlshaber der Reiterei des republikanischen Rom zu verzeichnen pflegte. Mosaiken, Münzensammlungen, alte Gräber, einen Saal von Bildern aus der Renaissance, eine Reihe von Namen

berühmtester Meister, und wieder antike Schmuckgegenstände, Toilettebehelfe, Sänften, ein Wagen, Bronzstatuen, Statuetten, Vasen, Büsten berühmter moderner Italiener, in deren Gesellschaft, weiss Gott wie, auch Mickiewicz sich verirrt hat, Kameen, geschnittene Edelsteine, Gobelins — — vielleicht hätte ich früher hieher und nicht in das Kapitolinische Museum gehen sollen! Es stört mich ein wenig diese Stillosigkeit und ich bin müde... Ich gehe, betrachte, der Geist schnellt schliesslich doch auf, wie unter einem Peitschenhieb, wenn man vor so einem antiken Knaben, dem Dornzieher, stehen bleibt, oder vor der Urne, in welcher die Asche Agrippinas, der Mutter Caligulas gewesen — aber gleich wieder erschlafft er... ich bin müde...

Jetzt noch in diesen Saal, wo der römische Stadtrat seine Sitzungen abhält, wo bürgerliche Ehebündnisse abgeschlossen werden und wo die berühmte Kapitolinische Wölfin steht, die einmal beim ruminalischen Feigenbaum auf dem Palatin stand... man versinkt auf eine Weile in das rote Fauteuil eines von den modernen Senatoren, betrachtet die grüne Bronze des klassischen Tieres — — — und geht mit dem Versprechen, dass man wieder kommen wird...

Das Sonnenlicht schmerzt in den Augen... in den Ohren saust es... wie entseelt schleppe ich mich zum Vicolo Alibert...

Digitized by Google

Sofia Petrovna schreitet, eigentümlich erregt, in der Durchfahrt hin und her. Sie fasst mich bei der Hand und führt mich in die Lesehalle.

— Trepov ist nicht mehr! — flüstert sie mir voll Siegesgefühl zu.

— Was für ein Trepov? —

— Unser Trepov. Der Bluthund von Petersburg. Er ist gestorben, aber ich glaube, dass er auf andere Weise beseitigt worden ... —

— Ah, so. Sofia Petrovna, und wissen Sie, was ich mir denke? Ich denke, dass ich nach dem Capitolium überhaupt kein Museum mehr auf der ganzen Welt vertragen werde. —

Sie sieht mich an und versteht mich nicht, so wie ich sie nicht verstanden habe ...

XIII.

Der Abend.

Elektrische Glühlichter von oben, die Flammen der Läden und Auslagsfenster von rechts und links, giessen weisse und gelbe Lichtströme auf den brausenden Menschenstrom aus, der sich langsam den Corso entlang windet ...

Bei solchem Lichte ist der Teint der römischen Damen von geradezu märchenhafter Anmut, ihre Augen glänzen wie schwarze Sterne und der Gang, der sich nach dem Takte und dem Rauschen des ganzen Stromes richtet, ist graziös wie im Tanz-

Digitized by Google

saal. Die Steine ihres Schmucks — und die Römerinnen sind mit Schmucksachen buchstäblich behängt — blinken in Regenbogenfarben; am Halse, an der Brust, in den Ohren, in den Haaren, an den Fächern, den Händen, an den Griffen der dünnen Spazierstöcke hüpfen die bunten Flämmchen auf, um aufzulodern, zu erlöschen und wieder in andern Farben neu aufzuflammen — und in diesem Meer des Glanzes, im Geblitze der Farbenspiele und im intensiven Lichte schweben hier die lebendigen, herrlichen Menschenblüten mit dem Ausdrucke der Sorglosigkeit auf den Wangen, des Stolzes im Gange und des Glückgefühls über sich selbst in ihrer ganzen Gestalt. Dieses Licht verwischt die Unterschiede der Jahre und der bisher erlebten oder noch nicht erlebten Schicksale. Den Alten nimmt es Jahre weg — und wenn schon graue Haare von ihnen plaudern, so zaubert es unter eben diese grauen Haare aufs Antlitz wieder jene Anmut zurück, die einst dort geweilt hat — und lässt zarte Mädchenknospen aufgeblüht scheinen, wie wenn die kleinen Romane, welche bisher wohl nur in ihren Köpfchen ihr Spiel getrieben, schon in ihrem Herzen wären...

Und gleich graziös setzen da die Männer des heutigen Rom einen Fuss vor den andern — und dies allerdings in tadellos glänzenden Schuhen — auf das Pflaster der Trottoirs und der Strasse. Der Strom nimmt nämlich die ganze Breite des

Corso ein, welcher nicht breiter ist als unsere Prager »Spálená«. Lichte, elegante Anzüge, weisse Hüte, darunter dunkle angriffslustige Augen, aber ihre Offensive hat nichts mit jener zudringlichen und kecken Art der Wiener Ringstrassen- und Grabenlöwen gemein — sie liegt im Charakter des Landes und des Volkes überhaupt, schamlose Fragen, wenn ein solcher Blick einem weiblichen begegnet, stecken nicht darin. In dieser Masse der Gesichter mit dunklen und blonden Bärten taucht da und dort eines auf, das lebhaft an irgend ein markantes, altrömisches erinnert, wie man dergleichen bei den Büsten des Kapitolinischen Museums antrifft. Caesar, Nero, Titus...

Und dieser langsame rhythmische Strom voll blitzender Flämmchen braust, saust, lacht und fliesst zwischen hohen Gebäuden, Palästen und Kirchen und hoch oben, dort über der Atmosphäre des Lichtes, wölbt sich der dunkelblaue Himmel und an ihm glänzen Sterne, weit grössere und weit hellere als wir sie bei uns sehen. Diese weissen Sterne, welche genau so über dieser Strasse gestrahlt haben als sie das antike Rom Via Lata nannte, und als sie statt mit Häusern mit Statuen, Denkmalen, Portiken von Palästen umsäumt war, als sie der Triumphbogen Marc Aurels durchschnitt, welchen Papst Alexander VII. niederreissen liess, damit »er kein Hindernis für die Pferderennen sei« die in dieser Strasse stattfanden...

Trümmer bedeckten die antike Strasse — einige sechs Meter hoch war sie mit dem Schutte einiger Jahrhunderte zugedeckt. Und die weissen Sterne sahen auf den Trümmern der alten Stadt eine andere Stadt erwachsen; diese Strasse wurde zur Pulsader des neuen Lebens — hier folgte Generation auf Generation, hier fuhren Päpste, Kaiser, Könige, Heere, Pilger und alle, die die Sehnsucht aus der ganzen Welt hieherbetrieb — auch das ging vorüber und heute pulsiert hier wieder neues Leben, ein rauschendes, selbstbewusstes, das im Angesichte jener ewigen Lichter wohl kaum mehr Bedeutung besitzt als das lustige Schwirren von Maikäfern an einem lauen Maienabend...

Sofia Petrovna betrachtet aufmerksam die Wellen des Menschenstromes und teilt mir ihre Wahrnehmungen mit.

— Die Römerinnen — meint sie — haben durchwegs einen schönen Wuchs. Schlanken Körper, starke Büste — die kegelförmigen Figuren der Wienerinnen, die mir so zuwider waren, sieht man hier nicht — —

Auf der Piazza Colonna findet ein Militärkonzert statt. Der Platz ist gepfropft voll. Die Kaffeehäuser und Konditoreien haben sich mit ihren Tischchen bis weit hinaus ausgebreitet, und nicht ein einziger Sessel ist unbesetzt. Und ebenso voll sind die Reihen der gegen Entgelt zu benützenden Sessel

unterhalb der Estrade, auf welcher die Kapelle spielt.

Inmitten des Platzes steht auf einem gewaltigen Sandsteinwürfel die Säule des Kaisers Marc Aurel. Schraubenförmig aufgewundene Reliefs verkünden die Kriegstatuen des Kaisers in den Kriegen mit den Markomannen, Quaden, Sarmaten und andern Barbaren. Die Säule des Imperators ist jetzt der einzige Überrest jener Verzierungen der antiken Via Lata — — und zugleich eins von den zahlreichen Beispielen, welches künstlerische Verständnis die Päpste Rom und seinen Altertümern entgegenbrachten. Auf dem Kapitäl der Säule stand die Statue Marc Aurels — Sixtus V. liess sie herunterholen und an ihre Stelle stellte er — den Hebräer aus Tarsus, den heiligen Paulus!

Während auf dem Corso die obern Zehntausend Roms auf- und abwogen, ist hier auf der Piazza Colonna ganz Rom versammelt. Hieher ergiessen sich auch die Wellen des Corso und verfliessen mit der bunten Gesellschaft von Arbeitern, armen Schluckern, Studenten, Soldaten, Geistlichen, Carabinieri, bürgerlichen Familien, Zeitungs-, Ansichtskarten-, Broschüren-, Zündhölzchen-Verkäufern, Stiefelputzern, Weibern, Kindern, mit der Halbwelt — ganz Rom in einem harmonischen Potpourri. Es gibt keine Kasten unter ihnen, es gibt keine Wege, die für einzelne Gruppen vorgeschrieben und von ihnen besetzt gehalten wären — diese

Leute bindet alle das stolze Io sono Romano di Roma und wenn nicht das, so wenigstens die ihnen bewusste Zugehörigkeit zu einer Nation. Man fühlt hier, dass die soziale Stellung die einen nicht von den andern scheidet — zwar gehören die einen zu dieser die andern zu jener gesellschaftlichen Schichte — aber dass es einen Unterschied unter ihnen gibt, fühlen sie nicht.

Die Kapelle der Bersaglieri spielt ein Potpourri aus Verdis Traviata. Sie kann nicht viel, aber auch für das Wenige hat sie ein dankbares Publikum. Den Musikanten fehlt es — es ist unglaublich — an Feuer. Ihren Melodien fehlt die Seele. Aber die Römer nicken mit den Köpfen nach dem Takte, wiegen den ganzen Körper, summen die Melodie mit, singen den Text, schlagen mit den Stöcken auf das Pflaster — und wenn die Kapelle zu Ende gespielt hat, ertönt ein ungeheueres Beifallsklatschen, Gebrüll, Begeisterung. Bis! Bis! donnert es über den Platz, bis der Kapellmeister heraustritt und La Traviata vom neuen anhebt.

Und wenn sie sie zum zweitenmal herabgespielt haben, müssen sie sie zum drittenmal beginnen — und man fühlt, wie der melodiöse Verdi aus der Seele dieses Volkes erwachsen ist und wie er zu seinen Nerven zu sprechen versteht. Schmerz, der im süsslockenden Rhythmus lächelt, Freude, welcher die Tränen in den Augen glänzen vor innerem Weh — als wäre in dieser Musik ein ver-

irrter Seufzer der fernen antiken Seele aufgefangen, in welcher auch in der ausgelassensten Ekstase ein pessimistischer Schatten und im schwersten Leid ein versöhnendes Lächeln wohnte... Und der Hebräer aus Tarsus, Sct. Paulus, aufs Schwert gestützt, schaut von oben auf den Wirbel der Körper und Seelen, begreift das alles nicht, denn er kann nicht glauben, dass die ferne antike Welt, die er so gehasst hat und von der er glaubt, dass er sie umgebracht habe, noch am Leben sein könnte, noch in irgend einem Winkel der Seelen atmen und auf ihren Tag warten könnte... Und der Hebräer aus Tarsus weiss nicht, dass er an der Stelle eines Imperators steht, der zehnmal grösser als er war und dass bestimmt der Tag kommt, der ihm auferlegen wird, herunterzusteigen und dem rechtmässigen Besitzer Platz zu machen, die Nemesis korrigiert die Geschichte. Die Nemesis wird auch die räuberische Tat Sixtus V. hinauskorrigieren. Das königliche Rom knüpft ans Imperium an. Das königliche Rom wird auch die Säule des Imperators dem Imperator zurückgeben, denn »gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist«...

In der Pause brüllen Verkäufer von Zeitungen, Ansichtskarten und Zündhölzchen, die Fontäne, die der Säule gegenüber steht, klatscht Beifall mit den herabfallenden Tropfen ihrer Strahlen und das Geplauder der Menschen verfliesst in ein Summen, wie auf einem erblühten Kleefeld an einem son-

nigen Tag. Unter den ungeheuern Kandelabern stehen Rudel von Zeitungslesern, und arme Schlucker ohne Obdach, von all' dem nicht gestört, liegen ausgestreckt am Fusse der Säule Marc Aurels und schlafen einen beneidenswerten Schlaf...

Die durchscheinende Uhr am Palazzo delle Colonne zeigt auf ½11 Uhr, die Musikanten packen ihre Instrumente ein, falten die Noten zusammen und gehen.

Der Platz wird leer.

Wir kehren auf den Corso zurück und treten in das Café Nationale ein, wo man in Rom den besten Kaffee bekommt, den zwar ich nicht, Sofia Petrovna aber wahnsinnig gerne trinkt.

Einige Katzen tun sich hier auf Sesseln gütlich, und jagt man eine fort, so wirft sie einen bitter bösen Blick auf einen, springt auf den nächsten Sessel und schläft ruhig weiter. Unter der Zimmerdecke schwärmt eine Fledermaus, die getreulich Abend für Abend hieherfliegt und Fliegen und Mosquitos jagt, und rund um den Tisch sitzt alles, was Rom an Künstlern hat. Verkannte Genies, deren Gedichte noch keine Buchdruckerschwärze kennen und deren Mut so selbstbewusst ist, wie ihr Urteil über die ganze italienische Literatur unerbittlich — von Dante angefangen und mit den Dichtern von gestern endigend — ich höre so einem Gespräche zu, die liebe Jugend ist in Rom aufs Haar so beschaffen wie in Prag! — Journalisten aller Völker,

eine Kolonie fremder Maler und Bildhauer, alles in Debatten oder in Zeitungen aus ihrer Heimat vertieft. Zigaretten- und Zigarrenrauch steigt zur Zimmerdecke, Fächer arbeiten um die schwitzenden und erhitzten Köpfe, Gläser und Geldstücke klingen und Kellner im Salonanzug huschen durch den Saal.

Die Stunden vergehen unheimlich rasch — Pagare!

Ich zahlte mit einer Zwanziglire-Note. Der Kellner schüttet auf eine Blechschüssel eine Handvoll Silber- und Kupfermünzen. Ich schaue mir das Geld an — ei, siehe ein französisches Fünffranks-Stück mit dem Bilde Napoleons III.! Ich reiche es dem Kellner — der Kerl würdigt es nicht einmal eines Blickes, lässt es in seine Tasche hineingleiten, nimmt ein anderes und wirft es mir mit nachlässiger Ruhe auf die Schüssel.

Sofia Petrovna betrachtet die Pantomime mit gespannter Aufmerksamkeit. Und plötzlich zieht sie ihre Geldbörse heraus, schüttet eine Handvoll Silbermünzen auf den Tisch zur näheren Durchforschung.

Schöne Münzen! Fünffranksstücke mit demselben Napoleon III, Fünffranksstücke von Bolivia, brasilianische Münzen, Münzen mit Papst Pius IX, Franken mit dem Bild Napoleons I — um Gotteswillen Sofia Petrovna, wo haben Sie das alles gesammelt?

Digitized by Google

— Das habe ich in Venedig bekommen, als ich Geld wechselte. Im Hôtel, in den Geschäften, auf dem Bahnhof — wo nur wer war, steuerte er etwas bei. Hat es irgend einen Wert? —

— Ein schöner Anfang, wenn Sie alte Münzen sammeln wollen — — —

— Was tun! — meint sie fatalistisch. — —

Wir gehen nach Hause, nach Vicolo Alibert.

Die Gassen still, leer. Da und dort eine Gruppe von Mädchen, »windige Weiberchen«, wie die alten Čechen sagen würden. Sie unterhalten sich leise, rauchen Zigaretten und kümmern sich um nichts...

Und in der Dunkelheit hoch über der schlafenden Stadt weisse Sterne. Grösser als bei uns, strahlender als bei uns.

XIV.

Der Palatin.

Ruinen rotbrauner Mauern. Mächtige Pfeiler aus der Flanke des palatinischen Berges hart über dem Forum herauswachsend. Dunkle Gänge, feuchte Gewölbe, weite Bogen, einen Ausblick auf irgendwo in der Ferne befindliche Eichenkronen, auf Cypressen, auf ein Stück lächelnden Himmels eröffnend.

Der Palast des Tiberius, des Caligula...

Digitized by Google

Es lässt sich heute nicht sagen, wie diese Gebäude gegliedert waren. Welche Höhe sie besassen, welche Säle darin waren, wie ihre Ausschmückung war. Stumme Ruinen, nur die Stimme der Geschichte spricht hier.

Hier wurde zuerst der Typus jener menschlichen Wesen geschaffen, der die destruktiven Zeiten, die antiken Götter überdauerte und in allen Ländern und bei allen Völkern Wurzel schlug, Caesar Imperator Augustus. Ein Einziger, herrschend über Millionen und das lebendige Symbol der Macht und des Glanzes des Staates. Etwas ganz anderes, als bisher der rex, der König, gewesen war, von dem man vor allen Dingen begehrte, dass er ein guter Soldat und ein verlässlicher Führer in Kampf und Strauss, ein gewandter Häuptling bei räuberischen Unternehmungen und ein umsichtiger Führer seiner Leute sei, wenn sie ihre bisherige Wohnstätte gegen andere Himmelstriche eintauschen wollten. Rom, welches eine neue Staatsform geschaffen hat, welche der Menschheit bis auf den heutigen Tag genügt und aller Voraussicht nach auch weiter genügen wird, Rom, welches zuerst das Verhältnis der Einzelnen untereinander und gegenüber dem Staate durch den Begriff des Rechtes fixiert hat, des Rechtes, welches von hier aus zur Direktive für die Lebensgestaltung aller Kulturvölker wurde, Rom, welches überhaupt alle Lebensformen erschuf mit Keimen aller künftigen

Kämpfe und Veränderungen — dieses Rom musste auch einen neuen Typus eines Staatsoberhauptes schaffen — den Kaiser. Ein in seiner Macht unbegrenztes Wesen, einen Inbegriff von allem dem in sich, was er selbst für die Welt war, Majestas, welche zu Lebzeiten die erste nach den Göttern war und nach dem Tode unter sie aufgenommen zu werden pflegte, den Menschen im Purpur, auf dessen Wink Legionen in entlegene Gegenden zogen, um ihr und fremdes Blut zu vergiessen, auf dessen Wink viele, tausende von Meilen entfernte Städte zerstört, Völker gedemütigt, Berge durchstochen, Gewässer aus ihren tausendjährigen Wohnsitzen geleitet, Brücken über Strömungen reissender Flüsse geschlagen, Strassen angelegt, Festen, Wälle und Städte in bisher menschleeren Gegenden gebaut wurden...

Und hier an dieser Stelle hat sich dieser Kaisertypus herausgebildet. Rotbraune Mauern, in welche sich hie und da eine breitblättrige Pflanze verfangen hat und wie eine siegreiche Fahne hinausweht. Lebensfrohes Farnkraut breitet sich in den feuchten Winkeln der Gänge und am Fusse der Bogen aus. Mächtige Eichen erheben ihre Kronen über den Ruinen der Wohnstätten der ersten Kaiser zum blauen Himmel. Die Pflanzen, das Zarteste und Gerechteste, das die Natur überhaupt geschaffen hat, haben hier das letzte siegreiche Wort...

Digitized by Google

Der Palast des Tiberius, des Caligula, des Augustus...

Augustus, der gelbhaarige Mann, war der erste von ihnen. Sein Palast wurde nach der Schlacht bei Actium errichtet und war der Mittelpunkt der Ämter, Gerichte und Priesterkollegien. Der Kaiser lebte schlicht, seine Tafel war fast zu einfach, Brot, Fische, Käse, Obst, etwas Wein. — »Kein Jude, mein lieber Tiberius, fastet am Sabbat so streng, wie ich heute. Erst im Bade, eine Stunde nach Sonnenuntergang, bevor ich mich gesalbt, ass ich einige Bissen Brot« — schreibt er einmal seinem Thronfolger. Seine Kleider spannen und nähten ihm seine Frau, Tochter und Enkelin. In seiner Natur lag vieles, was an die alten Gestalten des republikanischen Rom erinnerte. Er war streng zur rechten Zeit und zur rechten Zeit gnädig. Er verstand es gut, zum Volke auf dem Forum, zu den Vätern im Senate zu sprechen, und war ein geistreicher Wirt seiner Gäste. Er liebte die hellenische Bildung, sprach fliessend griechisch und zitierte in bewegten Momenten seines Lebens gerne einen passenden Vers aus Homer oder den Tragikern. Den Kämpfen im Zirkus schaute er gewöhnlich vom Fenster seines Hauses aus zu, im Theater war er ein fleissiger Besucher und aufmerksamer Zuhörer. Vergil und Horaz war er ein aufrichtiger Freund. Er schrieb selbst Sprüche in Versen und liess sich sogar auf eine Tragödie Ajax ein, Und

Digitized by Google

endlich huldigte er auch dem Würfelspiel zu mässigem Einsatz. Er war auch ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechtes. In seinen Palast wurde häufig eine verhängte Sänfte getragen und in sein Schlafzimmer gestellt. Und in der Sänfte war immer irgend eine Schönheit des alten Rom. Bis es einmal geschah, dass aus der Sänfte ein Mann heraussprang, sich vor dem Kaiser mit gezücktem Schwerte hinpflanzte und ihm sagte: »Fürchtest du nicht, dass auf diesem Wege jemand wie ich zu dir kommen und dich töten könnte? — Der Mann hiess Athenodor und rettete so die Frau seines Freundes. Augustus strafte ihn in keiner Weise — aber die verhängte Sänfte schwebte niemals mehr zum Palatin. — — In seiner Familie hatte der Kaiser wenig Freude. Seine Söhne und Enkel entriss ihm vorzeitig der Tod, seine Tochter Julia, welche die Ursache der Verweisung Ovids nach Tomi war, musste er später selbst aus Rom verbannen, und so blieb ihm nur Tiberius übrig, der einsilbige und unerforschliche Mann, als einziger Gesellschafter für seine alten Tage und Anwärter seines Todes.

Der patriarchalische alte Kaiser starb in Nola. Auf die Lippen seiner Frau Livia hauchte er einen Kuss und die Worte: Livia, gedenke unserer Ehe und leb' wohl! — — —

In den spätern schweren Zeiten pflegte man bei der Erinnerung an ihn zu seufzen: Entweder

Digitized by Google

hätte er niemals kommen, oder hätte er ewig bleiben sollen...

Während seiner Regierung wurde im fernen Galiläa einem Zimmermann ein Knabe geboren, welchem der Namen Joschua gegeben wurde...

Die Domus Augustana liegt jetzt unter dem Parke der Villa Mills. Eichen und Cypressen wachsen lustig über der Residenz des alten Kaisers. Nur hie und da starrt eine Mauer, eine Verzierung, der Torso einer Säule aus der Erde.

Wir kehren zum Palaste des Tiberius zurück, nicht als wären wir von Sehnsucht getrieben, noch einmal etwas zu sehen — diese Trümmer sind nur Trümmer, nackte Trümmer aus Ziegeln — aber man möchte gerne ein wenig träumen, ein wenig den Stimmen der Geschichte lauschen... Denn hier lebte der seltsame Mensch, dessen Grösse etwas gespensterhaft Tragisches und geheimnisvoll Schreckliches hat. Der zweite römische Kaiser, Tiberius, in seiner eisigen, heimtückischen Grausamkeit von Tacitus so meisterhaft gezeichnet, von den Zeitgenossen verflucht, von ganzen Zeitaltern verdammt. Aber ob mit Recht? Er war ein junger Mann, glücklicher Gatte und Vater — da befahl ihm Augustus sich von seiner Frau scheiden zu lassen und seine Tochter Julia, die Witwe Agrippas, zu heiraten. Er gehorchte — es befahl so der Kaiser und Adoptivvater. Aber als er einmal, nach langer Zeit schon, seine geschiedene Frau traf, blieb er

stehen, blickte ihr nach und Tränen stürzten ihm aus den Augen. Augustus traf Vorsorge, dass sich ähnliche aufregende Begegnungen nicht mehr ereignen. Mit Julia war er freilich nicht glücklich. Das Kind, das sie hatten, starb bald, darauf trennten sie sich. Auch mit Augustus kam der Adoptivsohn auseinander, vielleicht ertrug es seine stolze Seele nicht, dass andere ihm vorgezogen wurden, vielleicht fühlte seine Seele, dass diese väterliche Liebe gar zu gering ist — Tiberius ging in freiwillige Verbannung. Er lebte auf Rhodos und dort erfuhr er, dass Augustus über seine Ehe mit Julia die Scheidung aussprechen liess, und dass Julia in schwerer Strafe auf einer wüsten Insel lebe. Nach acht Jahren kehrte er zurück und lebte in Rom, abseits, von niemandem gesucht und niemanden aufsuchend. Er lebte mit seinem Sohn aus erster Ehe. Erst als der Tod das Haus des Augustus verödet hatte, berief der alte Kaiser seinen letzten Sohn zu sich. Und als Augustus starb, trat er an seine Stelle. Er trat leisen, vorsichtigen Schrittes auf — wusste er doch, dass er in seinem Auftreten nicht jene gewinnenden Eigenschaften besitze, die Augustus gehabt, und er wusste auch, dass die Zeiten und Menschen sich gewandelt haben. Das menschliche Leben hatte damals keinen grossen Wert, weder subjektiv noch objektiv. Wer weiss heute, was für Verschwörungen geplant und wie viel Dolche bereit waren, damit dieser wenig sym-

patische Kaiser beseitigt werde. Denn der Geist eines Cato und eines Brutus hatte noch genug Verwandte und Erben in Rom. »An eine Verschwörung gegen den Kaiser glaubt man nicht früher, als bis der Kaiser ermordet ist« — lautet einer von den genialen Aussprüchen des wahnsinnigen Caligula. Was für Ränke gegen Tiberius geschmiedet wurden, wissen wir nicht, wir wissen nur, wie Tiberius Antwort gab. Und aus den Antworten, allerdings, weht Grausen.

Er hatte einen einzigen Sohn — man vergiftete ihm ihn und redete dem Kaiser ein, dass er eines natürlichen Todes gestorben sei. Sein Vergifter, Seianus, der während der Abwesenheit des Kaisers Selbstherrscher in Rom war, wollte auch wirklicher Kaiser sein. Tiberius war damals auf Capri — und dort wurden ihm plötzlich die Augen geöffnet: er erfuhr die wahre Ursache des Todes seines Sohnes und die Pläne Seians wurden ihm verraten. Den Seianus schleuderte er von seiner Höhe auf seine, die Tiberianische Art: fein, sachte, in Gewogenheit, unauffällig, aber sicher.

Nach Rom kehrte er aber nicht mehr zurück. Des Ekels voll musste seine Seele über das Leben, die Menschen und sich selbst sein. Und Rom vergalt ihm nun, wie es konnte. Histörchen von seinen Orgien und Saufgelagen wurden erdacht, er wurde mit Gespött und Witzen traktiert (Biberius Caldius Mero), alle grausigen Märchen, mit welchen Kinder

geschreckt werden, entluden sich über ihn — und der kahlköpfige, rätselhafte Greis lebte unterdessen nach seiner Art, weit entfernt von all dem Gerede. Im Glauben an die Götter war er wohl nicht besonders stark — »er war Mathematiker«. Er war auch ein ausgezeichneter Redner, ein fleissiger Leser und auch Schriftsteller ein wenig. Und noch etwas: er hatte einen ätzenden Witz, was man auch ungerne verzeiht, und er verstand es, rücksichtslos zu sein, was man überhaupt nicht verzeiht. »Tristissimum hominem«. den unter den Menschen Unglückseligsten nennt ihn Plinius.

Er starb auf Capri. In Rom herrschte Freude darob. »In den Tiber mit dem Tiberius« — brüllte der Mob auf den Gassen — Tiberius verbarg niemals seinen Hass gegen ihn, hatte ihm nicht geschmeichelt und ihm keine Spiele veranstaltet. Die Leiche wurde von Soldaten in die Stadt gebracht und verbrannt — aber ohne Apotheose. Kein Adler flog von seinem Scheiterhaufen zum Himmel auf. Tiberius wurde nicht unter die Götter aufgenommen. In den Provinzen lebte sein Andenken als das eines gerechten, strengen und guten Herrschers. Nicht einmal die besten Kaiser haben es später verdunkelt.

Unter seiner Regierung geschah in Jerusalem folgendes: Zum Prokurator von Judäa Pontius Pilatus brachten sie vor Ostern einen jungen Juden, weil er das Volk aufwiegle und, indem er sich zum

Digitized by Google

König aufwerfe, sich gegen den Kaiser empöre. Pilatus verhörte ihn, aber der Jude gab ihm solche Antworten, dass er ihn nicht verurteilen konnte.

— Ja, er gebe vor, König zu sein, aber sein Königreich sei nicht von dieser Welt — — — Der Prokurator von Judäa liess ihn also geisseln, sei es, um wenigstens ein wenig den Anklagen der Juden Genüge zu leisten, sei es, um ihr Mitleid mit dem schwachen, blutigen Körper zu erregen, oder beides — und zeigte ihn dem Volke. Und das aufgereizte Volk brüllte ihm zu: »Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz! Kreuzige ihn! —

Der Römer zuckte resigniert die Achseln und liess den Juden ans Kreuz schlagen. Das menschliche Leben hatte damals keinen grossen Wert...

*

Wir gehen auf dem weit ausgebreiteten Palatin hin und her...

Das alte Palatium... Roma quadrata... die Stadt des Romulus... Ihre Mauern neigten sich schroff herab, innerhalb derselben fand das Hirtenvolk den natürlichen Schutz gegen Räuber, mochten es nun Menschen oder Tiere sein. Romulus umgab sie mit einer Mauer — an einigen Stellen sind ihre Reste vorhanden.

Hier stand auch bis auf die Zeiten des Kaisers Konstantin die Hütte des Romulus, in welcher der Sage nach der Hirt Faustulus wohnte, der Pflegevater des ersten römischen Königs. Hier war

auch die Höhle mit der Quelle, welche der Ficus ruminalis beschattete, die heilige Stätte, wo der Korb mit den Zwillingen Romulus und Remus hängen blieb, als er auf dem ausgetretenen Tiber schwamm. Hier wurde im J. 296 v. Chr. jene herrliche etrurische Wölfin aufgestellt, welche heute im roten Saale des Palastes der Konservatoren auf dem Kapitol steht.

Hier stand der heilige Baum, der aus dem Speer erwachsen war, welchen Romulus hieher vom Aventin aus geschleudert hatte. Noch zur Zeit Caligulas blühte er und trug Früchte.

Hier stand das Haus des Censors L. Crassus, in dessen Garten sechs schöne alte Lotosbäume wuchsen; das Haus kaufte M. Tullius Cicero, der grosse Redner und kleine Politiker, dieses Haus liess ihm der berüchtigte Clodius zerstören, der Senat dann neu errichten.

Hier errichtete sich Scaurus seinen Palast, sein Atrium trugen achtunddreissig Fuss hohe Säulen aus schwärzlichem Marmor, der von der Insel Melos gebracht worden war; hier irgendwo wohnten Hortensius, der Nebenbuhler Ciceros, und Catilina, das Opfer und der Stolz Ciceros; der Triumvir M. Antonius, dessen Haus des Augustus Freund und Schwiegervater M. Vipsanius Agrippa erbte...

Wir gehen dahin und dorthin.... Ruinen, schweigende Ruinen.. Nur die Geschichte spricht..

*

Digitized by Google

Nur das Haus, wo der Kaiser Tiberius geboren wurde, steht bis zum heutigen Tage auf dem Palatin. Die einzige, vollständig erhaltene Wohnstätte des antiken Rom. Die Dekorationen und Fresken an den Wänden sprechen noch in verblassten Farben von dem einstigen schlichten Adel dieser Patrizierwohnung, die durchaus nicht übermässige Ausdehnung des Gebäudes entspricht keineswegs unseren Vorstellungen von einem römischen Palaste und schon gar nicht einem Palaste, in welchem ein Angehöriger des stolzesten Geschlechtes der Claudier wohnte. Aber der Vater des Tiberius war noch ein eingefleischter Republikaner, der sogar beantragte, es möge den Mördern des Julius Caesar eine Belohnung gegeben werden, und sein Haus trägt das Gepräge eines Bürgers der Republik; nicht gross, ohne schreiende Pracht, aber stolz und selbstbewusst. Als Antonius sich mit Octavian, dem nachmaligen ersten Kaiser versöhnte, musste der stolze Claudius seine Frau, Livia, dem gelbhaarigen Erben Caesars abtreten — er trat sie ab, starb aber bald darauf — gewiss an gebrochenem Stolz. Sein Sohn Tiberius wurde von Augustus adoptiert und trat nach diesem die Weltregierung an. Und die schlichte republikanische Behausung wurde zum Eigentum des Germanicus, jenes Germanicus, den Rom vergötterte und auf den sich die Blicke der ganzen Welt mit den grössten Hoffnungen richteten. Und in diesem Hause erwuchs

auch sein Sohn Gaius Caesar, genannt Caligula, auf, der die Sympathien und die Liebe des Heeres und des Volkes nach seinem Vater erbte, als ein vorzeitiger Tod den vierunddreissigjährigen Germanicus auf seinen Reisen in Kleinasien überraschte. Als Caligula zwanzig Jahre alt war, berief ihn der alte Tiberius zu sich nach Capri, und das Gespinst von grauenerregenden Gerüchten und hässlichen Klatschereien, welches den zweiten Kaiser auf dieser Insel umgibt, schlingt sich jetzt auch um Caligula.

Wenn man die römischen Geschichtsschreiber der Kaiserzeit liest, darf man einiger Umstände nicht vergessen: die Blüte des republikanischen Rom war der Senat, jene »dreihundert stolzen und hochmütigen Könige«, die sich auf keine Weise in ihre untergeordneten Rollen in der Kaiserzeit finden konnten. Die republikanischen Traditionen des Senates waren nicht ausgestorben, d. h. sie waren sein Banner und seine Devise, so wie heute die unterschiedlichen Programme unterschiedlicher Parteien ihr Banner und ihre Devise sind, worunter sich das ewig Wahre »lass mich, dass ich mich setze, wo du sitzest«, verbirgt und so wurden im Senate Verschwörungen gegen die Kaiser angezettelt, Mörder gedungen und das Heer korrumpiert, aber freilich, so ein Schauspiel, wie es sich Idibus Martiis des Jahres 44 abspielte, als in der Kurie des Pompeius Caesar unter den Dolch-

Digitized by Google

stichen der Senatoren sank, hat Rom nicht mehr erlebt — das Schicksal, welches die Mörder Caesars getroffen, war für die versammelten Väter eine Warnung für ewige Zeiten. Dagegen verfuhren die Kaiser, im Besitze unbeschränkter Macht über Leben und Tod aller ihnen untergebenen Bürger — und dazu gehörten jetzt auch jene einst so stolzen dreihundert Könige — rücksichtslos und reinigten den Senat durch Hinrichtungen, so oft sich nur eine Gelegenheit hiezu bot. Und was die Senatoren vermochten, war, dass sie nach antiker Weise zu sterben verstanden, und die, welche übrigblieben, verstanden es, für sie Rache zu nehmen. Was nämlich für den Christenmenschen nach dem Tode die himmlische Seligkeit oder die Qual in der Hölle ist, das bedeutet für den antiken Menschen ein guter Leumund und ein unbefleckter Namen in der Geschichte. Und über den guten Ruf und den unbefleckten Namen seiner Kaiser hielt der Senat durch den Mund der Geschichte Gericht. Tacitus, Dio Cassius, Plinius der Jüngere waren Senatoren, Suetonius Tranquillus, wenn er auch nicht selbst Senator gewesen ist, war wenigstens als vertrauter Freund des Plinius von senatorischer Gesinnung. Und so wurde über die toten Widersacher mit leidenschaftlicher Gründlichkeit Gericht abgehalten. Aus ihren Fehlern wurden Verbrechen konstruiert, aus ihrer Unzurechnungsfähigkeit ein bestialischer Charaktergrundzug, aus ihrem ewigen Hangen und

Digitized by Google

Bangen um Thron und Leben Graumsamkeit und Blutdurst — den Rest füllten Klatschereien und Märchen aus. Den Tacitus nehme ich nicht aus, kann ihn aber verstehen: seine faszinierende Art grau in grau zu malen, hat ihn offenbar so eingenommen, dass er Vorstellungen seiner Seele und nicht Portraits malte — das ist kein präciser und klarer Thukydides, das ist das Romantalent Emil Zolas... Und auf Grundlage aller dieser Bilder und Urteile, die eigentlich eine polemische Waffe waren, ist das einseitige Bild des römischen Kaisertums, des Niederganges, der Zerstörung, Fäulnis und wie alle die schönen Dinge heissen, entworfen. Die neuere Geschichte ist von ähnlichem Gerichtabhalten frei — denn die alten Dynastien regieren noch und die Paragraphen strafen jede Beleidigung eines Mitglieds der regierenden Familie, selbst wenn es schon hundert Jahre tot ist... Das gab es im alten Rom nicht — die Dynastien wechselten, gar wenige erhielten sich durch zwei Generationen und das schauerliche Bild des betreffenden Kaisers diente nur als dekorativer Schatten für die lichte Erscheinung des lebenden Herrschers — ein crimen laesae maiestatis, verübt an Grössen der Vergangenheit, wurde gerne gesehen und gelesen sowohl vom Publikum wie vom Kaiser...

Caligula war eine von jenen Gestalten, in denen sich der Genius mit dem Wahnsinn berührt. Seine Persönlichkeit war einnehmend, die

Digitized by Google

Gabe der Rede besass er in ungewöhnlichem Grade, sein Urteil war durchdringend und sein Witz beissend. Acht Monate nach seinem Regierungsantritt verfiel er in eine schreckliche Krankheit, überstand sie, kehrte aber zum Leben als Verrückter zurück. Rom, welches während der Zeit seiner Krankheit in Besorgnis um sein Leben gezittert, entsetzte sich nun über die Wiederkehr dieses Lebens. Lichte Augenblicke gab es je weiter, je weniger, es war klar, der unzurechnungsfähige Kaiser müsse beiseite geschafft werden...

Von jenem schlichten Hause, wo Tiberius geboren wurde und Caligula seine Kinderjahre verlebte, führt ein gedeckter Gang zum Palaste des Tiberius, der über dem Forum stand. An einem Jannuartage des J. 41 begab sich Caligula um ein Uhr mittags aus dem Zirkus, wo zu Ehren des Augustus Spiele gefeiert wurden, zum Mittagessen. Im Gange übten griechische Knaben eine Vorstellung ein, der Kaiser sah ihnen eine Weile zu, lobte sie und eiferte sie an, da versetzte ihm der Tribun Chaerea, der an diesem Tage Kommandant der Leibwache war, von hinten einen Stich, die anderen Verschworenen gaben ihm den Rest. Die Mörder verbargen sich auf einige Stunden im Hause des Germanicus, aber als sie sahen, dass ihnen keine Gefahr drohe, stürzten sie zum Palaste und erschlugen sein Weib und sein Kind, ein Töchterchen, welches der unglückliche Verrückte leiden-

schaftlich geliebt hatte. Die Leiche lag noch im Gange, als sich in Rom die Nachricht vom Tode des Imperators verbreitete. Die germanische Leibwache kam mit gezückten Schwerten zum Tatorte gelaufen, wollte ihren obersten Kriegsherrn rächen und nur die Geistesgegenwart des Consulars Valerius verhütete ein grosses Blutvergiessen. Als nämlich die Soldaten brüllten: Wer hat den Kaiser erschlagen? — stellte sich ihnen Valerius in den Weg und sagte: Ich wäre glücklich, wenn ich ihn erschlagen hätte! — Sie stutzten, verstummten und schlichen sich davon.

Der Senat wollte die Republik wiederherstellen, aber das Heer rief den Claudius, den Bruder des Germanicus zum Kaiser aus. Ein stiller, unauffälliger, schon älterer Herr, der Mann der Messalina, quartierte sich im Kaiserpalaste als Herrscher der Welt ein. Er hatte viele Fehler, aber schliesslich war er doch einer von den bessern Herrschern. Er ass gerne, trank gerne, liebte die hellenische Kultur, im häuslichen Leben war er bequem, etwas gar zu bequem. Messalina suchte sich ganz öffentlich ihre Liebhaber aus und schliesslich erkor sie sich auch noch einen zweiten Gemahl und feierte mit ihm öffentlich ihre Hochzeit. Das rüttelte Claudius endlich auf, denn da ging es um Thron und Leben — er liess Messalina töten, aber bald darauf heiratete er aufs neue Agrippina, die Tochter seines Bruders Germanicus, Schwester des Caligula und

Digitized by Google

Witwe nach Gn. Domitius, welche ihm ihren Sohn Nero in die Ehe mitbrachte. Claudius adoptierte ihn und starb bald darauf. Die Geschichtsschreiber behaupten, er sei mit Schwämmen vergiftet worden, aber es hat den Anschein, dass es nicht einmal des Giftes bedurft hat: der vierundsechzigjährige Gourmand überass sich so, dass ihm nicht mehr zu helfen war.

Nero wurde Kaiser. Ein Jüngling, dessen Kindesalter ein Barbier mit einem Tänzer leitete und in dessen Leben das Schicksal Seneca, den Philosophen und Dichter stellte, aus dessen Mund erhabene Wahrheiten strömten und dessen Taten von Habsucht, Eitelkeit, Eigennutz und plebeischem Sinn strotzten. Ein Jüngling mit den Aspirationen eines Künstlers, mit den Alluren eines Schauspielers, Sängers, Athleten, Wagenlenkers. In seinen Adern strömte das Blut des geschwätzigen Rhetors und leichtsinnigen Spielers um die Welt, des Triumvirn Marcus Antonius. Ihm also wurde die Welt zuteil, der Kampf mit dem Senat, mit seinen Verschwörungen und Intriguen und neben ihm stand seine herrschsüchtige Mutter Agrippina, die zu jeder Tat fähig war und vor nichts zurückschreckte — Nero konnte nicht anders sein, als er war. Er verwirklichte seine Träume, seine Aspirationen und Gelüste wie er nur konnte. Er dichtete, kutschierte, sang, spielte, tanzte, baute — um jeden Preis arbeitete er an seiner Unsterblichkeit, bis er

fiel, ein Opfer der Ironie des Schicksals. Caesarenwahnsinn hatte seinen Verstand ergriffen, aber das römische Volk liebte ihn — im Geschicke Ludwigs II. von Bayern wiederholte sich vor unsern Augen ein fast ähnliches Schauspiel...

Die bisherigen Paläste auf dem Palatin genügten ihm nicht — als in Rom eine Feuersbrunst ausbrach, welche den grössern Teil der Stadt verschlang (ob durch Schuld des Kaisers, ist bis heute ungewiss), baute er ein neues Rom, jenes Rom, welches ein Wunder der Welt war, aber auch für sich baute er eine neue Residenz. Vom Palatin über das Velium bis zum Esquilin errichtete er sein riesiges Haus, Domus aurea Neronis, mit dem wohl nur die Paläste der uralten assyrischen und babylonischen Könige wetteifern konnten. Und der Erbitterung und dem Leid der römischen Bevölkerung über die Zerstörung der alten Andenken, Strassen, Denkmale und Gebäude, welche durch den Brand oder die Regulierung der neuen Stadt vernichtet worden waren, öffnete er ein Ventil: aus Anspielungen und Äusserungen hervorragender christlicher Wortführer wurde die Anklage der Brandstiftung konstruiert (das Feuer brach in der Tat an eben jenen Orten aus, wo die Juden, damals noch mit den Christen in grösster Eintracht lebend, ihre kleinen Läden und Häuschen hatten) — und die erste geschichtliche Verfolgung der Christen begann.

Digitized by Google

Und bei dieser Verfolgung ging Paulus aus Tarsus zugrunde. Vor drei Jahren war er im weissen palästinischen Caesarea ergriffen worden und hatte vor dem Prokurator Festus und dem Gericht mit der ihm eigenen Schlauheit als römischer Bürger an den Kaiser appelliert. — An den Kaiser hast du appelliert, zum Kaiser wirst du gehen — erklärte Festus und Paulus wurde nach Rom geführt. Nach langer Fahrt, unterbrochen von vielen Aufenthalten, lebte er hier in leichter Haft und eines Tages im Juni oder August 64 fiel sein Haupt auf dem Wege, der nach Ostia führt.

Dieses vom schwarzen Barte, wildem Haare umwallte Haupt, mit stechenden Augen unter den verwachsenen Augenbrauen, welches einen Umschwung in der Weltgeschichte verursachte, rollte in den Staub der antiken Strasse.

Und anfangs April 67 floh Nero in Verkleidung aus seinem goldenen Hause, floh aus Rom in Begleitung von drei Freigelassenen, vom Senate abgesetzt und geächtet, während die Legionen Galbas gegen die Stadt zogen. Auf dem Landgute seines Freigelassenen, Phaon, stiess er sich endlich den Dolch in den Hals. Der ihn verfolgende Tribun langte hier in diesem Augenblicke an und wollte mit dem Mantel das Blut des Imperators aufhalten. — Sero: haec est fides? — Es ist zu spät: ist das deine Treue? — fragte Nero und indem er seine graublauen Augen auf den Soldaten heftete,

Digitized by Google

starb er. Akte, seine griechische Sklavin, die einst seine erste Liebe war, kleidete seine Leiche in ein Prunkgewand, das er zu Neujahr zu tragen pflegte, verbrannte sie und die Asche mit seiner Urne stellte sie in der Gruft der Domitier auf dem Marsfelde auf, auf der jetzigen Piazza del Popolo...

Seine Popularität war so gross, dass Otho und Vitellius ihn als ihr Muster eines Regenten bezeichneten und nach vierzig Jahren noch jedermann in Rom sich wünschte, dass Nero »noch am Leben wäre«... Ja, es tauchten sogar in entlegenen Gegenden ein Paar Leute auf, die sich für Nero ausgaben und fanden eine Menge Anhänger...

Wie mag er wohl in Wirklichkeit beschaffen gewesen sein? Trotz allen Geschichtsschreibern, aller Tradition?

Vespasian und Titus wohnten nicht auf dem Palatin. Erst Domitian, von dem die Geschichtsschreiber sagen, er habe das Böse um des Bösen willen geliebt, bewohnte wieder die Residenz der Kaiser. Das Haus Neros wurde zerstört, und aus einem Teile desselben, und zwar aus jenem am Esquilinus, errichteten die Flavier Bäder für das Volk — eine captatio benevolentiae und damit die Sehnsucht nach dem Kaiser und Künstler verstumme. Domitian baute am Palatin einen neuen Palast, domus Flavia. »Wer irgend einen Korridor dieses Palastes oder eine von den Hallen der Bäder oder die Wohnung der kaiserlichen Beischläferin-

Digitized by Google

nen gesehen hat, der muss sagen: der Baumeister fand seine Freude daran, wie Midas, alles, was er berührte, in Gold zu verwandeln,« — sagt Plutarch. Und Statius beschreibt in Versen die Decke des Speisesaales, welche auf nicht zahlreichen, aber so mächtigen Säulen ruhte, dass sie das Himmelsgewölbe hätten tragen können und die von solcher Höhe waren, dass das ermüdete Auge sich kaum bis zur vergoldeten Decke erheben konnte... Die herrlichen Trümmer dieses Saales sind die zahlreichsten von allen und in diesem Palaste wurde Domitian auch ermordet.

Dann baute nur noch Septimius Severus an der Südseite des Berges, »damit allen seinen Landsleuten, die aus Afrika kämen, diese Bauten auffielen«, wie Spartianus sagt, aber sein berühmtes Septizonium, eine Façade von hundert Meter Länge, mit drei Reihen von übereinander stehenden orientalischen Säulen geschmückt, ging vollständig in den stürmischen Zeiten unter und die letzten Reste liess Papst Sixtus V. auseinander werfen...

— — — — — — — — — — — — —

Jahrhunderte lang war kein Teil Roms so verlassen und verödet, wie der Palatin, einst der Sitz der Kaiser und Weltbeherrscher. Nichts stand mehr hier als ein kleines, graues Kirchlein S. Andrea in Pallara, in welchem angeblich das Grab der Päpstin Johanna sich befand.

Unser Jahrhundert erst begann in der Masse von Schutt und Baumaterial Sinn und System zu suchen: es fanden sich Wände, Säulen, Fussböden, Statuen, Köpfe, Reliefs, Malereien — aber ...

— — — — — — — — — — — — —

Und von alldem nur Ruinen, Ruinen, dunkelrote aus Ziegelsteinen, weisse aus Marmor ... Mauern, Säulen, Bogen ... Hallen ... Spuren von Altären, Tempeln ... Rennbahnen ... — — — Gras, lebendiges Gras unter den Füssen, Blattpflanzen auf den Ruinen, Eichen und Cypressen über ihnen thronend. Et nunc omni decore nudata, prostrata jacet, instar gigantei cadaveris corrupti atque undique exesi — wie wehmütig klingt einem die Anklage des alten Poggie in der Seele! ... — — — Sofia Petrovna, was sind unsere Träume, unsere Sehnsucht, unsere Wünsche und Taten im Augensicht solcher Ruinen und einer solchen Geschichte? —

— Es knickt einem hier die Seele — meint still Sofia Petrovna ...

XV.

Monte Pincio.

Wir sitzen auf einer niedrigen Mauer und schauen auf die ewige Stadt. Unten zu unseren Füssen verläuft die elegante Ellipse der Piazza del Popolo, sie überquerend, uns gegenüber, die Brücke

Digitized by Google

über den Tiber, hinter der Brücke ein Meer von neuen Häusern, unter denen das weisse ungeheuere Gebäude des Justizpalastes hervorragt, links davon die Rotunde der Engelsburg und hinter ihr am Horizont der Vatikan und die graublaue Kuppel von St. Peter. Und kaum ist der Blick bis hin geflogen, kehrt er schon wieder zurück und gleitet über das Meer von Dächern, Schildern, Rauchfängen, Terrassen und Kuppeln, bleibt wie zum Gruss hie und da an bekannten Gegenständen haften, nimmt sich ihr Bild mit und gibt es dem Gedächtnis schnell zur Aufbewahrung und schon wieder gleitet er weiter über dem Meere farbiger Flächen und gebrochener Linien. Das Bleidach des Pantheons, die Säule des Marc Aurel, der Turm des Capitoliums und die dunkelroten Mauern von Aracoeli darauf, die schwarzen Cypressen des Palatin, der Janiculus, Monte Mario, und in der Ferne, dort gegen den Norden zu, das blaue, zur Seite geneigte, spitzige Haupt des Monte Soratte, Horacens Soracte — und über dem allen der herrlich blaue Himmel mit einigen silbernen Wölkchen — hunderte von Bildern, hunderte von Ansichtskarten verbreiten dieses Panorama, aber nirgends ist seine Seele aufgefangen, die ich am liebsten als stolze Härte bezeichnen möchte. Seine Linien, Farben, Umrisse, Flächen und auch der Himmel über ihm — alles atmet diese Härte aus, lebt von ihr und dauert durch sie. Das ist die Roma aeterna des Imperium, die Stadt der

Digitized by Google

dreihundertzwanzig Triumphe, die Roma des Papsttums und des jetzigen Königreichs. Und der ermüdete Blick versinkt endlich irgend wo in den Dächern, nimmt nichts mehr gesondert wahr, fühlt nur die harte und stolze Seele atmen... Possis nihil urbe Romae visere maius... — — Bis man auf einmal schwindlig wird...

Wir erheben uns. Der Sand knirscht unter unseren Füssen, riesige Pinien, Lorbeer- und Orangenbäume gewähren uns Schutz vor der glühenden Mittagssonne.

Wir stehen vor dem Denkmal der Brüder Cairoli aus Pavia. Sie kämpften mit Garibaldi gegen die päpstlichen Söldner, und der Bildhauer Ercole Rosa stellt sie im Momente des Kampfes dar, wie Enrico sinkt und Giovanni ihn mit der Linken stützt, in der Rechten die Pistole zum Schusse erhoben — auf einer Platte sind die Worte Garibaldis eingegraben: »Hat Griechenland seine Leonidas', das antike Roma seine Fabier, so hat das neue Italien seine Cairoli« — Worte, die stilistisch und sachlich eigentlich eine Kritik des ganzen Denkmals sind. Denn ebenso weit als der Ruhm dieser zwei Cairoli hinter dem Ruhme der Leonidas und Fabier zurücksteht, ebenso weit steht die bildnerische Tat der neuen Zeit hinter den ungeheuern marmornen Werken von Hellas und Rom. Fürs Vaterland zu fallen ist schliesslich eine schöne

Digitized by Google

Sache, wenn sich Gelegenheit dazu bietet — aber das Denkmal ist nicht viel wert.

Mächtige Palmen breiten ihre Fächer um Fontänen aus, Kakteen blühen hier in blassroten Blüten und es lässt sich hier so angenehm spazieren gehen. Hie und da fliegt der Blick unter der Krone der grossblättrigen Platane weg, hinaus und versenkt sich in das Gewirre der Dächer, Kuppeln, Dachstühle, Terrassen und Rauchfänge und kehrt, um sich zu erfrischen, zum Grün der Palmen, des Grases und den Farben der Blüten zurück, die Augen schliessen sich manchmal, und der Geist versucht sich vorzustellen, wie es einst hier war, zur Zeit des Imperium ...

Lucullus, dessen Name sich als Attribut besonders leckerer und erlesener Gastereien und Genüsse erhalten hat, hatte hier seine Villa und seine Gärten. Die Horti Lucullani. Er ergab sich hier dem Essen und Trinken und wurde hier der »Xerxes in der Toga«, als ihm nach einer Reihe anstrengender Kämpfe mit Mithridates von Pontus Pompeius Magnus ein wenig brüsk den Ruhm der endlichen Unterjochung des schlauen Feindes weggeschnappt hatte. Zur Zeit des Caligula war Valerius Asiaticus Eigentümer dieser Gegend, jener Konsular, dessen Geistesgegenwart die aufgewiegelte germanische Garde zur Ruhe gebracht hatte, als sie herbeigeeilt kam, um die Ermordung Caligulas zu rächen. Valerius lebte dann hier, nur

seinen Bäumen, Blumen und der herrlichen Fernsicht, ohne sich um das, was in der Stadt vorging zu kümmern — bis einmal das Weib des Claudius Gelüste nach diesem Garten bekam. Und wie in der Bibel Jesabel, das Weib des Achab, den Naboth ums Leben bringen liess, damit sie für ihren Mann seinen Weinberg erhalte, so liess Messalina den Valerius Asiaticus in einen peinlichen Prozess verwickeln, wo dem Angeklagten nichts übrig blieb, als zu sterben. Der Konsular ordnete also seine letzten Dinge. Er liess sich einen Scheiterhaufen aufwerfen und das Bad heizen, wobei er überall selbst die Aufsicht führte. Und als der Scheiterhaufen errichtet war, bemerkte er, dass der Wind vom Tiber her weht und dass dieser Wind die Stickluft und den Qualm vom Scheiterhaufen in die Kronen der geliebten Bäume tragen wird... Da liess er den Scheiterhaufen auseinander werfen und weiter weg aufstellen, weit weg, aus der Richtung des Windes, damit sich der Rauch nicht in den Park wälze. Und als Alles fertig war, betrat er das Bad und liess sich die Adern öffnen.

Aber Messalina freute sich nicht lange des neuen Besitztums. Dieses Weib, durch alle Zeiten verflucht und von allen Spiessbürgern alle Jahrhunderte hindurch verurteilt, litt an Andromanie, der schrecklichsten Krankheit, die überhaupt ein Weib treffen kann. Welcher Mann ihr nahe kam, musste ihr gehören; stets hungrig und nie gesättigt

gelangte die Arme dahin, dass sie am Abend in die Herbergen der Hetären schlich und ihnen zahlte, damit sie in der Nacht den Dienst für sie versehen könne... Man behauptet, der Kaiser sei blind und taub gewesen — aber man lese nur mit menschlichem Empfinden alle die Histörchen, und man wird sehen, dass Claudius wusste, dass dies eine Krankheit sei, und dass er schwieg, solange er schweigen konnte.

Bis folgendes geschah: Claudius war in Ostia. Messalina hatte sich einen neuen Gegenstand ihrer Passion gefunden. In Silius, einem Jüngling aus einer geachteten Familie, schien sich ihr endlich der Mann anzukündigen, wie ihn ihre krankhaft von Leidenschaft aufgewühlte Seele träumte. Es war im Herbst. Und hier, in diesen ehemaligen Gärten des Valerius Asiaticus entschloss sie sich einmal zu einem wahnsinnigen Stückchen: sie feierte ihre Hochzeit mit Silius. Silius hatte offenbar bei dem allen seine privaten Pläne: den Kaiser zu beseitigen und sich als Mann der Kaiserin an seine Stelle setzen. Er gab also zu allem seine Zustimmung. Die Hochzeit war mit dem Feste der Weinlese verbunden. Die Pressen arbeiteten, der Wein floss in Strömen, und mit Fellen bekleidete Weiber tanzten durch den Park als opfernde und rasende Bacchantinnen. Messalina lief unter ihnen umher mit fliegenden Haaren, den Thyrsus schwingend, Silius mit ihr, bekränzt mit Efeu, die Gesten eines

vom Wein Übermannten nachahmend. Vettius Valens, einer der Gäste, kletterte auf einen hohen Baum und verkündete: »Von Ostia zieht ein schreckliches Gewitter heran!« ...

Und das Gewitter zog wirklich von Ostia heran. Claudius, von allem benachrichtigt, war auf dem Rückweg nach Rom. Boten kamen und brachten Nachrichten, eine schrecklicher als die andere. Die Gäste stoben auseinander. Messalina setzte sich auf einen Karren, auf dem Lehm gefahren wird, und begab sich zum Wege, der nach Ostia führte. Aber zum Kaiser liess man sie nicht. Sie kehrte in ihren Garten zurück, lag die ganze Nacht auf dem Grase — bis der Tribun Evodus kam und sie tötete.

Dem Claudius wurde mitgeteilt, dass sie tot sei. Er sagte kein Wort, liess sich den Becher reichen und trank ...

— — — — — — — — — — — — —

Eine Reihe von Büsten hervorragender Söhne und Töchter Italiens säumt die Wege ein. Dichter und Geschichtsschreiber des alten Rom, Maler, Philosophen, Bildhauer und Baumeister der Renaissance und der neuen Zeit — eine neben der andern schauen die Hermen in die goldene Luft und das herrliche Grün. Und keine Stelle weisen sie auf, die nicht mit Namen, Zeichnungen, Daten und Do-

mizilen der Passanten und Besucher bekritzelt wäre; dem Livius, dem Ovidius und dem Kaiser Augustus haben sie eine Brille angemalt; einen Schnurrbart gaben sie sowohl dem Sänger »der göttlichen Komödie«, als auch dem gekrönten Petrarca, auf den Höcker Giacomo Leopardis haben sie ein blaues Kamel hingemalt — Italien kann wahrlich stolz sein sowohl auf seine berühmten Kinder als auch auf die weniger berühmten, die die berühmten so ehren...

Und nun in die Gärten der Villa Borghese, welche ihren Namen dem einfältigen Gemahl der schönen Pauline Bonaparte, der Schwester Napoleons verdanken...

Der Park ist ungepflegt, fast verwahrlost, aber wunderbar schön selbst in seiner Dekadence. Die Leute wälzen sich hier auf dem spärlichen Grase herum unter hundertjährigen Olivenbäumen, Familien sitzen hier und essen zu Mittag Käse, Salami und trinken Wein aus umflochtenen Flaschen, Kinder klettern auf Bäumen herum, Trümmer von Statuen, Säulen und antiken Blöcken starren aus der Erde, ein kleiner See ist da mit einem Tempelchen Aesculaps in der Mitte, der mässig grosse Bogen des Septimius Severus, ein Paar Käfige mit nicht eben raren Tieren und Vögeln, und diese Käfige sind von schreienden Kindern umgeben und die mächtige alte aurelianische Mauer zeigt hier, mit was für

einem Gürtel die kaiserliche Roma gegen die Angriffe der Belagerer gewappnet war.

Hier lagen die Gärten des Domitian, eines Herrschers vom Typus des Caligula...

Wir suchen zwei Denkmale. Den Goethe, welchen »Vilhelmus imperator rex« Rom zum Geschenk gemacht hat. Da ist er. Die Arbeit von Eberlein, der Geschmack von Wilhelm II. Goethe oben in Pose, unten Faust, Mephisto, Iphigenie, Mignon. Bis Wilhelm sein Geschenk erblicken wird, wird er kein grosses Vergnügen haben. Das Denkmal ist beschädigt, beschrieben mit Namen und bedeckt mit Zeichnungen — als wollten die Italiener auch hier sagen, dass diese Marmorfiguren zu etwas anderem nicht taugen. Und in der Tat: wenn man antiken Marmor betrachtet, sieht man Fleisch und Muskeln, dieser Marmor erinnert lebhaft an — Gips. Kinder klettern am Faust und Mephisto herum, im Schatten Mignons schläft jemand den Schlaf des Gerechten und prunkvoll bekleidete Carabinieri gehen vorbei, ins Gespräch vertieft, als machten sie einen privaten Spaziergang.

Einige hundert Schritte weiter ist das Denkmal Viktor Hugos. Ihn hat die französisch-italienische Liga hergesetzt, damit der Deutsche Goethe ein Gegengewicht in einem Franzosen habe. Der gute Hugo steht da breitspurig in seinem bürgerlichen Gewande und schwingt — die Lyra in seiner Hand.

Digitized by Google

Eine wirkliche Lyra. Eine gelungene Charakteristik des grossen französischen Phrasendreschers — aber etwas gar zu unbeabsichtigt: Rom besitzt keine zweite solche Geschmacklosigkeit.

Die Sammlungen des Casino und der Galerie Borghese sind geschlossen — auf unbestimmte Zeit.

Es geht auf ein Uhr. Sofia Petrovna bringt in Erinnerung, dass es Zeit sei, nach Hause zurückzukehren, zum Frühstück, colazione.

Sofia Petrovna hat sich bereits einige italienische Worte angeeignet — colazione war das erste unter ihnen.

XVI.

Die Fora.

Glücklich sind wir dem Schwarm der Ansichtskartenverkäufer entronnen, haben endgiltig die zudringlichen Ciceroni abgeschüttelt, haben einigen Droschkenkutschern abgewinkt, einen Soldo einer gebückten Frau mit verhülltem Haupte gegeben, die eine andere lebhaft gestikulierende Frau zu uns geführt hatte unter singendem Rufen: Poveretta cieca, signori! Poveretta cieca! — halten uns an der eisernen Stange des Geländers an und sehen hinab auf das Forum Trajans.

Der Boden des alten Rom liegt einige Meter unter dem jetzigen Rom — man hat den Schutt

Digitized by Google

und den Lehm, die Decke, welche Jahrhunderte auf die steinernen Gebeine der antiken Welt aufgeschüttet haben, weggeführt, man hat den Platz mit einem Geländer umgeben, und Menschen der heutigen Welt kommen mit Baedeckern in der Hand, schauen sich das ganze an, lesen den bezüglichen Absatz und gehen weiter, denn zu sehen gibt es wirklich nicht viel. Ein paar Reihen von Säulenstümpfen, ein graues Pflaster und die Säule des Kaiser Trajan.

Hier war einst die Basilica Ulpia, der Triumphbogen des Kaisers, die Biblioteca Ulpia und der Tempel des vergötterten Trajan — alles so wunderbar herrlich, dass es »ein Wunder« zu sein schien. Noch um das Jahr 600 heftete, wie es heisst, Papst Gregor der Grosse seine Blicke voll Ergriffenheit auf diese Bauten und Statuen, er blickte auf die bronzene Gruppe, welche Trajan darstellt, wie er in den Krieg aufbricht und eine Witwe, die um Gehör fleht — der Kaiser vertröstete sie auf seine Rückkehr, die Witwe wendete ein, was mit ihr geschehen werde, wenn er nicht zurückkehre, Trajan meinte, sein Nachfolger werde dann tun, was sie wünsche, worauf die Witwe ihm schlagfertig zu erwägen gab, wozu denn das Verdienst einer guten Tat dem Nachfolger überlassen, da stieg er vom Pferde und lieh ihr sein Ohr; in den Anblick dieser Gruppe vertieft soll der strenge Papst tief ergriffen die Seele Trajans aus dem Fegefeuer heraus in das

Paradies hineingebetet haben, wo sie einige Jahrhunderte später Dante auch wirklich angetroffen hat...

Im neunten Jahrhundert wurde das »Wunder« überallhin verschleppt und gestohlen, von den Händen der Kirche, welche daraus Wohnstätten für ihre neue Gottheit und für deren Heilige männlichen und weiblichen Geschlechtes baute. Das Gewissen der Kirche war beruhigt und mit Recht: an Stelle der antiken Mythologie war eine neue Mythologie, an Stelle der Heroen und vergötterten Kaiser waren nunmehr Heilige getreten, darum war es nur recht und billig, dass auch die Säulen und die steinernen Ornamente ihren Namen und ihren Standplatz änderten — die Leute waren zufrieden und die heilige Kirche hat wenigstens keine grossen Auslagen damit gehabt.

Die Trajanssäule blieb allein übrig. Dreissig Meter hoch, starrt sie hier trübselig über die Trümmer des Forum, über die Dächer der benachbarten Häuser. Eine Spirale von Relief, die die ruhmvollen Kriegstaten des Kaisers verkünden, windet sich auf ihr aufwärts und oben steht — die bronzene Statue des galiläischen Fischers, Petrus, welche dadurch eigentlich dieses antike Denkmal gerettet hat, wie die Statue des Paulus auf der Piazza Colonna die Säule des Marc Aurel. Man hat ihn an Stelle der vergoldeten Statue Trajans hingestellt... Auf dem Sockel verkündet bis heute die

Inschrift, dass »der Senat und das römische Volk diese Säule errichtet haben, damit man sehe, ein wie hoher Berg abgetragen werden musste, damit dieses Forum entstehen könne« — ein 30 Meter hoher Berg verband damals zur Zeit der Republik und der Zeit der ersten Kaiser das Capitolium mit dem Quirinal.

Und der Sockel der Säule war zugleich das Mausoleum Trajans. Eine goldene Urne bewahrte hier einst den Staub des Mannes und Herrschers, dessen gleichen die Welt wenig gehabt hat. Seine Kriegstaten verkünden die Reliefs der Spirale, das Herrschergenie lassen die im zehnten Buche der Briefe des jüngeren Plinius erhaltenen Briefe erkennen, von dem Werte des Menschen legt Zeugnis ab der Glückwunsch, womit der Senat nach seiner Zeit jeden neuen Herrscher begrüsste. Sei glücklicher als Augustus und besser als Trajan! — —

— Sofia Petrovna, wo verbirgt sich heute der Staub dieses seltenen Mannes? In den Kehricht der Gasse verweht, und die Hand des unbekannten Räubers hat nicht gebebt, als sie seinen Frieden störte. Für seine Seele haben sie das Paradies ausgebetet, das ist wahr, aber seine Statue haben sie von ihrem Platze geschleudert und seiner Asche haben sie nicht Ruhe gegönnt, denn sie lag in einer goldenen Urne und Gold, wie bekannt, zieht magnetisch die frommen katholischen Hände an. Den Ruhm und die Grösse eines Menschen — wie konnten sie

Digitized by Google

vor ihnen Respekt haben, da sie doch etwas weit grösseres nicht respektierten: die freie und ungebrochene Seele der antiken Menschheit überhaupt — sie haben sie gebrochen und versklavt...

Häuser bedecken die Plätze, wo das Forum des Augustus stand, nur drei Riesensäulen mit einem Stück herrlichen Architravs — Trümmer des Tempels des Mars Ultor — sind davon übrig geblieben, Häuser bedecken den Platz, wo einst das Forum Julius Caesars stand, von welchem sich am Hofe eines Hauses vier Bogen und ein Stück Quadermauer gerettet haben; Häuser bedecken den Platz, wo das Forum des Kaisers Vespasian, des Kaisers Nerva stand; was die Barbaren nicht vernichtet haben, haben die Päpste vernichtet... Weiter, weiter... Eine traurige Stadt von Säulen, Bogen, Pflaster und Wegen ist davon übrig, was einst Forum Magnum hiess, das jetzt so genannte Forum Romanum. Vom Capitolium und unter dem Palatin zieht sich eine ausgedehnte Schuttfläche von Trümmern, die sich ihrer kläglichen Verfallenheit vor dem blauen Himmel schämen, der sie einst in Glanz und Herrlichkeit geschaut hat...

Gib deiner Phantasie Flügel, dass sie eine Anzahl von Jahrhunderten zurückfliegt — du ahnst vieles, siehst aber nichts!

Das Rathaus des heutigen Rom steht auf den Gründen des stolzen Tabularium, nur die dunklen,

aus Quadern gebauten Grundmauern sind übrig geblieben; die drei Säulen daneben mit einem Stück Gesimse auf ihren Kapitälen — das war der Tempel des Vespasian; die sechs kleineren Säulen links sind die Reste des Tempels der zwölf Götter; eine andere Reihe von Säulen mit einem Gesimse verkündet, dass hier der Tempel des Saturn stand; der verwitterte Triumphbogen des Septimius Severus duckt sich so eigentümlich schüchtern auf der andern Seite, nah an den Mamertinischen Kerkern; hier irgendwo stand der von Domitian errichtete Palast des Senates — nicht die geringste Spur ist heute vom Gebäude der stolzen »versammelten Väter« vorhanden, von der Basilica des Julius Caesar ist nur das Pflaster und einige Reihen von Pfeilersockeln, von den Aedes Castoris, dem Tempel des Kastor drei kannellierte Säulen mit zarten Kapitälen erhalten; eine steinerne Nische bezeichnet die Stelle, wo sich die Rostra befand, die Rednerbühne, von der aus die Konsuln zum Volke sprachen, hieher wurde die Leiche des Sulla Felix aus seiner Cumanischen Villa gebracht und im Angesichte der Statuen, Basiliken und Tempel, welche vor einem Jahre noch, öfters den Donner seiner Rede vernahmen, wurde die Leichenrede über ihn, den Liebling des Glückes, wie die ganze Weltgeschichte keinen zweiten aufzuweisen hat, gehalten, von hier aus hielt auch Antonius über der blutbefleckten Leiche Caesars seine phänomenale Rede

Digitized by Google

gegen Brutus und alle die andern, »und Brutus ist ein ehrenwerter Mann und alle andern auch sind ehrenwert«; ein kegelförmiger Stein bezeichnet die Stelle, wo angeblich Romulus begraben wurde; in den Tempel des vergötterten Antoninus Pius und seiner Frau Faustina ist die Kirche San Lorenzo in Miranda hineingebaut; eine altersgraue einsame Säule aus karrarischem Marmor, der Zeit nach die letzte, die auf dem Forum aufgestellt wurde, erhebt sich in der Nähe der Rednerbühne, die Säule des byzantinischen Kaisers Phokas, vom römischen Exarchen Smaragdus im J. 608 aus irgend einem antiken Gebäude genommen und hieher gestellt, trug die charakteristische Inschrift: »Dem besten, gnädigsten und gottesfürchtigsten Herrn, dem Triumphator, für unzählige Wohltaten seiner gottesfürchtigen Gesinnung« — dieser Phokas war ein Centurio, ein Ungeheuer von verkümmerter Gestalt, befleckt mit dem Blute seines Herrn, des Kaisers Mauritius und seiner fünf Söhne, die er vor den Augen des Vaters ermorden liess — ein ergreifendes Denkmal christlicher Dankbarkeit! — Drei Quadern bezeichnen den Ort, wo die Reiterstatue des Kaisers Domitian stand, besungen von Statius in der Gedichtsammlung Silvae; ein Pflaster ist da um den Rest des Brunnens Lacus Curtius, welcher die Stelle bezeichnet, wo sich zur Zeit der Republik die Erde öffnete, ein Opfer heischend, und dieses freiwillige Opfer war Marcus Curtius, der sich in voller

Rüstung in den Spalt stürzte, welcher sich gleich darnach schloss; das Pflaster der Via Sacra liegt da, freigelegt, die Grundmauern des Tempels der Vesta daran und des Hauses, wo die Vestalinnen wohnten; drei grandiose, dunkelrote Bogen und die Gewölbe der Basilika des Maxentius, deren herrliche Säulen und bronzene Dachplatten zur Ausschmückung einiger katholischer Kirchen genommen wurden, überwältigen geradezu durch ihre Kühnheit und lassen die geraubte Herrlichkeit ahnen; in den Tempel des Romulus, der der älteste auf der Forum war, und in den Palast des Archivs ist die Kirche der h. Kosmas und Damian hineingebaut — — —

Was nützt es alles aufzuzählen? Aus dem, was da ist, siehst du nicht, was einst war. Gebeine einer untergegangenen schönern Welt, geplündert, zerstreut, verzweifelt traurig. Sie haben ihren schweigenden Stolz und ihre stolze Verachtung — aber ihre Trauer vor allem. Hier war Leben und welch ein Leben! Länder und Völker fühlten und wussten auf tausende und abertausende Meilen weit, dass hier ihr Schicksal bereitet, dass hier über sie entschieden wird, dass hier der Ort ist, von wo aus man die Welt lenkt. Und hier ging das Leben seinen Weg: man wählte in den Komitien, redete auf den Rostren, trieb Handel in den Basiliken, richtete, lustwandelte auf der Via Sacra, erzählte einander Klatschereien und Neuigkeiten, feierte Triumphe,

glaubte an die ewige Dauer des Imperium — und alles, alles vorbei... Steinerne Gebeine sind übrig geblieben, das Imperium ist ein kaltes geschichtliches Faktum...

— Sofia Petrovna, was ist des Menschen Leben? »Es knickt einem hier die Seele,« nicht war? Wieviel Millionen seid ihr Russen? Ebensoviel Einwohner etwa hatte das Imperium zur Zeit des Augustus... Und alles — fuerat quondam... Und wir sind unser sechs Millionen und glauben an unsere ewige Dauer. Und knüpfen an sie, in diesem Glauben, auch die Eitelkeit unseres Ichs — wie sagte doch Ovid:
Cum volet illa dies, quae nil nisi corporis huius
ius habet, incerti mihi finiat spatium aevi.
Parte tamen meliori super alta perennis
astra ferar nomenque erit indelebile nostrum —
Die steinernen Gebeine knicken hier alles...
Gehen wir Sofie Petrovna. — —

Der Triumphbogen des Titus... Errichtet zu Ehren des guten und liebreichen Kaisers »der Wonne und Liebe des Menschengeschlechtes«, zum Andenken an die Eroberung Jerusalems... Und nahe daran die Kirche Santa Francesca Romana, hineingebaut in die Ruinen des Tempels der Venus und der Roma, jenes herrlichen Tempels, errichtet von Hadrian und verheert durch Feuersbrünste und geplündert durch Päpste...

Weiter, weiter ... Das Amphitheater der Flavier, das Kolosseum, il Coliseo. Dieser ungeheuere Bau schliesst das Forum ab. Es gibt keinen grösseren in Rom und wenig ähnliche in der ganzen Welt. »Wenn man das ansieht, scheint wieder alles andere klein; es ist so gross, dass man das Bild nicht in der Seele behalten kann,« sagt Goethe. Vespasian begann es an jener Stelle zu bauen, wo der künstliche See des goldenen Hauses Neros war, Titus hat den Bau zu Ende geführt. Dunkelrote Mauern, Material von jenem goldenen Traume Neros, der marmornen Verzierungen, der Statuen und Metalle beraubt, starrt hier zum blauen Himmel. Siebenundachtzigtausend Zuschauer fanden hier Platz bei den Ringkämpfen der Gladiatoren, bei den Tierkämpfen, bei der Darstellung von Seeschlachten, bei den Hinrichtungen der Christen. Die Kaiser sassen in der Loge, die heute noch erkennbar ist, schauten den Spielen zu, hörten den Bemerkungen und häufig auch den sarkastischen Witzen und Anspielungen des Volkes zu — denn bei Spielen und Vorstellungen herrschte eine ungezwungene Freiheit und sie wurde geduldet, weil sie ein Sicherheitsventil war — und die Spiele und Kämpfe, die hier vorgeführt wurden, waren neben dem Brot eine von den nötigen Vorbedingungen altrömischen Lebens ...

Und in einer Reihe mit den Kaisern sassen hier die Senatoren mit den Abzeichen ihrer Würde, die

Priesterkollegien in Ornaten und die Vestalinnen in ihren weissen Gewändern. Die folgende Reihe gehörte den Rittern, die dritte Reihe den römischen Bürgern, die vierte den Frauen, die weiteren Reihen dem Volke, und zu oberst sassen die kaiserlichen Matrosen, welche auch, bei Sonnenglut oder beim plötzlichen Ausbruch eines Gewitters, über dem Amphitheater die Vela, die Segeltücher ausspannten. Die Herrlichkeit dieser Vorstellungen währte bis zum Jahre 404, wo sich der asiatische Mönch Telemachos zwischen die ringenden Gladiatoren warf, sie auseinander riss, aber sogleich auch selbst von der erbitterten Menge in Stücke gerissen wurde. Der Kaiser Honorius verbot dann die Gladiatorenspiele überhaupt, die Tierkämpfe dauerten aber dann noch einige hundert Jahre... Und dann trat auch der Verfall des Gebäudes ein. Es verwilderte, Mörder, Diebe und Obdachlose fanden in seinen Gängen und unterirdischen Örtlichkeiten Unterschlupf und ein Heim, später diente es als Festung in den Kämpfen der römischen Barone, und schliesslich gab Papst Nikolaus V. sein Material unternehmenden Bauliefe-ranten in Pacht und als einmal das Beispiel gegeben war, fand es Nachahmung: Papst Paul II. führte von da das Material für den Palazzo di Venezia, Paul III. für den Palazzo di Farnese, Sixtus V. wollte dort eine grosse Weberei anlegen, aber der liebe Gott nahm ihn zu sich, bevor er seinen Plan

ausführen konnte, tausende und abertausende von Wagen führten Steine von diesem Baue zum Baue von Palästen und römischen Kirchen, kaum die Hälfte dessen, was einst war, ist heute noch vorhanden — und trotzdem, welch eine überwältigende Grösse, welch ein grandioser Eindruck! Und nicht nur die Grandiosität an sich wirkt hier, die Grandiosität hat ihren ebenmässigen Stil...

Es war das Wort, welche das römische Kaisertum gesprochen hat — ein Wort würdig seines Schöpfers.

Die Päpste pfropften das geplünderte Gebäude wie zum Ersatze mit geschmacklosen Kapellen, Altären, Kruzifixen voll — die königliche Regierung hat es davon geziemend gesäubert. Das Kolosseum beleidigt nicht...

Und da, einige hundert Schritte hinter ihm, der Triumphbogen des Constantin, das erste Denkmal des ersten christlichen Kaisers... Es wurde ihm nach der Schlacht bei Ponte Mollo, der milvischen Brücke errichtet, wo man zum erstenmale unter Fahnen mit dem Kreuzeszeichen mordete.

Wir wenden uns um und blicken zurück auf das Kolosseum, die Ruinen des Forum, den Palatin, das Kapitolium.

Im Jahre 463 stand auf dem Palatin der Dichter Claudian und zeigte dem Kaiser Honorius, der gerade seinen Einzug in die Stadt gehalten hatte, die

Digitized by Google

Tempel und Götter, wie sie dem Kaiser als Knaben einst sein Vater Theodosius gezeigt hatte:

Über dem Forum hebt sich zum Himmel der
fürstliche Prachtbau der Herrscher,
Über Meere von Tempeln blickt er, über Götter,
die thronen
Um sie als Wächter. Ein herrlicher Anblick ist's
wahrlich
Unter dem Dache des Donnerbeherrschers auf
die Riesen, die schweben
Über tarpeischem Fels, ein wahrhaft herrlicher
Anblick
Auf der Türen kunstreiche Schönheit, die Säulen,
die tauchen
Bis in die Wolken, Statuen, Bilder aus leuchtenden
Erzen,
Zahllose Bauten, zahllose Bogen
Strahlend in leuchtender Pracht, es ermattet das
Auge im Glanz der Metalle,
Strömendes Gold rings umher betäubt es noch
mehr.

Ach, Sofia Petrovna, ich habe einmal diesen alten Claudian gelesen, ein paar von seinen Strophen sind mir im Gedächtnisse haften geblieben und da haben Sie sie in Übersetzung — — — nichts mehr und auf keine Weise kann uns sagen, was alles hier gewesen ist... fuerat quondam...

Digitized by Google

XVII.

»Die Königin der Strassen«.

Die Via Appia. Appius Claudius hat sie gebaut der Censor, dem die Ehre des Vaterlandes etwas ebenso Unantastbares war, wie seine eigene Ehre, der zur Zeit allgemeinen Kleinmutes, als der Thessalier Kineas im römischen Senate stand und den Vätern die vom siegreichen Pyrrhus stipulierten Friedensvorschläge entwickelte, aus langjähriger Vergessenheit heraustrat, sich in die Kurie tragen liess, und als hinfälliger, blinder Greis, den Senatoren eine Rede in die Ohren donnerte, wie sie sie schon lange nicht zu hören gewohnt waren: Ich segne heute zum erstenmal meine Blindheit, denn ich sehe den Abgesandten nicht, der sich getraut im römischen Senate dem geschlagenen Rom Frieden anzubieten, und ich segne sie umsomehr, weil ich die Römer von heute nicht sehe, welche einen solchen Vorschlag ohne zu erröten und ohne Scham anhören... Und der Senat kam zur Besinnung: Rom führt mit niemandem Friedensverhandlungen, solange ein fremdes Heer auf italischem Boden weilt — diesen Satz sagten sie dem Gesandten des Pyrrhus und knüpfen daran die eindringliche Aufforderung, sofort die Stadt zu verlassen. Dieser Satz wurde zum Kardinalprinzip des Staates und dieses Prinzip brach nach Jahren auch den Hannibal...

Digitized by Google

Appius Claudius also baute diese »regina viarum« zwischen Rom und Capua, und wir fahren auf ihr an einem klaren herrlichen Nachmittag, während Silberwolken wie herrliche Träume auf der blauen Himmelskuppel dahin gleiten, während die Seele fröhlich, sorglos ist und einige angenehme Stunden uns erwarten. Auf der Piazza di Spagna haben wir einen Wagen gemietet. Zum Sepolcro di Cecilia Metella und zurück — was er verlange? Der Cocchiere begehrte zehn Lire. Ich bot, eher um auf irgend eine Art einen Schwall von Reden, Schwüren und verzweifelten Gesten hervorzurufen, vier Lire, aber der liebe Cocchiere wies mit graziöser Handbewegung auf den Wagensitz. Wir stiegen ein und fuhren. Durch bekannte Gassen, über bekannte Plätze, vorbei an bekannten und liebgewordenen Orten unterhalb des Kapitols und Palatins, auf der Via de Cerchi fuhren wir, wo kleine Läden, armselige Wohnungen, armselige Leute, Schmieden und Magazine in die Trümmer des einst so ungeheuern Zirkus Maximus hineingebaut sind; die Cypressen und Oliven grüssten wir, die auf dem einst so belebten Mons Caelius stehen; blieben für ein Weilchen bei den grossartigen Ruinen der Bäder Caracallas stehen, gingen aber nicht hinein, weil Sofia Petrovna meinte, »dass es sich so schön fahre, dass wir also weiter fahren sollen«; am Grabe der Scipionen fuhren wir vorüber, wo einst die Asche

einiger Konsuln aus dem berühmten Geschlechte der Cornelia und die des Dichters Ennius lag, aber nicht einmal dieses wollte Sofia Petrovna besichtigen, als ich ihr sagte, dass weder der Staub Scipio des Ältern, des Siegers über Hannibal, dort sei, noch der Staub des jüngern Afrikanus, des Vernichters von Karthago und Numantia; wir streiften mit dem Blicke das Kolumbarium oder die Begräbnisstätte der Freigelassenen des Augustus; wir fuhren durch den schadhaften und angeplünderten Triumphbogen, den sogenannten Bogen des Drusus, der in Wirklichkeit aber für den Triumph des Trajan errichtet wurde; wir schlängelten uns durch eine Unmasse von Landwägelchen, die im Tor gestaut waren und mit gründlicher Gewissenhaftigkeit von den Zöllnern untersucht wurden — und fuhren aus der Stadt heraus. Eine ungeheure Befestigungsmauer mit Türmen, die Mauer des Aurelian, lag hinter uns und verdeckte uns alles, was den Namen Rom trägt. Nur Baumwipfel ragten über sie hinaus. Rechts und links in einem Bogen, hinter uns verlief diese hohe graue Mauer, trotzig, unfreundlich, düster und fest, die Mauer, welche das Haupt der Welt in alle Ewigkeit schützen sollte... Aber sie schützte nicht. Siebzigmal wurde Rom erobert, unzähligemal geplündert...

Wir fahren also auf der berühmten »Königin der Strassen«. Zweitausend und zweihundert Jahre ist der Stein des Pflasters alt, auf welches unser Pferd

mit seinen Hufen schlägt. Immer noch derselbe Stein, auf welchem beim zweiten Meilenstein Hannibal mit zweitausend Reitern stand und auf die uneinnehmbare, unbesiegbare, unbezwingliche Stadt blickte, derselbe Stein, der bald darauf unter den Schritten republikanischer Legionen erdröhnte, welche mit frischer Kraft und neuem Vertrauen gegen ihn zogen, derselbe Stein, auf welchem das Heer des Crassus gegen die aufständischen Sklaven und Gladiatoren zog, die Legionen des Pompeius und Caesars, des Brutus und des Cassius, des Marcus Antonius und des Octavian. Der tote Augustus kehrte hier aus Nola zurück, der tote Tiberius aus Capri. Hier beim vierten Meilenstein stand das Landhaus Senecas, wo sich der Philosoph auf Befehl Neros die Adern öffnen liess und hier wurde er auch begraben. Die goldene Sänfte Domitians glitt hier getragen von Schultern kräftiger Afrikaner zur prachtvollen Villa am See Nemi im Albaner Gebirge. Reichgewordene Freigelassene lenkten hier eigenhändig ihre Gespanne auf ihrer abendlichen Ausfahrt. Auch Cynthia, die Geliebte des Properz, das »goldene tiburtinische Mädchen« lenkte hier ihre Rosse, nach Lanuvium fahrend und des Dichters Nebenbuhler in ihrer Gunst begleitete sie auf reich verziertem Wagen, der mit seidenen Vorhängen verhangen war und welchen zwei molossische Hunde mit breiten Halsbändern umsprangen. Kaufleute aller Nationen und aller Trach-

ten schlugen hier ihren Weg ein, eine ganze Bettlerkolonie hauste hier auf beiden Seiten im Schatten der Mausoleen, Tomben, buschigen Bäume, Altäre, Denkmale und Hermen...

Aus einer zerzausten Hütte stürzte ein halbnackter Bub heraus — nur die Hosen hängen an ihm — den Leib wie Kupfer, mit einem Kopf wie ein echtes Zigeunerkind, und schrie uns zu: Ecco, ecco signori! und schlägt mit affenartiger Geschwindigkeit Purzelbäume neben dem Wagen, eine Weile setzt er aus, läuft, streckt die Hand aus — plötzlich wiederum stürzt er sich auf seine Hände, läuft auf ihnen — und wiederum stellt er sich auf läuft und steckt uns die Handfläche in den Wagen. Er hat einen Soldo bekommen. Er kreischte auf und auf dieses Zeichen kommen, weiss Gott woher, fünf andere solche halbnackte Zigeunerkinder auf den Wagen zugestürzt — aber schon dreht sich unser Cocchiere auf seinem erhabenen Sitze um, flucht und droht ihnen mit der Peitsche. Die Kinder blieben stutzig stehen.

Sofia Petrovna aber hat unterdessen ihre Geldbörse gezogen und eine Handvoll Silbermünzen nach rückwärts geworfen. Warum ihnen nicht eine Freude bereiten, wenn es mit einigen Geldstücken geschehen kann? meint sie... Die Zigeunerkinder liegen in einem Knäuel auf dem Pflaster der Strasse...

Digitized by Google

Erdwälle auf beiden Seiten der Strasse versperren den Ausblick. Kapellchen und Osterien sind die einzigen Gebäude, welche die Düsterheit dieser Strasse beleben. Bei einer von diesen Kapellen hält unser Kutscher an: Ecco, »Domine, quo vadis?«

Hier also war es ... Eine von den Stellen, wo ein Nagel in die dumme menschliche Seele hineingetrieben wird. Millionen von solchen aus allen Ecken und Enden der Welt sind schon dagewesen. Wieviel Millionen werden noch kommen, wann wird der Tag anbrechen, da die Mythologie unserer Zeiten für die Menschheit nicht mehr Wert haben wird als die Mythen und Fabeln der untergegangenen antiken Welt?

Der Fischer Petrus, erzählt man, sass gramgebeugt im Mamertinischen Kerker und es war Nacht gewesen. Und da kam jemand, führte Peter heraus, führte ihn an das Capitolium heran, schlug den Weg zur Via Appia mit ihm ein und der liebe Peter, Freiheit spürend, lief auf und davon, kaum dass seine Füsse nachkommen konnten. Und hier, gerade an dieser Stelle, heisst es, traf er plötzlich Jesu den Herrn. Der Herr trug das Kreuz. Peter, ganz verblüfft, fragte ihn auf lateinisch: Domine, quo vadis, Herr, wohin gehst du? — und er bekam ebenfalls die lateinische Antwort: Ich gehe nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen lassen. Peter verstand den Wink. Er errötete vor Scham, wie damals bei Kaiphas, als der Hahn krähte, wandte

Digitized by Google

sich um und ging still zurück in die mamertinischen Gefängnisse. Worauf ihn Nero, erzählt man, ans Kreuz schlagen liess... Nun freilich Märtyrer sein ist nicht gerade ein lieber Zeitvertreib...

Ein nettes, etwa zehnjähriges Mädchen öffnet uns. Das Kirchlein ist fast kahl, in der Mitte ein gelber Stein und auf ihm, reinlich ausgeführt, der Abdruck des Fusses Christi. Nur eine Kopie, das Original verwahren sie bei St. Sebastian, in einem Kirchlein ein paar hundert Schritte weiter. Es muss ein sehr solid gebauter Fuss gewesen sein — er misst gut anderthalb Fuss alten Masses...

Wir kommen aus der Kapelle heraus und der Kutscher lacht schalkhaft — offenbar auch so eine ungläubige garibaldianische Canaille...

Wir fahren weiter. Eine Mauer, Bäume ragen über ihr empor. Die jüdischen Katakomben. Geschlossen und es ist unmöglich, jemanden zu errufen.

Links die Ruinen des Zirkus des Maxentius, ein modernes Haus in sie hineingebaut — fort von hier!

Das Grabmal der Caecilia Metella... Ein vom Anwurf entblösster Bau, verunstaltet durch einen Zinnenaufsatz aus dem Mittelalter. Hier also war in einer prunkvollen Tomba der Staub der Schwiegertochter des mächtigen Triumvirs, des reichen Crassus bestattet! Das Grabmal öde, die Tombe befindet sich in der Passage des Palazzo Farnese

Digitized by Google

und die Asche der Schönen — weiss Gott wohin verweht! —

Sofia Petrovna hat sich im Wagen aufgerichtet und hat aufgeschrien. Welch ein Bild vor uns! Die Campagna!

Die Strasse senkt sich zur Ebene, die sich unten ausbreitet.

Das alte Latium liegt hier in seiner ganzen Ausdehnung. Eine staunenerregende Ebene, gelblich, tragisch traurig, eine Ebene ohne Ende. Aber der Sonnenuntergang zaubert hier ein Bild hervor, wie man seinesgleichen keins auf der ganzen Welt finden kann. Auf diesem rostigen Gefilde zittert karminroter Staub, die Ruinen der alten Villen und Gräber schwimmen darin wie Wracke zertrümmerter, glutumstrahlter Schiffe, die Wasserleitung des Claudius scheint daraus mit ihrem dunkelroten Bogen und ihrem mächtigen Bau nur deshalb herauszuragen, um im Schimmer der sich neigenden Sonne, welche dieselbe ist, wie zur Zeit ihres Lebens, ihren trübseligen Traum zu träumen; die Gruppe der Albanerberge ist von violett rotem Lichte angehaucht, so rein und zauberisch, dass sie ein Pastellgemälde zu sein scheinen: Trascati, Albano, Marino, Rocca di Papa, Castel Gandolfo — alle die Städte sind so weiss, zart, die Gläser in den Fenstern der Häuser blinken wie eingesetzte Diamanten, Parke und Wälder ringsherum sind wie dunkelgrüne Wellen — und das violettrote

Digitized by Google

Licht zittert über dem allen, wie der durchsichtigste Schleier...

Und in der Ferne über die Ebene hinaus links erhebt sich die Gruppe des Sabinergebirges. Auf ihm liegt noch zarteres, noch durchsichtigeres Licht. Jede Furche seiner Flanken, jede Kluft, jeder Durchbruch, jede Linie der einzelnen Gipfel ist weich und bestimmt zum Ausdruck gebracht, wie mit Kohle eingezeichnet in der violettdunkelroten Pastellfarbe...

Wir sprechen kein Wort. Wir stehen im Wagen, stützen uns mit den Händen auf dem Sitze des Kutschers und blicken in die klassische Gegend hinaus, wo das Licht singt und die Ruinen träumen...

Der Cocchiere, sich auf das Pferd stützend, blickt auch in die Ferne...

Denkt man in solchem Augenblicke? Lebt man? Atmet man? Ich bezweifle es. Die Augen absorbieren alle Lebensenergie und alle Kräfte, die im Körper sind.

— — Allmählich breitet sich ein ins Graue hinüberspielender Flor über die ganze Gegend. Durchsichtig zwar, die Wälder und Städte auf den albanischen Bergen sind gut zu sehen, auch die Ruinen in der kampanischen Ebene — aber ins Graue hinüberspielend. Der Pastell ist verschwunden...

Digitized by Google

Wir setzen uns, der Kutscher wendet. Das Grab der Caecilia Metella ist schwarz geworden, die Wasserleitungen in der Ferne haben sich so eigentümlich geduckt und sich in eine braune Decke gehüllt.

Der Stein der alten »Königin der Strassen« klingt unter den Hufen des Pferdes. Wir fahren zweiräderigen Karren kampanischer Landleute vor oder wir begegnen ihnen, ihre aufgeputzten Pferdchen klingeln melancholisch mit der Unmasse der ihnen angehängten Glöckchen, während ihr Lenker, träge auf dem hoch errichteten Sitze lungernd, gedankenlos in die Ferne starrt...

Wir nähern uns der Aurelianischen Mauer, fahren durch das Tor und sehen Rom wieder.

Die Sonne ist untergegangen. Wundervoll; wie sie hier immer untergeht, aber kaum ist sie untergegangen, haben sich über dem Vatikan graue Berge von Wolken erhoben und aus ihnen bläst ein kalter Wind — die immer heidnische Natur symbolisiert hier die Geschichte der Menschheit...

XVIII.

Das Pantheon.

Eine mässig grosse Piazza. Ringsherum Läden mit bunten Auslagskästen, auf den schmalen Trottoirs strömen so viel Menschen, dass es schwer wird, vorwärts zu kommen, in der Mitte des

Digitized by Google

Platzes rauscht eine Fontaine; ein schlanker Obelisk aus dunkelrotem Granit erhebt sich über ihr; Wagen von Droschkenkutschern mit eingenickten Wagenlenkern auf dem Kutschbock, Wägelchen von Dienstmännern, deren Besitzer irgend wo im Schatten, wohin die brennende Sonne nicht hingelangen kann, faul sich dehnen, brüllende Ansichtskartenverkäufer, Ciceroni, die nach Fremdlingen Ausschau halten — und in diesen wildbewegten Strudel und in dieses rauschende Leben hinein blickt ein schweigendes, dunkles antikes Bauwerk.

Drei Reihen mächtiger Säulen aus ehemal weissem Marmor tragen das Dach seiner Vorhalle, auf ihrem Architrav liest man: M. Agrippa L. F. Cos. tertium fecit, M. Agrippa der Sohn des Lucius, zum drittenmal Consul, hat es errichtet; der cylindrische Bau des eigentlichen Tempels, dessen dunkelrote Ziegel, von den prunkvollen marmornen und metallenen Verzierungen entblösst, sich in gleichgiltiger Resignation von neugierigen Blicken stumpf betrachten lassen, lehnt sich an die Vorhalle und wie eine mächtig aufgetriebene Seifenblase bedeckt ein graues, bleiernes Dach sein Haupt.

Wir öffnen die Pforte des eisernen Gitters, steigen einige Stufen hinab — auch das Pantheon zeigt, dass der Boden des antiken Rom um ein paar Meter tiefer lag als der Boden der heutigen

Digitized by Google

Stadt — eine Familie magerer Katzen, die im Umkreis dieses Gitters ihr Heimatsrecht hat, blickt auf uns von einem Quaderstein links mit gelben unbewegten Augen, wir durchschreiten die Vorhalle, öffnen die ungeheuere eiserne Türe — — — und der Fuss bleibt wie gebannt stehen und der Atem stockt...

Weisses, glanzloses Licht ist durch den Raum gegossen. Weisses Licht, obwohl hier kein einziges Fenster ist. Nirgends weist das Licht eine Nuance auf, aber auch nicht einen einzigen Schatten. Wir befinden uns im Innern eines mässig hohen, grauen Cylinders, aus welchem eine ungeheuere graue kassettierte Kuppel herauswächst, die sich über unserem Haupte wölbt und oben, hoch oben ist ein offener Ring, il occhio, das Auge, worin der Azur des Himmelgewölbes bläut und darauf segelnd ein Stück Wolke weiss schimmert. Fast zwei Jahrtausende blickt durch das geöffnete Auge der Himmel in das Innere des Tempels, giesst durch dasselbe sein gleichmässiges weisses Licht, seine Tränen und seinen Schnee in den Wintertagen und bei Sommergewittern seine Wasserströme.

Nach der Schlacht bei Actium wurde das Pantheon von M. Agrippa, dem Feldherrn, Freund und Schwiegersohn des Augustus, erbaut. In der Front, gegenüber dem Eingang, stand die Statue des Jupiter Ultor, des Rächers, der mit seiner Strafe alle

Mörder des vergötterten Julius getroffen hatte. Rechts und links von ihr waren die Statuen des Mars und der Venus, des Aeneas und des Julus, des Romulus und Caesar. Augustus erlaubte nicht, dass seine Statue unter jenen aufgestellt werde, und so wurde sie in der Vorhalle zusammen mit der Statue des Erbauers dieses Tempels, des Agrippa, aufgestellt. Pantheon wurde der Bau benannt, weil seine Kuppel sich über der Erde wölbt, wie das Himmelsgewölbe über die Welt — dieser Bau war ein Symbol der Herrschaft des Augustus. Aufgestellt wurde er nahe bei der Stelle, genannt Ziegenteich, wo Romulus einst bei Musterung des Heeres, von einer Gewitterwolke verhüllt, »in den Himmel gehoben wurde«.

Das Werk des Agrippa wurde durch Feuer empfindlich beschädigt, das Aussehen, in welchem es sich jetzt präsentiert, stammt aus der Zeit des genialen Architekten auf dem Kaiserthrone, des Hadrian, mit Ergänzung und Verbesserungen des Septimius Severus und des Caracalla, wie eine zweite Inschrift auf dem Architrav verkündet.

Damals wurden die Kassetten der Kuppel mit bronzenen Rosetten, die Wände des Cylinders mit weissem Marmor ausgelegt, und damals war auch das Gewölbe und das Dach der Vorhalle aus Bronze und das Dach der Kuppel mit vergoldeten Bronzeplatten gedeckt. — — Wir stehen gerade

unter dem Auge und rufen uns alles, was einst gewesen ist, ins Gedächtnis zurück...

Das Pantheon ist der einzige, vollständig erhaltene Monumentalbau des antiken Rom... Was muss das für ein Ganzes gewesen sein, wenn das, was sich den Augen heute noch bietet, auch noch in seiner Ausplünderung nach so vielen Jahrhunderten auf uns so überwältigend, so feierlich wirkt! Was muss das für ein Blick gewesen sein auf das trotzige Kapitol, auf den stolzen Palatin, auf das Forum Magnum! Was für ein Blick auf das Forum Trajanum, das auch den antiken Menschen, die etwas mehr an Monumentalität gewohnt waren, als wir, als »Wunder« erschien. Was für ein Blick auf den Tempel des Mars Ultor, dessen paar Säulen, die an Stelle des Forum des Augustus, erhalten sind, überhaupt nicht von Menschenhänden herzurühren scheinen? Was für ein Blick auf das Amphitheater der Flavier, die Basilika Constantins, die Bäder Caracallas und Diocletians? Was für Menschen müssen das gewesen sein, die sich mitten unter solchen Bauten heimisch fühlten und in solcher Weise ihre Träume realisierten?...

In der Tat, hier wurde die Menschheit von einer Höhe geschleudert, von welcher wir nur schmerzerfüllt träumen, hier wurde der Menschheit eine Seele gebrochen, wie sie ihr das Schicksal nicht zum zweitenmal wieder geschenkt hat. Zu

Digitized by Google

Zeiten des höchsten Aufschwunges raffte sie sich später zu nichts Höherem auf als zu einer Kopie dessen, was hier geschaffen wurde.

Die Kuppel der Sct. Paulskirche in London misst im Durchmesser 41 Meter, die Kuppel der Peterskirche im Vatikan und des Domes in Florenz 42, allen diesen war diese Kuppel des Pantheon Muster und Vorbild. Und ihr Durchmesser beträgt 43 Meter ...

Die Edikte der christlichen Kaiser hatten alle heidnischen Tempel der antiken Welt geschlossen, auch das Pantheon ward gesperrt. Die Westgoten und Vandalen haben gewiss auch seine Türen erbrochen, aber sie fanden hier keine Schätze und die verlassenen Götterstatuen reizten nicht ihre Habsucht. Regengüsse ergossen ihren Schwall in sein Inneres durch sein offenes Fenster. Der Tiber, Jahr für Jahr aus seinem Bette tretend, überschwemmte mit seinem gelben Wasser sein prunkvolles Pflaster, aber die Wut der Elemente vermochte nicht diesen Bau zu zerstören.

Der Papst Bonifaz IV. betrachtete lange mit gierigen Augen die verlassene Wohnstätte der heidnischen Götter und dachte sich, dass gerade diese Kuppel eine passende Behausung für die Königin des Himmels, die Jungfrau Maria wäre. Und er erbat sich die Kuppel von dem byzantinischen Kaiser Phokas — von eben demselben, der der Mörder des Kaisers Mauritius und seiner fünf Söhne

Digitized by Google

war und dessen Säule damals auf dem grossen Forum errichtet wurde — und Phokas gab sie ihm. An der Türe des Pantheon wurde sofort ein Kreuz angebracht, seine marmornen Wände wurden in feierlicher Prozession mit Weihwasser besprengt und unter seinem Gewölbe liess der Papst zum erstenmal das Gloria in Excelsis ertönen. Die Kirche wurde der Jungfrau Maria und den Märtyrern geweiht, deren Gebeine auf achtundzwanzig Wagen hieher geschleppt wurden... So wurde das heidnische Pantheon eigentlich durch die Jungfrau Maria vor dem Verderben gerettet, und Bonifaz Unsterblichkeit erworben, wie sie die Inschrift auf seinem Grabmale in den Vatikanischen Grotten verkündet. Rom war stolz auf dieses Andenken seiner entschwundenen Herrlichkeit: noch im XIII. Jahrhundert schwor jeder römische Senator, er werde ausser Sct. Peter und die Engelsburg dem Papste auch »Santa Maria Rotunda« beschützen. Rom war stolz — aber die Päpste waren praktisch. Im Jahre 1625 liess Urban VIII. alles, was aus Bronze war, aus dem Tempel wegnehmen — fast eine halbe Million Pud wog das Metall — woraus schwere Geschütze für die Engelsburg und der geschmacklose Baldachin auf den gewundenen Säulen, die über dem Hauptaltar der Sct. Peterskirche stehen, gegossen wurden. Rom rächte sich an dem heiligen Vater mit dem unsterblichen Witze an der Säule des Pasquin: Quod non fecerunt bar-

bari, fecerunt Barberini — Urban VIII. war aus der Familie der Barberini. Auf dem Dache der Vorhalle liess derselbe Papst von dem Baumeister und Bildhauer Bernini zwei geschmacklose Türmchen, wie wir sie auf ältern Abbildungen des Pantheon sehen, errichten, damit die heilige Jungfrau Maria auch ihre eigenen Glocken habe; der römische Witz nannte sie »die Eselsohren des Bernini«, die königliche Regierung liess sie im J. 1883 entfernen.

Auch Benedikt XIV. griff mit seiner künstlerischen Hand nach dem Pantheon: die herrlichen antiken Dekorationen des Innern des Tempels, aus Marmor, Porphyr und Serpentin, liess er abschlagen und durch Stukkatur ersetzen. Die Bäder des Agrippa, welche sich an die Rückseite der hinteren Wand des Tempels anschlossen, wurden schon früher zerstört und mit ihnen zugleich auch die äussern marmornen Verzierungen des Pantheon — mehr also liess sich überhaupt nicht mehr verderben und zerstören...

Von habsüchtigen Händen ausgeraubt, von Dummheit und Barbarei verunstaltet — und doch wirkt der Tempel mit solchem Eindruck! Man atmet hier nur mit verhaltenem Atem, ein leichtes Frösteln läuft einem über den Rücken und man möchte am liebsten niederknien in andächtiger Ehrfurcht — nicht vor der Jungfrau Maria droben und den achtundzwanzig Wagen Märtyrerknochen —

sondern vor den längst vertriebenen antiken Göttern, welche so überaus schön und mit allen ihren Schwächen dem Menschen so nahe waren! Und dass sie tot sind? Tot? Wenn man schon an eine Mythologie glauben muss, warum nicht an diese, welche unsterblich ist durch ihre Schönheit, durch ihre ewige Jugend, durch das wonnige Glück, das sie spendet?

— — — — — — — — — — — — —

Der Maler Raffael, ein Kind des Glückes und Liebling des Vatikans, erkor sich das Pantheon als seine letzte Ruhestätte: er ruht hier wirklich, eine schlechte Madonnenstatue steht auf seinem Grabe, und noch schlechtere lateinische Verse des Kardinal Bemba sind seine Grabinschrift und seine Bronzebüste, wie sie schlechter nicht sein konnte, ist bei dem Grabe aufgestellt. Sein Freund, der Maler Annibale Carracci, und seine Braut, Maria Bibbiena, ruhen in seiner Nachbarschaft.

Und hier haben auch die ersten zwei Könige des geeinigten Italien ihre letzte Ruhestätte gefunden, Viktor Emanuel II. und Humbert. Massen von Kränzen bedecken ihre Gräber, Veteranengreise bewachen sie und reichen den Besuchern die Gedenkbücher zur Unterschrift. Das moderne Italien hätte keinen geeigneteren Ort für seine Oberhäupter ausfindig machen können. »Al padre della patria« steht auf dem Marmor geschrieben, der die Ge-

Digitized by Google

beine des Einigers Italiens bedeckt. Die savoyische Familie knüpft zweckbewusst an die Traditionen des antiken Rom an und das ist einer ihrer grossen Erfolge. Die antike Tradition spielte überhaupt eine grosse Rolle bei der Wiedergeburt und Einigung Italiens, und sicherlich ist sie noch heute nicht ganz abgetan und beiseite gelegt. Es gibt noch viel, sehr viel zu tun. Den Kampf des heutigen Frankreich muss das heutige Italien auch als den seinen aufnehmen, die weltgeschichtliche Nemesis muss ihre Hand führen — und dann erst wird der junge Staat den Weg betreten, der einzig und allein zu seiner völligen Gesundung und zu einem vom Hauche der Freiheit froh bewegten Leben führt.

— — — Sofia Petrovna steht strahlenden Auges beim Grabe des gutherzigen Humbert, der in Monza am 29. Juli 1900 ermordet wurde. — Hatte das einen Sinn? — frage ich sie leise.

— Es gibt Leben, die keinen Sinn hätten, wenn nicht der Glaube wäre, dass auch das nötig ist — antwortet sie überzeugend.

— Aber unter dem Sehwinkel der Ewigkeit? Wir sind auf dem Palatin gewesen, Sie haben die Geschichte der Kaiser gehört, Sie sehen, was Rom einst war, Sie sehen den Untergang von Völkern, sogar von Göttern, Sie sehen heute die trübseligen Gebeine überall — —

— Knicken Sie mir nicht auch die Seele! Ich leide ohnedies schon genug in diesem ihren Rom —

XIX.

Mausoleum Hadriani.

Als wir am Morgen ausgingen und auf der Via Babuino stehen blieben, wo wir uns stets vom Strome des Sonnenlichtes und von dem Blau des lächelnden Firmamentes begrüssen lassen, fragte plötzlich Sofia Petrovna, warum wir uns noch keine von den 366 römischen Kirchen angesehen hätten, warum wir noch nicht bei St. Peter in Vatikan und bei Sct. Johann im Lateran gewesen sind — warum wir uns fortwährend nur »Knochen« anschauen? Aber sogleich fügte sie hinzu, ihre Frage sei durchaus keine Urgenz, sie habe recht gut unsere venezianische Vereinbarung im Gedächtnis; sie frage nur, weil sie gerne das System kennen würde, nach welchem wir Rom durchwandern, nichts mehr. Und sie sehne sich durchaus nicht darnach, dass sich etwas daran ändere.

Ich sagte ihr mein System. Die Geschichte ist es. Rom ist in erster Linie die Stadt der Weltgeschichte. Wir schälen uns also, nach den Worten Goethes, aus dem gegenwärtigen Rom das antike Rom heraus, das Rom der Republik und der Kaiser, dann werden wir das Rom der Päpste und schliesslich das Rom des Königreichs durchwandern. Das System lässt sich allerdings nicht streng einhalten, es wird sich die Notwendigkeit ergeben da und dort auf etwas zurückzukommen, so wie wir bisher

Exkursionen in andere, spätere Zeiten machen mussten, aber was hilfts, anders lässt sich Rom nicht erleben und darf es nicht erlebt werden. Und meine historischen Darlegungen möge sie geduldig anhören. Ich will ihr eigentlich nichts darlegen. Ich denke bloss laut. Es leben mir die längst entschwundenen Menschen in der Seele, und wenn ich Orte betrete, welche der Schauplatz ihres Lebens sind, stelle ich mir sie hin, sehe sie und erkläre ihr unwillkürlich das, was ich sehe.

Und diesem System gemäss gehen wir jetzt zum Mausoleum Hadrians. Aelius Hadrianus war der Nachfolger des Trajan, von Geburt ein Spanier. Er bereiste alle Provinzen seines Reiches und die ganze Welt segnete diese Reisen, nur die Prokuratoren und Prokonsulen, deren Paschawirtschaft ein Riegel vorgeschoben wurde, waren mit dem Kaiser nicht zufrieden. Und bauen, prunkvoll bauen, war seine Leidenschaft — in dem musterhaften Regenten lebte nämlich auch ein genialer Architekt. Er baute überall neue Ansiedlungen, im ganzen römischen Reiche, in Athen schuf er eine ganze »Neustadt Hadrians«, in Britannien und Germanien Schutzwälle, in Rom Wasserleitungen, Tempel, Brücken, in Tivoli eine zaubervolle Villa, einen Hafen in Cajeta, Thermen in Ostia, auch auf den Ruinen des von Titus zerstörten Jerusalem wollte er eine neue Stadt mit einem grossartigen Tempel Jupiters gründen — was Veranlassung zum letzten

Aufstand der Juden unter Simon Bar-Kochba gab, zu einem dreijährigen, furchtbaren Kampfe, zur Verwüstung des ganzen Landes und zur Zerstreuung der übrig gebliebenen Juden über die ganze Welt. Wenn er reiste, begleitete ihn ein ganzes Heer von Architekten, Baumeistern, Technikern, Bildhauern, Ciseleuren, Mosaikern, und diese Suite war wie ein Heer in Kohorten eingeteilt und militärisch organisiert. — Er liebte die griechische Kultur so sehr, dass er sogar in dem ganz gräzisierten Rom den spöttischen Beinamen »Graeculus« einheimste und ein kleiner Teil der grossen Sammlung unsterblicher Marmorwerke, die aus den Ruinen seiner Villa in Tivoli herausgegraben wurden, ist nun der Hauptschatz der kapitolinischen, vatikanischen und der übrigen römischen Sammlungen. Er besass Sinn für Verse, guten Witz und inhaltsreiches Gespräch. Der Architekt in ihm war auch der letzten Ruhestätte des Kaisers eingedenk: jenseits des Tiber, »einen Steinwurf weit« errichtete er sich ein prachtvolles Mausoleum, aber er starb früher, als diese letzte Wohnstätte fertiggestellt war; erst sein Nachfolger Antoninus Pius hat sie zu Ende gebaut. Dort lag dann die Asche des Hadrian und seiner Frau, auch die Asche des Antoninus Pius, des Numa der Kaiserzeit, auch die Asche der Faustina, der buhlerischen Frau des Marcus Aurelius, auch die Asche des letztern Kaisers und Philosophen, die aus dem fernen Vindobona hergebracht wurde, — drei

Kaiser also, welche mit Trajan, als vierblättriges Kleeblatt, der Welt geschenkt waren, um sie zu beglücken. Nicht einmal der Senat fand Veranlassung, sich auf ihr Andenken feindselig zu stürzen, lebten sie doch in Frieden, Freundschaft und gegenseitiger Achtung mit den »versammelten Vätern«, der Senat sah ein, dass die vergangenen Zeiten seiner Herrschaft und seiner Herrlichkeit nicht mehr wiederkehren werden, passte sich den neuen Verhältnissen an und wenn er den Tod eines von diesen Kaisern beklagte, so war seine Trauer gewiss aufrichtig und diese vier beklagte er alle insgesamt und jeden einzelnen insbesondere.

Auch die Asche des unseligen Sohnes des Aurelius, Commodus, der seiner seelischen Veranlassung, seinen Idealen und vielleicht auch seinem Blute nach, ein Gladiator war, ruhte hier im Sarkophag und die Asche des Septimius Severus, des Afrikaners von Geburt, der fern in Britannien starb mit der Paraphrase des salomonischen »Eitelkeit der Eitelkeiten und Alles ist eitel«, auf den Lippen: »Alles war ich und Alles ist nichts« fand hier den Frieden.

Wir passieren die Brücke, welche Hadrian gebaut hat, den Pons Aelius; die drei mittlern Pfeiler stammen aus seiner Zeit, die übrigen wurden bei der Regulierung des Flusses zugebaut. Das Mausoleum des Kaisers liegt vor uns. Die aus tausenden und aber tausenden von Bildern und Ansichts-

Digitized by Google

karten bekannte cylindrische Masse bräunlichen Steins auf einem vierkantigen Unterbau, oben mit Zinnen eingesäumt, überladen mit Zubauten, mit einem metallenen Engel oben. Ja, Castello Sant' Angelo heisst jetzt das Grab der längst entschwundenen römischen Imperatoren. Die Engelsburg, weil der Papst Gregor der Grosse, einst, zur Zeit der Pest angeblich, über dem Mausoleum einen Engel schweben sah, der mit gezücktem Schwerte der furchtbaren Epidemie in ihrem Wüten Einhalt gebot.

Wir zahlen je eine Lira Entree, das Tourniquet knarrt, der von der königlichen Regierung bestellte Führer hat die spärlich angebrachten elektrischen Lampen entzündet und geht mit uns. Die Schritte sind durch den Lehmboden unter den Füssen gedämpft, der breite Gang steigt anfänglich ohne Stufen spiralförmig aufwärts, dann steigen wir auf hölzernen Stiegen empor und gelangen zu einer grossen Kammer mit Nischen — hier stand der Sarkophag Hadrians aus dunkelrotem Porphyr in der Mitte, und in den Nischen die Tomben der andern Kaiser und deren Frauen... Stille, leer ist es hier... Die Stimme des Führers verschlingt der düstere Raum — der Bursche spricht gefällig und fliessend, jeder solche Führer muss seine Schule absolvieren und ein Examen ablegen. Von oben fällt durch angebrachte Öffnungen schräg ein wenig Licht ein, der alte antike Marmor, womit die Kammer ausgelegt ist, schimmert trüb darin — der

Digitized by Google

einzige, verlassene Rest längst entschwundener Herrlichkeit...

Der Führer lässt einem keine Zeit zu langem Träumen; er lächelt freundlich und drängt zu weiterem Aufwärtssteigen. Auf modern gebauten Stufen gelangen wir auf einen Hof hinaus, wo eine marmorne Engelsstatue, die einst die Spitze der Engelsburg gekrönt hat, aufgestellt ist; im J. 1770 wurde sie durch die jetzige metallene ersetzt. Wir durchschreiten die Zubauten: es gibt hier päpstliche Gemächer und Säle mit Fresken und Stukkaturen, ungeheuere mit Eisen beschlagene Kassen, worin die heiligen Väter dem Rate des Herrn zum Trotz alle Schätze dieser Welt sammelten; wir durchschreiten den Raum, wo eine Reihe von Tongefässen aufgestellt ist — Alexander VI., der heilige Vater und der wirkliche Vater der wohlgeratenen Kinder Giovanni, Caesar und Lucretia Borgia, hatte hier Öl in Vorrat, welches im Falle einer Belagerung gekocht und den gottlosen Menschen auf die Köpfe gegossen wurde — auch eine Art päpstlicher »Salbung«; hier irgendwo wurde im Juli 974 Benedikt VI. von den wütenden Römern erdrosselt; zehn Jahre später starb hier ein anderer Nachfolger Petri, Johann XIV., nach viermonatlicher Gefangenschaft Hungers oder durch Gift, aber sein Nebenbuhler Bonifaz VII. freute sich auch nicht lange der Herrlichkeit dieser Welt: ein Jahr später wurde er erschlagen, durch die Gassen geschleift und sein

Digitized by Google

entstellter Leichnam weggeworfen — im Angesichte der Statue Marc Aurels, die damals auf dem Lateran stand... Zur Zeit des oberwähnten Alexander VI. wurde sein Minister Floridus, der Erzbischof von Cosenza, der Fälschung von Dispensen angeklagt. Der Papst entlockte ihm das Geständnis und liess ihn aus der Kammer, wo einst der Sarkophag Hadrians stand, in den Brunnen hinabbefördern, wohin man ihm einen Krug, eine Lampe, ein Brevier und die heilige Schrift mitgab und wohin ihm Wasser und Brot herabgelassen wurde — der Erzbischof hielt allerdings diese neue Lebensweise nicht lange aus... Usw. usw. Und dieses Regiment, bitte, blickte mit Verachtung und Ekel auf die antike Welt und die Schreckensherrschaft der römischen Kaiser herab — aber davon später, Sofia Petrovna, bis wir in das päpstliche Rom kommen werden. Sie bemerken übrigens, dass man ein strenges System nicht einhalten kann: Es gibt Orte, wo die Weltgeschichte ihre grotesken Witze macht und geradezu Clowneinfälle hat; man muss Halt machen, sich die Sache anschauen und lächeln...

Unheimliche Zellen durchschreiten wir. Wir kriechen in Löcher, wo man nicht stehen, höchstens knien oder liegen kann; feuchte, kalte Löcher ohne Licht — die päpstlichen Gefängnisse! Wer wirft da dem alten Rom seine mamertinischen Gefängnisse vor? Hier wurden Beatrice Cenci und ihre

Digitized by Google

Mutter gefangen gehalten — Beatrice malte hier angeblich Quido Reni und das Bild hängt im Palazzo Barberini — hier wurde Giordano Bruno, Cagliostro und die italienischen Patrioten in Gewahrsam gehalten, die in Kämpfen durch die päpstlichen Söldner gefangen genommen worden waren, und hieher hat auch die schmerzgequälte Phantasie des čechischen Volkes den Aufenthalt ihres Lieblings Josef II. verlegt, der »nicht gestorben sei, sondern von den Jesuiten nach Rom geschleppt wurde und dort in der Engelsburg sitze« — über die Ränder wurden von den Zinnen aus häufig Stangen hinausgesteckt, an welchen die heiligen Väter die aufgehängten Leichen baumeln liessen, zur Schau und Warnung für das unruhige Rom...

Und wiederum ein paar Säle — man sollte es nicht glauben, was alles so ein Grab römischer Kaiser auf sich trägt — und in diesen Sälen das Heeresmuseum des neuen Italien. Stadtpläne, Waffen, Modelle von Geschützen, Portraits, plastische Landkarten — drei Zeitalter Roms haben hier ihre Andenken hinterlassen, aber das päpstliche Rom die unheimlichsten... Grosse Pyramiden weisser Kugeln für Schleuder und Geschütze sind in dem Hofe aufgeschichtet: das Grab Hadrians war statt der jetzigen Zinnen mit einer Menge von Marmorstatuen geschmückt; als die Goten das Mausoleum belagerten, wurden diese Statuen statt Steinen auf sie geschleudert; aus dem, was sich noch

Digitized by Google

erhielt und aus den übrigen marmornen Verzierungen und Ornamenten liessen die Päpste Kugeln drechseln — — und diese liegen hier, weil sich den heiligen Vätern keine Gelegenheit mehr bot sie auf die Schädel ihrer Schäfchen zu versenden...

Einen schönen Ausblick geniesst man von den Zinnen der Burg. Der Tiber, die Brücken, der Vatikan, Rom, in der Ferne Berge — bemerken sie übrigens, Sofia Petrovna, dass es Rom an Farbenreichtum der Dächer gebricht? Die Dächer seiner Häuser sind entweder niedrig und dann verfliesst ihre Farbe mit der Farbe der Häuser, ein Meer von lichter kaffeebrauner, gebrannter Farbe, oder sie sind ganz flach und dann flattern auf ihnen Wäschestücke und steht da und dort ein Bäumchen auf ihnen. In der Tat, Farbenreichtum der Dächer fehlt diesem ausgebrannten Gewirr von Flächen.

Die Burg ist mit dem Vatikan durch einen langen Gang verbunden: in unsichern Zeiten und in Kriegsläuften liessen die heiligen Väter den Petrus Petrus sein und vertrauten ihr teueres Leben den festen Mauern des Mausoleums an nach dem Beispiele Gregors VII., den hier einige Monate hindurch Kaiser Heinrich IV. belagerte — aber auch davon ein anderemal, Sofia Petrovna! — — —

Wir gehen. Wir nehmen Abschied von den Gefängnissen und von dem Grabmal der Kaiser...

Und hier unten, Sofia Petrovna, wurde am 11. September 1599 ein Gerüst aufgestellt und auf

dem Gerüste Signora Lucrezia Petroni und ihre Stieftochter Batrice Cenci hingerichtet. Sie starben mutig, echte Töcher Roms, und der heilige Vater Klemens VIII. war sehr um das Seelenheil Beatricens, eines der schönsten Mädchen Roms, besorgt. Der heilige Vater sass im Quirinal und wusste, dass Beatrice unschuldig stirbt, dass ihre Seele also in den Himmel kommen muss, aber er fürchtete, das arme Kind könnte sich im letzten Augenblicke mit den Sünden des Zornes und der Erbitterung beflecken: da befahl er, es möge durch einen Kanonenschuss der Augenblick angezeigt werden, in dem sie ihr Haupt unter das Beil des Henkers legen werde. Und unterdessen weilte er unausgesetzt in Gebeten. Und als der Schuss fiel — gab er dem Mädchen die grosse päpstliche Absolution in articulo mortis — und so konnte also ihre Seele direkt ins Paradies eingehen...

Beatrice und ihre Mutter hatten den alten Cenci ermorden lassen, weil der jungfräuliche Mädchenleib vor dem entarteten Vater nicht sicher war. Der Papst erkannte im Gerichte, dass es geboten war, aber zugleich, dass auch die Ermordung des Mannes gerächt werden müsse, der ja doch der Vater war und überdies — sich zeitweise vom heiligen Vater Ablass für verschiedene Sünden durch schöne Sümmchen erkauft hatte...

Und nun noch einen Blick auf diese Burg, die uns so teuer geworden ist, deren Bild wir durch

Digitized by Google

das ganze übrige Leben in der Seele tragen werden. Sie ist verfallen, beraubt ihres herrlichen marmornen Mantels, ihrer weissen leuchtenden Statuen oben, des ungeheuern bronzenen Denkmals Hadrians auf dem Giebel — das Grab grosser Kaiser einst, dann die Büttelstube der Tyrannen in der Tiara, alles hat sie überdauert, überlebt und mit ironischem ewigem Lächeln, welches im Glanze der Sonne auf ihrem kahlen steinernen Körper spielt, schaut sie in die vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Zeiten ...

XX.

Monti Albani.

— von der Schönheit der Landschaft, Sofia Petrovna, hatten die alten Römer nicht ganz dieselbe Vorstellung wie wir. Sie liebten weitausgedehnte Ebenen mit mässigen Hügeln, wo sich dem schweifenden Auge keine Mauer in den Weg stellt; und durch diese Ebene musste lebendiges Wasser laufen, ein Fluss oder ein Bach; auf ihr mussten grüne Kronen gesunder Bäume mit frischen Wiesenteppichen abwechseln und nur irgendwo weit am Ende des Horizontes, wo das Auge schon ermattet, durften hohe Berge den Ausblick versperren. Für die sogenannte Herrlichkeit der Alpen zum Beispiel hatten sie absolut keinen Sinn. Von Caesar erzählt Suetonius, dass er, so oft er durch die Alpen fuhr,

um die lange Weile zu vertreiben, Verse gemacht oder an einem grammatischen Werke gearbeitet habe. Livius charakterisiert sie gar mit dem Worte foeditas Alpium, Abscheulichkeit der Alpen, Tibullus hat für sie das Epitheton gelidae, die eisigen Ovid ventosae, die sturmreichen und latebrosae, die schluchtenreichen, Juvenal saevae, die wilden. Diese Campagna also war in den Augen des Römers eine ideal schöne Landschaft. Damals war sie allerdings von Villegiaturen und Villen besäet, deren weisse Säulen und marmorne Wände aus den grünen Wogen der Oliven, der Mandel- und Pomeranzenbäume, Pinien und Cypressen schimmerten; längs der Wege, die die Ebene durchschnitten, standen Familiengräber, Mausoleen, Statuen, Altäre und Tempelchen; mächtige Wasserleitungen, welche ganze Flüsschen kühler Wässer der Stadt zuführten, spendeten aus den letzteren, im Vorübergehen, den Villegiaturen und Villen den Bedarf für die Bäder und Fontänen in den Parken — märchenhaft schön war diese Campagna damals und tausende und abertausende von Blicken durchflogen sie aus offenen Speisehallen von goldenen und silbernen Bechern weg, berauschte die Augen und die Seelen durch ihre Herrlichkeit, Augen, die schliesslich auf den Flanken der albanischen Berge haften blieben, jener Berge, denen uns die elektrische Bahn näher bringt — erzähle ich Sofia Petrovna im obern Stockwerke der Tramway.

Digitized by Google

Wir sind beim Lateran eingestiegen. Ein praktischer Wagen für jenen, der auf dem Wege gerne Ausblick hat. Zu ebener Erde sitzen Inländer, im ersten Stock Touristen. Der Wagen macht den Eindruck einer hohen, schmalen Schachtel — es scheint, ein etwas stärkerer Windstoss werde sie umwerfen, aber die italienischen Kommunikationsmittel sind überhaupt schon so kouragiert angelegt und selten geschieht ein Unglück. Wir passierten die aurelianische Mauer und fliegen auf der Via Appia Nuova auf der Campagna darauf los, vorbei an Osterien, Hütten, namenlosen antiken Ruinen, sehen rechts das Grabmal der Caecilia Metella und die alte appische Strasse, wir fahren unter der claudianischen Wasserleitung durch und blicken nach vorn, wo die albanische Berggruppe wächst und wächst und wo stets deutlicher die auf ihr ausgestreuten Städtchen auftauchen.

Rechts und links Ebene, rostige, traurige Campagnaebene.

— Im Feber und im März, Sofia Petrovna, begaben sich die Römer aus der Stadt in ihre Villen, in die Campagna, die sabinischen und albanischen Berge; im April übersiedelten sie ans Meer, nach Antium, Bajae, Neapel und auf die Inseln. Sie verstanden nicht nur zu sterben, wie Sie gesehen und gehört haben, sondern auch zu leben. —

Und wiederum gehen wir an Osterien, Ortschaften vorüber, namenlose Ruinen tauchen bald

da bald dort im rostfarbenen Grase auf, die albanischen Berge vor uns treten in einzelnen Gipfeln auseinander, von den Städten, die sich in ihnen verbergen, kann man schon einzelne Häuser und Villen wahrnehmen, auch ihr Grün nuanziert sich und lässt nach dem grauen Anhauch, die Olive, nach der satten Farbe die Kastanie und nach den fast schwarzen Flächen die Cypressengärten erraten. Der hohe Monte Cavo erhebt über die übrigen Gipfel sein kahles Haupt, links von ihm am Abhang und Gipfel eines schroffabfallenden Berges sind die Häuser der Stadt Rocca di Papa angeklebt, einst die Arx des Bundes der latinischen Städte, noch weiter links und tiefer unten das stolze Frascati und rechts Marino und Castel Gandolfo...

Unsere Bahn beginnt zu steigen. Gesegnete Weinberge ziehen sich nun, wohin das Auge reicht. Vino dei castelli, der Lieblingstrank der römischen Gasse, leuchtet hier in grünlich goldenen Trauben. Wir fahren wieder an einer Ruine vorbei. Sie heisst Villa des Lucullus, des Feinschmeckers, dessen römischer Garten auf dem Monte Pincio lag. Die Bahn fährt durch eine breite Allee. Plötzlich macht sie eine Biegung, mässigt ihre Schnelligkeit, steigt, steigt und schon fahren wir auf dem schönen Stadtplatz von Frascati ein. Eine römische Villegiatur. Leute in hellen Kleidern, Lawn-tennis Rackets, Equipagen, ein dicker, komischer Pater mit einem altväterischen Regenschirm, auf einem Esel reitend

Digitized by Google

und den Landleuten dankend, die sich an ihn herandrängen und ihm die Hand küssen, Villen päpstlicher Nepoten und ein Hohlweg, der zum alten Tusculum Ciceros führt. Tusculum war die letzte antike Stadt, die bis ins Mittelalter hinein Bestand gehabt hat — die Römer zerstörten es 1191.

Wir frühstücken auf dem Ring unter dem Segeltuchdache eines Wirtshauses. Millionen zudringlicher Fliegen frühstücken mit uns, man kann sie nicht los werden. Und wieder steigen wir in das erste Stockwerk des Waggons und fahren.

Eine schattige Allee. Die Bäume schliessen sich hinter uns in der sanft bewegten Luft. Station Grotta Ferrata. Mit einem berühmten Kloster, das wir aber nicht sehen.

Die Bahn steigt. Olivenhaine. Die Bäume haben hier kelchförmige Kronen, hohle Stämme, nur an den Seiten bilden ihre dichtblättrigen Äste Wände. Ganze Wälder von Cypressen erheben hier ihre schwarzen Pyramiden in die reine Luft. Ja, die Luft! Vielleicht nirgends in der Welt wird solche Luft geatmet! Eine reine, duftige, würzige, die mit Sorglosigkeit die Seele erfüllt und mit wohliger Stimmung den ganzen Organismus...

Fern, fern liegt Rom. Eine lange, wellenförmige, lichtbraune Masse, mit einigen darüber schwebenden Wasserblasen — das ist Rom.

Wir fahren weiter — oh, welch' ein Wunder! Im Schosse grüner Berghänge ruht ein See, ein

grosser See und blau wie der Himmel über ihm — Lago di Castello, der albanische See. Schroff erheben sich die grünen Flanken der Berge über ihm, drohend bewachen sie diese Schöne, die reizend wie ein Traum und lieblich wie ein Kinderblick ist. Einst der Krater eines Vulkans, jetzt das Saphirauge des Gebirges, lächelnd, lieblich, unvergesslich. Wir betrachten die blaue, stille Wasserfläche. Eine Märchenlandschaft. Kulissen irgend eine Feerie aus dem Theater.

Eine neue Station. Castel Gandolfo. Der Palast in dieser Ortschaft gehört dem Papste. Der einzige Rest seiner weltlichen Herrschaft ausser dem Vatikan, ihm durch die italienische Regierung im Jahre 1871 garantiert. Aber der heilige Vater will konsequent ein Gefangener sein, schluckt die heisse römische Luft und die Eichen von Castel Gandolfo werfen umsonst erquickenden Schatten auf die Wege des grossen Parkes. — Goethe hat hier gewohnt und das Haus ist mit einer Gedenktafel bezeichnet, Ibsen träumte hier seinen Kaiser und Galiläer ...

Wir fahren in einem Halbkreise um den See. Sein blaues Wasser lächelt sanft — aber plötzlich ist es, als wenn jemand einen zwingen würde, den Kopf zu wenden, man wendet ihn und dort in der Ferne, weit über der Campagna hinaus liegt eine ungeheuere Fläche, wie ein endlos glänzender Spiegel — das Meer — das mittelländische Meer.

Sofia Petrovna hat schon den Feldstecher an den Augen.

— Nachen sehe ich! Schiffe! Wellen! Schauen Sie! — Wirklich. Auch das Kräuseln der Wogen und die Segel der Nachen und den Rauch der kleinen Dampfer kann man bemerken... Und nun setzen wir uns bald da bald dort hin — vom See zum Meere, vom Meere zum See. Und dabei fliegt die Tramway durch eine Allee hundertjähriger Eichen, Edelkastanien, und wenn das Auge manchmal unwillkürlich zum Festland sich verirrt, sieht es die endlose, rostfarbene Campagna und in der Ferne Rom, das winzige, lächerlich kleine Rom...

Wieder eine Station. Albano.

— Steigen wir aus — meint Sofia Petrovna — es ist eine Sünde, durch so eine Landschaft zu fahren. —

Die Stadt zieht sich längs des Weges. Dürftige Häuschen wechseln mit herrlichen Villen, grosse Parkanlagen mit kleinen Wein- und Olivengärten ab. Hier war einmal die Villa des Pompeius Magnus, hier über dem See stand die Villa des Tiberius, des Caligula, Nero. Die hiesigen Schönen sind schlank gewachsen wie Cypressen, sie haben Augen wie zwei schwarze Flammen, Haare wie Rabenfedern und in den Ohren leuchten ihnen grosse goldene Ringe.

Wir gehen einige hundert Schritte zurück. Vor der Stadt am Wege befinden sich die Reste eines

verfallenen alten Turmes — angeblich das Grab des Pompeius. Plutarch sagt, dass seine Asche aus Ägypten gebracht und seiner Frau, Cornelia, der Tochter Scipios, übergeben wurde, welche sie auf seinem Landgute, unweit von Alba Longa bestattet habe. Ein stummer Steinhaufen, sonst nichts.

Und dort auf der Ebene unter dem Monte Cavo lag jenes ehrwürdige Alba Longa, die Mutter der latinischen Städte, die Mutter Roms selbst, von diesem ihren Kinde unter Tullus Hostilius zerstört. Numitor und Amulius, Rhea Sylvia und ihre Zwillinge — — auf dem Monte Cavo der Tempel des Jupiter Latiaris, die Feste des latinischen Bundes, die Versammlungen bei der Ferentinischen Quelle, Triumphe der Heerführer hier, und zwar jener, denen der Triumph in Rom nicht bewilligt wurde, Triumphe, bei welchen der siegreiche Imperator mit einem Myrthenkranz in den Haaren hinausfuhr, so fuhr auch zum Tempel Jupiters der Held M. Marcellus, »ensis Romae«, der zuerst unter den Römern dem Hannibal bei Nola widerstand und der Syrakus eroberte — alles das zieht durch die Seele und überläuft uns mit einem leichten Frösteln.

Wir verlassen Albano, betreten unsere alte Bekannte, die Via Appia, gehen am grossen Grabhügel — der Horatier und Curiatier sagt man — vorbei und auf der neuen Strasse über den mächtigen Viadukt, der sich über dem Becken des aus-

Digitized by Google

getrockneten See erhebt, wir gehen in der Richtung gegen Ariccia. Auf einem Felsen sind Überreste von Mauern einer antiken Stadt, wo es, wie Livius erzählt, vor jedem Ungemach, das Rom ereilte, Steine regnete, worauf in Rom stets ein neuntägiges Sühnopfer abgehalten wurde. Hier nahm Horaz auf seinem Wege nach Brundisium seinen ersten Aufenthalt in einem bescheidenen Wirtshause »hospitio modico« und hier wollen auch wir Halt machen, Sofia Petrovna, und ein Gläschen Wein trinken.

Das Tyrrhenische Meer leuchtet ununterbrochen dort unten in der Ferne, ein Mädchen von erlesener Schönheit, wie die hübscheste der Zigeunerinnen, bringt Wein und betrachtet uns neugierig, der Wein hat Farbe, Feuer und Ehrlichkeit. Sofia Petrovna, trinken wir auf alles, was uns in der Ferne teuer ist und auf die Erfüllung unserer Träume in der Zukunft...

Und wieder gehen wir weiter. Die Allee wölbt sich zu einem Dache über unsern Häuptern, das Meer glänzt in der Ferne und der Monte Cavo starrt links empor. Wir nähern uns dem zweiten blauen Auge des albanischen Gebirges, Lago di Nemi, das zwischen den grünen Bergwänden eingesetzt ist. Diana Nemorensis, die weisse Mondgöttin, blickte in silbernen Nächten auf die Fläche der klaren Gewässer und gab ihnen den Namen »Spiegel der Diana«. Das allerliebste Genzano hat sich auf einen schroffen Felsen über dem See gesetzt

Digitized by Google

und schaut zufrieden auf das Bild seiner Häuschen, die sich im azurnen Wasser spiegeln, während auf der andern Seite des See's auf dem Felsen, Nemi mit dem runden Turme der Orsini schimmert. Dort war der heilige Hain der Diana mit dem berühmten und reichgeschmückten Tempel, dort wurden der jungfräulichen Göttin blutige Opfer in geheimnisvollen Mysterien dargebracht, dorthin brachten die römischen Frauen als Opfer Votivtafeln, flammende Fackeln und Bitten um Eheglück und glückliche Geburten. —

Diana ist entschwunden, aber ihre Nymphen sind hier geblieben — sagt der Dichter; und in der Tat, die paar Mädchengesichter und Mädchengestalten, die an uns vorübergingen, vergisst man nicht...

Ein Wagen ist bei uns stehen geblieben. Der cocchiere winkt und lädt uns ein mitzufahren.

— Wohin er fahre? —

— Nach Frascati. —

— Was er verlange? —

— Eine Lire, e i n e L i r e. —

— Es sind ja einige Stunden Wegs! — wenden wir gewissenhaft ein.

— Und was? Ob er mit leerem Gefährte fahren solle? — verteidigt er sich.

Wir fahren also schon. Zurück nach Frascati und von dort mit der Tramway nach Hause. Wir haben nämlich Retourbillets von dort aus.

XXI.

Eine planlose Wanderung und eine Meditation dabei.

Wir warten in der Bahnhofhalle. Sofia Petrovna hatte in der Früh einen Brief erhalten, und bat mich, sie auf den Bahnhof zu bringen, »dafür werde ich den ganzen Tag meines Schattens ledig sein«. Geschrei, Lärm, Hin- und Herströmen von Menschen, Dröhnen ankommender Züge, Dienstmänner, Träger, Ciceronen, die sich anbieten — ein höllisches Chaos von Körpern und Geräuschen! — Wieder ist ein Zug angekommen, Angehörige der verschiedensten Völker, Männer, Frauen, Kinder drängen nach dem Ausgang mit Taschen, Reisekoffern, Trägern — ein junger Mann mit feurigen Augen tritt an uns heran, reicht Sofia Petrovna die Hand, Sofia Petrovna stellt uns einander vor: — Michalj Pantělemonič — ein čechischer Poet — der Russe und ich begrüssen uns, wir gehen heraus, Sofia Petrovna teilt mir mit, dass sie erst am Abend kommen werde, und verschwindet mit dem angekommenen Batuschka im Menschenstrom auf der Via Nazionale.

Ich stehe auf der lebhaften, prachtvollen Piazza delle Terme. Die Fontäne Rutellis schleudert ihre glitzernden Strahlen in die Höhe, und versprüht sie, wenn der Wind weht, zu einem zarten, kühlenden Nebel. Piazza delle Terme... Diesen ganzen

Digitized by Google

Raum vor dem Bahnhofe und den vielleicht noch viermal so grossen Platz, auf welchem jetzt Häuser stehen, nahmen Bäder ein, die Maximian erbaut hatte und die den Namen des grossen Diocletian trugen. Zweimal grösser waren sie als die weitausgedehnten Thermen Caracallas und waren der letzte grosse Bau des antiken Rom und ein würdiger Abschluss der grossen architektonischen Epopöe, die mit dem Pantheon Agrippas begonnen hatte. Rote Ziegelmauern und Rippen von sich wölbenden Bogen starren fremd in die Höhe, Windhalm wuchert auf ihnen, aber was sie einst waren, erzählt die Kirche S. Maria degli Angeli, das letzte Werk Michelagniolos in Rom. Den länglichen Saal der Bäder richtete dieser Titane, der an alle antiken Denkmale mit ehrfürchtiger Pietät herantrat, als Basilika der Jungfrau Maria ein, die kleinern Säle wandelte er in Kapellen um, rettete die herrlichen roten Säulen und die riesige gebrochene Wölbung — und natürlich kamen dann die Zwerge der Kirche und machten ihre Änderungen am Werke des Genius. Sie änderten, was sich nur ändern liess: das Längsschiff Michelagniolos machten sie zum Querschiff, die antiken Säulen bestrichen sie mit Firnis, aus dem Vestibule machten sie eine Kapelle, aus einer andern Kapelle ein neues Vestibule — den ehrwürdigen Vätern Kartäusern fehlte nichts, als dass Michelagniolo noch gelebt hätte, der bedauernswerte Ti-

Digitized by Google

tan hätte sich gewiss — in einem Sonett Luft gemacht...

Und so lausche ich der Sprache dieser verstümmelten Architektur... Das Tepidarium der Bäder des Diocletian erzählt mir aufs neue vom Reinlichkeitsluxus, zu dessen Unentbehrlichkeit die Menschheit erst jetzt, wieder nach fast zwei Jahrtausenden sich emporarbeitet. Lebendiges Wasser durfte dem antiken Menschen im Schönheitsbilde einer Landschaft nicht fehlen, aber es durfte auch nicht seinem Körper fehlen. Das tägliche Bad war ihm so notwendig wie Speise, Schlaf und Turnen. Der Reiche hatte seine Bäder zu Hause, für das Volk wurden solche Bäder gebaut, wie diese Diocletianischen da, wie jene des Titus auf den Ruinen des goldenen Hauses Neros, wie jene Caracallas unterhalb des Palatin und Agrippas beim Pantheon. Sana mens in corpore sano, diesen Satz, welchen unsere armen Primaner mit Brillen vor den Augen, mit eingefallenen Brüsten und gebogenem Rückrat, mit nachlässiger Überlegenheit übersetzen, hatten die antiken Menschen wirklich im Blute...

Hinter dem Tepidarium stand das Kloster der Kartäuser. Das Tepidarium ist auch heute noch die Basilika der Jungfrau Maria, aber das Kloster dient jetzt unter der königlichen Regierung schon einem vernünftigeren Zwecke, es ist jetzt das Nationalmuseum, Museo Nazionale delle Terme. Den

Digitized by Google

Plan zu seinem grossartigen Hofe, welcher den Zauber mittelalterlicher Klöster atmet, hat Michelagniolo entworfen: vier grosse Arkadengänge von zusammen hundert Säulen halten quadratförmig den stillen verträumten Garten umfangen — die Travertinsäulen wurden allerdings von den reinlichkeitsbeflissenen Kartäusern weiss übertüncht.

In die ehemaligen Zellen sind alle Altertümer, die im Umkreise der Stadt gefunden wurden, zusammengetragen, und die vom Staate angekauften Sammlungen des Museums Boncompagni-Ludovisi sind ihnen angegliedert.

Ihr heiligen griechischen Marmorwerke, ihr ehrwürdigen Bronzen, Reliefs, Mosaiken, Sarkophage, Vasen, ihr alten Münzen, Edelsteine, Gläser, Inschriften und Ornamente! Ausgegraben aus der Erde, gefunden in Gräbern, im Tiber, unter dem Pflaster der Strassen, unter den Grundmauern der Häuser, habet ihr euch aufgemacht, um der armseligen jetzigen Welt von einer schönern Welt Zeugnis abzulegen, die war und nicht mehr wiederkehrt... Von einer Welt, in welcher die Kunst dem Menschen ebenso ein Bedürfnis war, wie Speise, Schlaf und Reinlichkeit. Wohin der Blick des Menschen fiel, dort musste er Harmonie der Formen vorfinden, das Leben des Marmors fühlen, dem Atem der Materie lauschen. Die Wohnung, das Forum, die Gasse, die ganze Stadt, die Landschaft, das Gewand des Menschen und sein Schmuck —

Digitized by Google

überall musste das Auge lebende Nahrung finden, überall Bilder vergänglicher Dinge, aber in die Ewigkeit projiziert, Dinge, deren Unsterblichkeit in ihrer Schönheit bestand ...

Und der Luxus der Kunst, der heiligste Luxus auf der Welt, war die Uniform des römischen Imperiums. Wohin seine Hand reichte, dort liess sich auch der Luxus der Kunst nieder und verwandelte die Barbaren in Menschen — in den entlegensten Gauen, wo irgend ein, wenn auch noch so kleines römisches Kastell stand, — setzet die Haue an ans Erdreich und es wird euch Zeugenschaft abgeben von diesem Luxus der Kunst mit einem Stück weissen Marmors, einem Glasscherben, mit der Büste irgend eines Imperators, mit einem Stück eines Säulenknaufes ...

Ich durchschreite eine Zelle nach der andern ...

Es geht nicht an, von Einzelheiten Erwähnung zu tun. Ich liebe alles, was ich hier sehe und weiss, dass ich mich darnach sehnen werde, solange ich atmen werde. Hunderte und aberhunderte von herrlichen Gegenständen, von Gegenständen die Gleichmut und Stolz atmen, sehen mich an, wie sie Millionen von Menschen schon vor mir angesehen haben und wie sie Millionen von Menschen anschauen werden, wenn mein Leib schon zu Staub geworden und von meinem Werke vielleicht nicht einmal mehr der Name übrig sein

Digitized by Google

wird — ich weiss es, aber was tut's? Morituras salutat vos immortales! — —

Ich trete aus dem Museum heraus. Die Sonne neigt sich zum Vatikan — wie viel Stunden soll ich dort gewesen sein? Die Zeit enteilte und ich hatte kein Empfinden dafür. Wie im Traume schreite ich auf der Via Nazionale und wie im Traume sehe ich den wirbelnden Menschenstrom und wie im Traume höre ich den Pulsschlag der Grossstadt . . .

Warum betrachtet ihr immer noch die Antike so, wie sie euch hinterlistige Pfaffen, überspannte Dichter, sentimentale Philosophen und unkritische Maler schildern?

Ihr Luxus? Er war nicht so übermässig, wie es den Anschein haben könnte. Weder im Essen noch im Trinken. Des Petronius Trimalchio ist satirisch gehalten und der sprichwörtliche Lucullus würde heute sicher vor Staunen seine Augen aufreissen, wenn er als Gast meinetwegen auch nur zu einer Fastenmahlzeit eines Klosters käme. Leset die Briefe des jüngeren Plinius — wenn die Rückkehr zur Natürlichkeit, die Vereinigung des Luxus mit Sparsamkeit und Rechenkunst, Liebe zur Natur und Sorge um körperliche Reinlichkeit, wenn das alles ein Symptom der Dekadence ist, dann freilich war das römische Kaisertum bis zu sehr dekadent. Luxus in Kleidern gibt es bei uns, bei den Päpsten, Kardinälen, Bischöfen, Prälaten, Soldaten, Mode-

damen, Gigerln, hat es aber nicht in der Antike gegeben; die Toga war das Festkleid eben sowohl des Kaisers, wie des geringsten römischen Menschen. Und die Nacktheit, welche moderne wie unmoderne Maler so gerne auf ihren antiken Sujets zeigen, gab es im Mittelalter bei festlichem Willkomm der Kaiser und Päpste — aber nicht im antiken Rom. Schon der alte Cicero sagt: »Mit Recht sagte Ennius: Vor Bürgern sich entblössen, ist der Anfang der Schändlichkeit.« Es entblösste sich nicht der Mann, es entblösste sich nicht das Weib. Nehmet also Abschied von allen den nackten Schönheiten auf den Bildern Siemiradzskis, Geromes und anderer — sie entsprechen nicht der Wahrheit, sie waren nicht in Wirklichkeit vorhanden. Und die Orgien des Geschlechtstriebes? Sie waren um gar nichts ärger als die Orgien jeder beliebigen Grossstadt heute. Im Gegenteil. Schon dadurch, dass die alten Satiriker darauf bei einzelnen Menschen hinweisen, ist bewiesen, dass sie nicht Gewohnheit und Sitte waren. Dass diese Menschen näher der Natur lebten, ohne Verstellung und Pharisäertum, kann nur ihr Stolz sein. Sie lebten ihr näher, weil sie sie liebten, weil die enge Berührung mit ihr ihnen Bedürfnis war.

Aber die antike Sklaverei? Werden vielleicht weiche christliche Seelen einwenden. Und was ist's mit der bäuerlichen Untertänigkeit auf den geistlichen und herrschaftlichen Gütern? Die Knecht-

Digitized by Google

schaft der Leibeigenen in Russland? Die Knechtschaft des Landvolkes im ganzen christlichen Europa? Übrigens, die antike Sklaverei war arg nur in manchen Perioden der Republik und nur an manchen Orten, wie in Sizilien, wo Plantagenarbeiten verrichtet wurden; aber in Rom? Kann sich wer vorstellen, dass Horazens Grossvater noch Sklave war und Horaz schon Freund des Augustus? Dass die Eltern des Diocletian Sklaven waren und ihr Sohn der grösste römische Kaiser? Und welcher s. g. freie Arbeiter tauschte heute nicht mit dem Schicksale eines solchen gut versorgten römischen Sklaven? Wir übersetzen den Ausdruck »servus« mit dem Worte Sklave, aber wir legen einen Sinn hinein, wie wir ihn aus den Plantagenerzählungen des biedern Deutschen Nieritz im Gedächtnisse haben ...

Sklaverei ... Und wenn auch physische Sklaverei, eine solche Sklaverei und eine solche Seelenversklavung, wie das Christentum sie der Menschheit gebracht hat, kannte die Antike nicht. Der freie Mensch, der der letzte Traum unserer Tage ist, lebte damals und lebte sich in ihr aus ...

Zwischen Arm und Reich klaffte damals kein solcher Abgrund, wie er zwischen den beiden heute liegt. Reiche gaben ohne Zwang pro bono publico nicht bloss das, woran sie Überfluss hatten, sondern auch das, was sie für sich brauchten. Mochten es Spiele, Gastmähler, Bäder, Schulen, Bibliotheken,

Geschenke sein — sie gaben. Und gaben sie so, dass auch die modernen Maecene heute noch bei ihnen lernen könnten. Und man nannte es nicht Wohltat und man versprach dafür kein Himmelreich nach dem Tode.

Aber die Gladiatoren? Die Vorliebe für Menschenblut — Wer fragt so: der zartfühlende moderne Mensch, der heutzutage durch Vermittlung seines Journals seine Portion Menschenblut in den Tagesneuigkeiten, den Unfällen und Unglücksfällen, in Telegrammen und Kriegsschauplatzschilderungen ebenso verabreicht bekommt, wie sie unmittelbar der alte Römer im Zirkus und in der Arena erhielt? Der Mensch gehört in die Klasse der Raubtiere und hat ein Bedürfnis nach Blut und Mord — das lässt sich auf keine Weise verwischen, auf keine Weise übertünchen: er mordet Tiere auf der Jagd, er atmet mit Wollust den Dampf des Blutes seiner Nächsten, das in den Zeitungen ausgegossen ist, und kann er jemanden erschlagen, er erschlägt ihn, allerdings nur auf unblutige Art, weil die blutige Art, wenn sie der Einzelne anwendet, von Paragraphen verfolgt wird.

Nein, diese Leute waren weder so töricht noch so unsittlich, wie sie uns geschildert werden, — der alte Mommsen, der grösste Kenner des alten Rom, sagt treffend: Das römische Kaisertum wird mehr verleumdet als gekannt....

Digitized by Google

Ich bin in diesem Halbtraum bis unter das Kapitol gelangt. Ich steige die berühmten Stufen hinan und gehe auf Marc Aurel zu. Der Glanz der untergehenden Sonne ruht auf den Wangen des alten Imperators wie ein freundliches Lächeln. Gewiss hatte er blassblaue Augen, und hatten seine lockigen Haare lichte Färbung. Ich lasse mich auf den Eckstein am Fusse seines Denkmals nieder, schaue auf das Gewirr der Dächer und der Kuppeln, die sich in die Ferne hinziehen und von dunkelroter Sonne übergossen sind, und die melancholische Weisheit der Gedanken des Imperators und Philosophen zieht mir durch die Seele...

— Wo hätte die Menschheit heute sein können, wenn sie statt des Giftes aus Judäa etwa nur den Becher seiner Weisheit an den Mund ihrer Seele gelegt hätte? Er war nicht der grösste der antiken Philosophen, auch nicht der originellste, aber er ist bestimmt einer der liebenswürdigsten und einer von jenen, die jeder unvoreingenommenen Seele am nächsten stehen...

Rote Glut zerfliesst am Himmel. Ein herrlicher römischer Sonnenuntergang. Die Luft bebt im dunkelroten Gold, es flammen die Fenster und lodern die Kreuze der Domkuppeln.

Ich steige die kapitolinischen Stufen hinab, aus der heiligen Stille in das Treiben und Lärmen der Stadt und wie ich einen Fuss vor den anderen auf die Stiegen setze, sage ich halblaut eine von den

Digitized by Google

Sentenzen des Imperators vor mich hin: den Rest deines Lebens durchwandere, wie der, der alles vom ganzen Herzen den Göttern befohlen hat, keines Menschen Herr, keines Menschen Sklave.

XXII.

Die Katakomben.

— Es gibt Philosophen, Sofia Petrovna, die sich die Geschichte der Menschheit nicht anders vorstellen können, als wie eine riesige Pyramide, deren Grundlagen im Erdreich ruhen, deren Seitenflächen, sich verjüngend, stets höher und höher zur Bläue des Firmaments aufwärts streben und schliesslich in einer Spitze endigen, in einem Punkte der höchsten Vollkommenheit, und auf diesem Punkte sitzt er, der Philosoph, mustert die ganze Pyramide und konstatiert apodiktisch, dass man in der Geschichte der Menschheit ein stetes Steigen, einen steten Fortschritt, ein stetes Vervollkommnen, ein ewiges Exzelsior wahrnehmen könne. Er, der Philosoph, hat sich das so konstruiert, er sieht es so und behauptet es mit der ehrfurchtgebietenden Beharrlichkeit des Voltaireschen Panglos. Und so ist, seiner Logik entsprechend, das Christentum ein Fortschritt gegenüber der Antike, weil es nach ihr kam; weil in seiner Pyramide eine Schicht orientalischen Torfes auf einer Schicht weissen Marmors liegt, ist der Torf eine vollkommenere

Sache. Nun der Optimismus ist eben eine unheilbare Krankheit der Seele.

Im Weltenraum, Sofia Petrovna, gibt es unsere Dimensionen nicht. Weder Höhe noch Tiefe, weder Weite noch Breite. Aber nicht einmal in der Weltgeschichte gibt es unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit ein solches unaufhörliches Aufwärtssteigen ins Blitzblaue. In ungeheuern Kreisen einer Spirale verlaufen die Ereignisse der Menschheit nur nach vorwärts, aber nicht nach aufwärts. Mancher Kreis, allerdings, hebt sich wie ein Wellenkamm höher empor, aber nur deshalb, um in seiner weitern Bahn umso tiefer zu sinken. Und nur auf diese Perioden des Aufschwunges kann die Menschheit stolz sein, auf so eine Antike, auf die Kultur ihrer Renaissance, auf die französische Revolution und vielleicht auf den letzten Kampf mit der religiösen Finsternis, in dessen Signalen das zwanzigste Jahrhundert eben geboren wird. Aber auch ein solcher Aufschwung hat seine höhern Punkte und sein Niedergehen, Sie haben in der Antike z. B. nach der Dekadence der Zeit Neros den Aufschwung der Zeit des Titus gesehen, nach der Zeit des Domitian die Zeit des Trajan. Und weiter dann die einzelnen Völker, aus denen sich die Menschheit zusammensetzt, haben in den grossen Wellen ihr kleineres Wellenkräuseln — der Vergleich mit den Wellen, Sofia Petrovna, ist mehr als ein Vergleich: er scheint eines von den univer-

salen Gesetzen zu sein, die für alle Erscheinungen des Weltalls Geltung haben.

In einer Spirale also, Sofia Petrovna, treibt die Entwicklung der Menschheit nicht nach aufwärts, sondern nur immer weiter vor sich hin. Nur weiter. Und innerhalb ihrer sind nicht die Erfindungen, die Zahl der Spitäler und die Weihnachtsbescherungen an arme Kinder das Mass dafür, dass die Menschheit sich auch wirklich höher befindet, als sie früher war. Das einzige Mass ist die voll erblühte, harmonische Persönlichkeit, die wiederum das höchste Glück sowohl des einzelnen Menschen wie jedes einzelnen Volkes, wie der ganzen Menschheit überhaupt ist.

Die Antike war das Zeitalter solcher Menschen.

Und das Brechen der Persönlichkeit, welches das Christentum besorgt hat, das Uniformieren der Seelen mit dem grauen Büssergewande, die Geistesarmut, der Hass gegen alles Grosse und Schöne, die Feindseligkeit gegenüber der Wissenschaft, der Hass gegen das Sonnenlicht — das alles nennen unsere Panglose Fortschritt gegenüber der Antike. Nicht zu reden von dem allergrössten Verbrechen — der Versklavung der Frau.

Unsere Philosophen sitzen nämlich auf der Spitze der Pyramide, kennen das Christentum aus dem Katechismus, der biblischen Geschichte und daraus, was darüber die Patres geschrieben haben, und da das Christentum, um modern zu reden, ein

stellenweise geradezu blendendes Programm besitzt, nehmen sie das Programm für ein Faktum und dekretieren: Christentum — das ist Fortschritt! Das Programm ist allerdings wie altes Porzellan, das im Kasten eingesperrt ist, niemand isst darauf, niemand benützt es — aber man besitzt es. Und am allerwenigsten richten sich die Priester darnach, die es am meisten lobpreisen — das beirrt aber unsere Philosophen nicht. Mit einem Wort, Sofia Petrovna, ich bin überzeugt, wenn heute alle Bordelle Schilder heraushängten mit der Aufschrift, Erziehungsanstalt für junge Mädchen, und Prospekte versendeten, dass den Mädchen dort jede Art geistiger und körperlicher Pflege zuteil wird — unsere naiven Philosophen werden die Aufschrift von den Schildern ablesen, werden das Programm lesen und sagen: Fortschritt! Für die Mädchen ist gesorgt!

Genug davon, Sofia Petrovna. Ich wollte ihnen die Geschichte der Katakomben erzählen, aber mein Blut wallt zornig auf, sobald ich dieses grösste Unglück der Menschheit streife. Ich hatte doch in meinem eigenen Blute soviel von jenem Gifte, mein Volk hat immer noch soviel davon, dass man sich nicht bedenken würde, ihm die Hälfte des Blutes aus den Adern zu lassen, wenn man wüsste — dass man es damit gesund mache — doch genug davon.

Wir fahren wieder auf der berühmten antiken Via Appia. Ein herrlicher Nachmittag. Sofia Pe-

Digitized by Google

trovna schweigt eine Weile, dann wirft sie still hin: — Der Gesichtswinkel der Ewigkeit ist eine schreckliche Sache. Wenn man unter ihm sich selbst und das, was man erstrebt, betrachtet, sinken einem die Hände. —

Vielleicht war sie gerade in Russland. Vielleicht dachte sie an die Carenungeheuer, vielleicht fühlte sie eine Nitroglycerinbombe in ihrer Hand. Ich weiss es nicht. Sie schweigt und blickt starr in die Ferne.

Bei der Kirche Sct. Sebastian biegt unser cocchiere nach rechts ein und schlägt die Richtung in die Via Ardeatina ein. Wir steigen ab und gehen durch den Garten zur Kasse. Es ist das ein kleiner Krämerladen, wo man das Eintrittsgeld entrichtet, wo man Beschreibungen der Katakomben des Kallistos erhält, sowie Schokolade und Likör, verfertigt von den frommen Trappisten, den Söhnen des heiligen Bernhard, welche hier Seine Heiligkeit weiland Leo XIII. angesiedelt hat.

Ein wohlgenährter Trappist fragt uns, welcher Sprache unser Führer mächtig sein soll. Ich antworte: der russischen. — Es gibt keinen solchen. — Also der deutschen. — Gut, er wird kommen.

Wir warten. Eine Gesellschaft von Engländern ist da und eine Gesellschaft von Franzosen. Sie bekommen ihre Führer und Kerzen. Schliesslich kommt auch der unserige. Auch ein wohlgenährter Bruder, der kaffeebraune Rock ist ihm straff über

Digitized by Google

den Leib gespannt, ein Wunder, dass er nicht platzt, unaufhörlich schluchzt er und so laut, so rücksichtlos und mit so natürlichen Tönen, dass einem fast unwohl dabei wird, und mit seinen gelben Augen misst er frech Sofia Petrovna. Sofia Petrovna errötet leicht und kneift die Lippen ein. Der Sohn des heiligen Bernardus schluckt und schluckt. Wir erhalten Kerzen und folgen ihm.

Sofia Petrovna hat durch die Nase Luft eingezogen, aber gleich darauf spuckt sie aus: — Er stinkt ärger als ein alter Hund — sagt sie mir auf russisch: Der fromme Frater riecht wirklich gar zu intensiv. Wir steigen in die Dunkelheit herunter. Wir zünden die Kerzen an.

Solcher Katakomben gibt es fünfzig um Rom herum. Gegen vierthalb Millionen Gräber waren darin. An allen konsularischen Strassen sind sie wie feindliche Minen um eine Festung gelegt. Ins Dunkel der Erde haben sich hier Unwissende, fanatische Priester, Sklaven, Verschnittene, Freigelassene, Barbaren aus fernen Gegenden eingewühlt und vergraben, alle vom Hass gegen das Imperium entflammt, gegen seine Macht, seinen Ruhm, seine Geschichte, Kultur und die ihm eigene vollerblühte harmonische Persönlichkeit des antiken Menschen; sie vergruben sich hier in jenem Zeitpunkt, da die alte Mythologie des Olymps unter der Schwere ihrer eigenen Unmöglichkeiten einstürzte, da Götter und Göttinnen wie eine Wolke zerflossen, und die

Philosophie der Moralisten, welche der Menschheit einen Ersatz für jene Mythologie geben wollten, nicht imstande war, zu den rohen Seelen mit verständlicher Sprache zu reden; sie vergruben sich hieher mit einem metaphysischen Konglomerat, bereitet aus dem Judaismus, aus griechischen, indischen, egyptischen, assyrischen und babylonischen Trümmern, die in Judäa von exaltierten Gehirnen zu einem furchtbaren Trank gebraut worden waren; hier träumten sie in fieberhaften Ekstasen vom Ende dieser Welt und vom Himmelreiche, das für sie bereitet ist, warteten, vergossen in fieberhaften Paroxysmen ihr Blut in den Arenen, im Zirkus und auf Richtstätten, und als das verheissene Ende der Welt nicht kam, krochen sie aus diesen Minen heraus und begannen den offenen Kampf, um wenigstens das Ende der vorhandenen Welt herbeizuführen. »Durch Aussprüche jüdischer Hirten, des Amos und des Michna wurden Werke der Kunst und Kultur vernichtet, wie solche die Welt vorher und nachher nicht besessen hat, durch den Spott beschränkter Priester wurde die Wissenschaft verschmäht und jüdische Intoleranz wurde zum Anteile der neuen Religion.« Und Priester erschuf es andere, als sie die Antike hatte. Der römische Pontifex war der Diener dieses oder jenes Gottes in seinem Tempel, nichts mehr. Der Römer opferte seinen Göttern selbst und verkehrte mit ihnen ohne Vermittler — die Geistesarmut des Christenmenschen

Digitized by Google

musste einen Vermittler haben zwischen seiner Nichtigkeit und der göttlichen Erhabenheit: und dies wurde der Priester, der Sacerdos. Die Persönlichkeit wurde dem Menschen genommen: er wurde zu Boden gedrückt durch die Erbsünde, in Schrecken erhalten durch den Gedanken an das jenseitige Leben, im Munde des Priesters wurde Gott zu einem Wesen, das man mit guten Werken besänftigen, mit Gebet und Kirchengang bestechen und durch Zweifel, Empörung, Unglauben erzürnen kann. Von Gräbern kam die neue Religion und lebte von der physischen Notwendigkeit, die Tod heisst..

Diese Katakomben des Kallistos sind die berühmtesten von allen fünfzig.

— Woher sind Sie — fragt uns der Trappist.

— Aus Wien — sage ich ihm. — Und woher Sie?

— Aus Holland. Aber ich war lange in Deutschland. Wien ist eine lustige Stadt? —

— O ja. Und Holland ist ein hübsches Land?

— Ja. —

Wir durchwandeln das Labyrint der Gänge. Der Frater erklärt alles. Das Grab dieses oder jenes Heiligen. Der heiligen Cecilia. Er fügt ihre Lebensgeschichte hinzu und zeigt die Kopie der berühmten Statue Madernas. Hie und da sind Hallen, Kapellen, Gräber von Päpsten. Der Frater weist auf die Fresken, altchristliche Zeichen und Symbole. Solange in dieser Kunst der heidnische

Geist lebte, war es Kunst. Es ist dies der Stil der Fresken, aus dem Hause der Livia am Palatin und der erhaltenen Malereien im kapitolinischen Museum. Aber sobald das Christentum zur herrschenden Macht wurde, verschwand mit einem Schlage die heidnische Kunst und an ihre Stelle trat unbeholfenes Lallen, die widerlichen und das Schönheitsgefühl verletzenden Erzeugnisse der widerspenstigen Barbaren... In den Wänden klaffen Öffnungen, eine neben der andern in einigen Reihen übereinander. Hier lagen die Leichen der Gläubigen, die Gebeine der Märtyrer, der Heiligen, hier versammelte sich die Gemeinde zur Zeit der Verfolgungen zur Andacht — »Wo du hinblickst, ein Sarg,« sagt Vrchlický in »Geist und Welt«, aber es war nicht so, Särge kannte man damals nicht. die Leiche wurde in den »loculus«, das Grab gelegt, die Hände über der Brust gekreuzt, verhüllt mit dem Leichengewande und gesalbt mit duftender Salbe...

— So könnten wir auch zwei Stunden herumgehen, möchten Sie? — sagt der Trappist zur Sofia Petrovna.

— Nein! — fährt ihn scharf meine Nihilistin an.

Der fromme Frater schluckt dabei unaufhörlich. Geradezu göttlich naiv und rücksichtslos.

Ich bleibe bei einem alten steinernen Bischofsstuhl stehen. Auf ihm wurde Papst Sixtus III. in

den Katakomben des Praetextatus getötet, seine Leiche und dieser Bischofsstuhl wurden hieher gebracht. Aber ich stehe nicht lange. Hinter der Ecke höre ich die Stimme der Sofia Petrovna. Zornig, schreiend: — »Wenn Sie mich noch einmal anrühren, so haue ich ihnen so eine herunter, dass ihnen der Schädel am Kragen herunterbaumeln wird! —«

Im Schein von drei Kerzen sehe ich folgende Szene: Sofia Petrovna mit funkelnden Augen, die Rechte erhoben, steht im Gange, der Sohn des heiligen Bernhard drückt sich an die Mauer und schaut sie entsetzt an, wie ein giftiges Reptile und schluckt dabei, dass ihm die Augen aus den Höhlen hüpfen.

— Sofia Petrovna?

— Dieses Schwein! —

Der Frater wendet sich furchtsamen Blickes zu mir.

Ich kann nicht anders — ich lache.

— Reverendissime Frater — ich apostrophiere den Trappisten mit Kirchenlatein und zitierte ihm den Ausspruch eines Kirchenkonzils — femina janua diaboli, via iniquitatis, scorpionis percussio, nocivum genus! (Das Weib ist das Tor zur Hölle, der Weg zum Laster, ein Skorpionstachel, ein schädliches Geschöpf.)

Und deutsch füge ich hinzu: Vorwärts! Alter Sünder!

Der Sohn des heiligen Bernhard scheint noch etwas lustiger darauf loszuschlucken und geleitet uns zurück.

Kaum sehen wir das Sonnenlicht, beschleunigt er seine Schritte und rennt zum Kloster.

Wir setzen uns in den Wagen.

Sofia Petrovna meint: — Glauben sie, dass der Kerl überhaupt an etwas glaubt? An solchen Orten, lauter Gräber von Märtyrern, und er, der Schweinkerl....

— Wir kommen in das christliche Rom, Sofia Petrovna.

XXIII.

Die milvische Brücke.

Ponte Milvio oder auch Ponte Molle.

Von der Porta dei Popolo hat uns die Tramway hergebracht. Man fährt auf der alten, wie eine gespannte Schnur geraden Via Flaminia, rechter Hand ist ein langgestreckter Hügel, auf ihm Parkanlagen von Pinien und Cypressen und einige alte päpstliche Villen, links Fabriken, Osterien, Häuschen ärmlicher Leute, dann öffnet sich der Ausblick auf den Monte Mario und den grünen Kamm der Hügellandschaft, die sich längs des rechten Tiberufers hinzieht. Auf dem Gipfel des Monte Mario steht die Telegraphenstation Marconis.

Reminiszenzen aus der Antike irrten mir durch die Seele, aber ich erzählte nichts Sofia Petrovna. An einem schönen Tage des Jahres 209 strömte hier ganz Rom heraus, um die Boten der Konsuln Marcus Livius und Tiberius Nero zu erwarten. Sie sollten Nachricht bringen über die Schlacht mit Hasdrubal bei Sena Gallica am Flüsschen Metaurus, der aus Hispanien seinem Bruder zu Hilfe geeilt war. Sie brachten sie, hier bei der milvischen Brücke verkündeten sie sie dem Volke und Rom atmete erleichtert auf. Durch zehn Jahre hatte es keinen solchen freudetrunkenen Tag in der Stadt gegeben, wie dieser war. Auch dem Hannibal wurde nach Apulien Nachricht gegeben. Der Konsul Tiberius Nero liess den abgehauenen Kopf des Hasdrubal den punischen Vorposten hinwerfen. Er wurde dem Hannibal gebracht und dieser seufzte, indem er ihn in den Händen hielt, auf: Karthago, daran erkenne ich dein Schicksal! — Mit diesem Moment war eigentlich der erste Kampf des Orients mit der Antike entschieden.

Und 521 Jahre später gerieten gerade an diesem Orte der Orient mit der Antike zum zweitenmal aneinander....

Die Katakomben warfen ihre vom Hass entflammte Lava aus und spieen ihr Feuer. Jesus war nicht gekommen, und sein Evangelium, das sich als höchste Liebe aber auch als höchster Hass auslegen lässt, goss Öl in die Feuersbrünste. Der

Digitized by Google

Wahnsinn der Seelen, dem es eine eigenartige mystische und geradezu perverse Lust bereitete, das eigene Blut auf dem Sande der Arena, des Zirkus und der Richtstätten zu vergiessen, kehrte sich wutentbrannt gegen das Imperium und die Stadt Rom, »die Hure Belials«, das Tier der Apokalypse und das Ungetüm der jüdischen Propheten. Es war dies eine Revolution der Geister, aber der niedriggesinnten, fanatischer, verkrümmter, von Finsternis umfangener, verkümmerter Menschen, die von abergläubischen Pfaffen aufgehetzt wurden, der frechen Prophetensippe, die teils vor lauter Müssiggang verrückt war, teils infolge von Hunger zu spekulieren begann und die andere auf Wegen führen wollte, auf welchen sie sich selbst nicht auskannte, einer Sippe, welche Schätze an jene austeilte, bei welchen sie um einen Heller winselte — es war dies ein Katzenjammer der geistigen Sklaven, die plötzlich Aug' in Aug' der freien, sonnigen Welt Homers gegenüber gestellt wurden, der Taumel von Barbaren, das Wahnsinnstoben von Verrückten, die das Leben jenseits des Grabes suchten, und die Verneinung dieses Lebens überhaupt.

Sie quollen hervor aus den Katakomben, sickerten in die Ämter, ins Heer und in alle Institutionen des Imperium und überall säten sie ihren Hass und verkündeten das Evangelium der Vernichtung. Und gerade in dieser Zeit hatte das Imperium eine Reihe seiner bedeutendsten Herrscher, wie sie nur je die

Welt gesehen hat und ruhte auf so festen Grundlagen, dass es ruhig auch zehnmal mehr Schwächlinge oder Schufte, die es auch regierten, vertragen hätte — denn den Arm eines guten Herrschers spürte die ganze Welt, der Einfluss eines schlechten ergoss sich selten über die römischen Mauern. Und gerade die besten von den Guten waren gezwungen, im Interesse des Staates das Schwert gegen die Träger des orientalischen Giftes zu ziehen, gerade die Namen des Marc Aurel, des Aurelian, des Probus und des Diocletian spricht die Kirchengeschichte bis heute mit Grausen und Hass aus. — —

Knapp bei der milvischen Brücke steht die Kapelle des heiligen Andreas. An dieser Stelle empfing i. J. 1462 der Papst Pius II. (Äneas Sylvius Piccolomini) an der Spitze einer feierlichen Prozession aus den Händen des Kardinals Bessarion (bekannt aus der Geschichte unseres Poděbrad) das Haupt des heiligen Andreas, welches der Kaiser Thomas Palaeologus als letzten Schatz des Christentums des Ostens dem Papste gesandt hatte, damit es nicht in die Hände der Mohammedaner falle...

Wir stehen auf der Brücke. Eine schlechte Statue unseres Landsmannes — des Kosmopoliten Johann von Nepomuk erhebt sich hier in der Nachbarschaft von noch drei eben so schlechten Patronen. Mit sechs Bogen überspannt die Brücke den gelben Tiber, die vier mittleren sind antik und

Digitized by Google

haben gesehen, was sich hier am 28. October des Jahres 312 zugetragen.

Konstantin, eine der unheimlichsten Erscheinungen der Weltgeschichte, den die dankbare Kirche ebenso den »Grossen« zubenannte, wie später »den Apostel« der Slaven und Sachsen, Karl, zog auf der Via Flaminia gegen seinen Verwandten und Mitkaiser Maxentius. Sein Heer war von dem orientalischen Gift des Hasses und der Zerstörung durchtränkt. Konstantin, obwohl Heide, war tolerant gegenüber der neuen Religion — solche cynische und despotische Naturen haben ziemlich oft diese Eigenschaft. Und Bischof Eusebius erzählt in seiner Biographie: »Konstantin merkte gut, dass er zur Besiegung seines Nebenbuhlers anderer Kräfte benötige als solcher, welche in den Waffen seiner Soldaten bestehen. Daher erkor er sich als Bundesgenossen jene Gottheit, von der er annahm, dass sie seine sicherste Stütze sein werde.« Zu dieser Gottheit betete er also. Und der Bischof erzählt weiter: »Daraufhin sah der Kaiser ein Zeichen am Himmel. Wenn es uns jemand anderer erzählte, würde ich ihm nicht glauben. Aber der Kaiser erzählte mir selbst die Begebenheit ausführlich und schwor, dass sie wahr sei. Als er an der Spitze des Heeres zog, erblickte er am Himmel über der Sonne ein strahlendes Kreuz, das die griechische Inschrift trug: In diesem Zeichen wirst du siegen. Und in der Nacht darauf erschien ihm Christus mit dem-

selben Kreuze im Traume und befahl ihm das Zeichen auf die Fahnen seiner Legionen befestigen zu lassen.«

Von Eusebius sagt ein anderer zeitgenössischer Geschichtsschreiber, dass er »ein Mann von doppelter Zunge sei — dieses Geschichtchen schrieb er nach dem Tode Konstantins und wie alle die ehrwürdigen christlichen Geschichtsschreiber, richtet er sich nach der jesuitischen Maxime: Der Zweck heiligt die Mittel. Deo jubente — der liebe Gott befiehlt so — logen diese Leute bewusst und unbewusst. Aber die Legende des Eusebius schlug Wurzel, ging in Schulbücher über, Verseschmiede haben sie verarbeitet und diese masslose Roheit, die an sich genügt, um den ganzen Mythus von der Religion der Liebe zum Nächsten, von der Liebe zum Feinde, vom Reichen der linken Wange beim Schlage auf die rechte, zu Schanden zu machen, diese niederträchtigste Persiflage Christi, wurde Kleinod und Stolz des neuen Glaubens.

Der Krieg, den Konstantin führte, war kein religiöser, sondern ein politischer. Die Christen in seinem Heere sahen aber darin einen religiösen Krieg. Legionen getaufter Orientalen und Barbaren zogen gegen die »Hure des Belial«, gegen Rom. Nicht vor der Schlacht, sondern schon früher, hatten sie statt der Adler als »numina legionis« das Zeichen des Kreuzes, und das labarum, das dem Kaiser vorangetragen wurde, hatte in dem goldenen Kreuze

über seinem Bilde ein Merkzeichen, welches sich die Eiferer bald als griechisches Ch, bald als ein geneigtes Kreuz auslegten. Und dem Diplomaten Konstantin war eine solche Lapalie der Auslegung gleichgiltig. Er wusste, dass er Tiger anführe und wenn ihre Blutdurst vom Kreuze entflammt wird, so mag es denn das Kreuz sein.

Maxentius liess neben der milvischen Brücke noch eine zweite aus Kähnen herstellen, für den Fall des Rückzuges. Die Schlacht begann bei Saxa rubra, dem roten Felsen, auf der Via Flaminia. Die gallischen Reiter stiessen auf die Fusssoldaten des Maxentius mit solcher Wucht, dass die ungeübten Rekruten sofort Kehrt machten, die Waffen wegwarfen und der Kampf sich in ein Schlachten der Flüchtenden verwandelte. Hier bei der milvischen Brücke erreichte die Katastrophe den Höhepunkt. Die improvisierte Schiffbrücke brach ein und die schmale steinerne Brücke konnte der flüchtenden Armee nicht genügen. Die Verwirrung war grässlich. Die Mannschaft stürzte sich in die reissenden gelben Wogen des Tiber und was die christlichen Schwerter nicht niedermetzelten, verschlangen die Fluten. Der Kaiser Maxentius ertrank und seine Prätorianer, die ausschliesslich aus Germanen bestanden, liessen sich mit echt germanischer Treue zu ihrem toten Kaiser vor der Brücke bis auf den letzten Mann niedermetzeln. Es fielen hier an vierzigtausend Menschen.

Digitized by Google

Der fromme Bischof Eusebius feiert diesen Sieg mit biblischen Redewendungen: »Deine Winde liessest du wehen, o Herr, und die Wasser bedeckten sie und gleich dem Blei fielen sie in die kalten Ströme. Und die Weiber Israels tanzten und priesen den Herrn: Lasst uns Gott lobsingen! Mann und Ross hat er ins Meer gestürzt!«

Konstantin hielt im Siegesglanze seinen Einzug in die Stadt. Hinter seinem Wagen wurde als grauenhafte Trophäe der bleiche abgehauene Kopf des Maxentius getragen, den er aus dem Tiber hatte herausfischen lassen.

Der Orient jauchzte.

Mässige, dunkelrot rostige Hügel halten das friedliche Tal bei der Brücke umarmt. Die schnurgerade Via Flaminia durchschneidet es und geht nach dem Norden ihrer Bestimmung zu. An dem Orte des schrecklichen Schlachtens steht ein Dörfchen mit Kantinen, Kaffeehäusern — ein Ausflugsort der Römer. Die Tramway dreht sich im Kreise auf dem Stadtplatze und kehrt über die Brücke zur Stadt zurück.

Wir trinken Wein in einer solchen Osteria. Er ist dunkelrot wie Blut, süsslich — es durchschauert mich nach jedem Schluck.

Wenn nicht die Stimme der Geschichte zu mir spräche, würde es mir hier gefallen. Eine so friedliche Landschaft mit gedämpften Farben, mit Aus-

sicht auf ein Stück Rom, Monte Mario und die grünen Dämme längs des Ufers des Tiber. Zwei dicke Prälaten lustwandeln im Grün dieses Dammes und erzählen sich etwas mit bedächtigen Gesten. Kulissen für eine Idylle. Darum hielt sich auch Nicolas Poussin am liebsten hier auf und einige Minuten von hier ist ein Tal, das bis heute Val di Poussino, das Tal Poussins heisst.

XXIV.

Der Lateran.

Zartes Gras zwängt sich hie und da zwischen den Steinen des Pflasters des lateranischen Platzes hervor. Die ersten freudigen Fanfaren der Natur, die dem vergänglichen Menschenwerk obsiegt...

Nach der Schlacht an der milvischen Brücke sprach der Senatus Populusque Romanus dem siegreichen Konstantin einen Triumphbogen zu. Er wurde innerhalb kurzer Frist hergestellt unweit vom Amphitheater der Flavier, neben dem stolzesten Bau der Antike, ihr »Grabstein«; seine Verzierungen wurden dem Triumphbogen des grossen Trajan geraubt und auf seiner Stirnwand steht geschrieben, dass Flavius Constantinus Maximus über den Tyrannen und seine Anhänger »instinctu divinitatis« durch göttliche Eingebung gesiegt habe — aber diese Inschrift ist eines von den überzahlreichen Falsen des päpstlichen Rom: »unter ihr kann man die frühere Lesart unterscheiden, deren

Buchstaben verkündeten, dass er »auf den Wink des Jupiter, des Grössten und Besten gesiegt habe«. Konstantin blieb trotz der tendenziösen christlichen Legende Heide sein ganzes Leben lang, aber der Diplomat in ihm versetzte der heidnischen Antike den Todesstreich. Durch das Edikt von Mailand im J. 313 verkündete er die Gleichheit aller Kulte im römischen Imperium, »die Christen haben weiterhin volle Freiheit ihre Religion zu bekennen, die Örtlichkeiten, wo sie sich früher versammelten, ob sie vom Staate oder von Privaten gekauft worden sind, sollen ihnen unverzüglich und ohne Schadenersatz zurückgegeben werden«, den Bischöfen wurde die Erlaubnis gegeben, Geschenke und Erbschaften anzunehmen, und der Kaiser selbst ging mit gutem Beispiel voran: dem aalglatten und schlauen Bischof Silvester schenkte er den lateranischen Palast, wo einst Marc Aurel geboren worden, und ferner soll er eine ganze Reihe von Kirchen errichtet haben, oder sagen wir, er erlaubte, dass sie errichtet werden, wie die des Erlösers und das Baptisterium neben jenem lateranischen Palaste und die des Heiligen Kreuzes in Jerusalem einige hundert Schritte von hier entfernt, bei der Aurelianischen Festungsmauer.

Auch die Basilika von St. Peter, auf dem Vatikan und die St. Pauls Basilika vor den Mauern und die von St. Lorenz schreibt man ihm zu — aber an dem allen wird etwa soviel Wahres sein,

Digitized by Google

wie z. B. an der Erscheinung des Kreuzes vor der Schlacht an der milvischen Brücke.

Die lateranische Basilika von St. Salvator hat nach einigen Jahrhunderten ihren Namen geändert: man hat sie Johannes dem Täufer, San Giovanni in Laterano, zugesprochen. »Aller Kirchen sowohl der Stadt wie des Erdkreises Mutter und Haupt«, wurde sie einigemal umgebaut, einmal stürzte sie ein, einigemal brannte sie ab, aber die Spuren aller Zeitalter, die sie neu aufbauten und erneuerten, sind hier kenntlich. Gross und prachtvoll ist das Hauptschiff, aber die Trauer der Verlassenheit und des Vergessens weht hier, wohin man nur blickt. Die hölzerne, kassettierte Decke glänzt zwar von dem spiegelblank gescheuerten Golde und den neu aufgetragenen Farben, der eingelegte Fussboden leuchtet wie ein wenig benützter Spiegel, Kolosse gewaltiger Säulen, in deren Nischen riesige Statuen verschiedentlicher Heiligen schimmern, streben so eigentümlich resigniert zur Höhe — alles ist Vergangenheit, alles eine Zeit, die nicht wiederkehrt, und Melancholie des Alters. In den Ruinen des Forum und des Colosseum ist heute mehr inneres Leben als in dieser Basilika. Unsere Schritte und die des Kirchendieners, der uns die Kapellen aufschliesst, hallen durch den leeren Raum, bei einem der Seitenaltäre liest ein Priester Messe und zwei alte Weiber sind die einzigen Andächtigen dabei. Die Gräber einiger Päpste sind in die Wän-

de eingefügt, Martius V., Clemens XII. und des grössten von allen, Innocenz III.; seine Gebeine aus Perugia hieherbringen und dieses bombastische Grabmal ihm errichten, liess der selige Leo XIII. i. J. 1892, die korrespondierende Stelle auf der andern Seite bestimmte er als Ruhestätte für seine eigenen Gebeine, bis sie aus der provisorischen vatikanischen Gruft übersiedeln werden — ein bescheidener Mensch war entschieden dieser heilige Vater! Zwei Säulen »herübergenommen« aus irgend einem antiken Bau, tragen einen Bogen über dem marmornen gotischen Tabernakel, in welchem angeblich die Häupter der Apostel Petrus und Paulus bewahrt werden, welche im 14. Jahrhundert der Papst Urban V. »fand und erkannte«, unter dem Tabernakel steht der päpstliche Altar, altare papale, worin ein Tisch sich befindet, derselbe Tisch, auf welchem angeblich St. Peter die Messe in den Katakomben zu lesen pflegte! Aber solche Reliquien, das ist noch gar nichts. Man hat hier noch andere, von welchen uns der Kirchendiener erzählt, die er uns aber aus irgend welchen Gründen nicht zeigen kann: Haare und Gewand der Jungfrau Maria; einen Zahn des Apostels Petrus; den Tisch, bei welchem Jesus mit den Aposteln das letzte Abendmahl ass, und das Tuch, womit er nach diesem Abendmahle den Aposteln die Füsse trocknete; eine Schnitte von jenem Brot, mit welchem er am Galiläischen See fünftausend Menschen

Digitized by Google

sättigte; die Säule, auf welcher der Hahn dreimal aufgekräht hat, als Petrus den Herrn verleugnete; ja, sogar den Stab des Moses und des Aaron — in jeder Beziehung interessante Andenken!

Noch einen Blick auf die kleine Freske Giottos »Bonifaz VII. zwischen zwei Klerikern«, — schwarz vor Alter, retouchiert, aber doch so zum Herzen sprechend in ihrer Naivität und Frische. — —

Und der Lateranische Palast! Die tausendjährige Residenz der Päpste!

Der Staatsmann Konstantin hatte am Bosporus eine neue Reichsresidenz gegründet und die Nachfolger Sct. Petri in Rom nahmen wahr, dass ihnen das Schicksal Gelegenheit und Ort gegeben hatte, wann und wo man ein einträgliches Geschäft mit dem Himmelreich begründen könne. Einzelnes nahmen sie aus der Einrichtung des Imperium herüber: sie organisierten militärisch ihre Priesterschaft, sie nahmen seine Universalität, seine Sprache an, Mithra, die letzte weitverbreitete Gottheit, transformierten sie in den Zimmermannssohn aus Nazareth, welchen sie wiederum zugleich mit dem jüdischen Mythus vom Falle der ersten Menschen im Paradiese, mit der metaphysischen Erbsünde und der Erlösung von ihr in Verbindung brachten, den heidnischen Olymp wandelten sie zum Himmel, die Unterwelt zur Hölle; aus der Apotheose und der Aufnahme unter die Götter machten sie das Avancement von Menschen zu Heiligen männlichen und

weiblichen Geschlechtes, die Gedächtnistage antiker Menschen verdrängten sie durch Gedächtnistage ihres Kalenders und überdies führten sie etwas ein, wovon die Antike keine blasse Ahnung hatte: die Seelenknechtschaft. Und in ihrem Zeichen und im Zeichen der Revolutionen gegen sie bewegte sich von nun an die ganze Menschheitsgeschichte.

Und ihnen erging es wohl auf Erden und auch ihren Helfershelfern.

Sct. Hieronymus verzeichnet eine klassische Nachricht über den römischen Exarchen Praetextatus. Er war Heide und man redete ihm zu, den Glauben Christi anzunehmen: »Machet mich zum römischen Bischof, dann will ich sofort Christ werden,« sagte der Statthalter. — —

Der lateranische Palast gehört noch dem Papste. Mit allen Sammlungen, die darin sind. Er wurde zum Museum, als die Päpste in den gesündern Quirinal übersiedelten.

Wir durchschreiten die vernachlässigten und verstaubten Säle. Die Pflastersteine des Fussbodens sind herausgebrochen, die Wände schmutzig, der Anwurf mangelhaft — alles verödet hier. Nur die Antiken, die hier zusammengetragen sind, sind lebendig und siegreich. Ein prachtvoller Sophokles ist der König des päpstlichen Palastes, die Statuen und Torsi der antiken Götter, der Nymphen und Satyren atmen in ihrem unsterblichen Hauch, Urnen, Sarkophage und Reliefs leuchten siegreich mit

ihrem Marmor in den Wandel der Zeiten. Es nützt nichts, nur dort, wo die heidnische Flamme aufzüngelt, ist Leben, herrliches Leben — alles andere ist Gespenst, zeitlich begrenzter Schatten ...

Im ersten Stockwerk ist das Museum christlicher Andenken — über diese Kultur konnte nicht schroffer Gericht gehalten werden, als durch die Nachbarschaft der Antiken zu ebener Erde ...

Der lateranische Palast zeigt auch von aussen Zeichen von Verwahrlosung. Abgefallener Anstrich, zerbrochene Fenster. Und siegreiches zartes Gras lugt schon zwischen den Pflastersteinen auf dem Platze hervor.

Wir wenden uns zur Capella Sancta Sanctorum. Dort ist eine Marmorstiege, versehen mit Holzverkleidung und auf dieser Treppe darf man nur knieend aufsteigen, ja man bekommt schliesslich sogar irgend einen Ablass dafür. Und diese Treppe liess angeblich die heilige Helena, die Mutter Konstantins, aus Jerusalem herbeischaffen und es ist, sagt man, dieselbe, auf welcher Jesus der Herr in den Palast des Pilatus hinaufstieg und es ist, sagt man, dieselbe, auf welche Tropfen seines Blutes träufelten. Einige Leute rutschen auf ihr aufwärts — vielleicht glauben sie wirklich daran.

Wir biegen um den Palast über den Platz zum Baptisterium. Es ist das älteste in Rom und es heisst, der Kaiser Konstantin sei darin getauft worden, wenigstens behaupten so die Legende, die

Digitized by Google

Geistlichen und das auf der Mauer angebrachte Bild. Konstantin wurde freilich kurz vor seinem Tode in Nikodemia getauft, aber was tut das? Die heilige Kirche und die Wahrheit sitzen nicht an einem Tisch. Ausser diesem Bilde gibt es hier noch eine Freske, die die Schlacht an der milvischen Brücke darstellt, den Triumph des Konstantin, die Zerstörung von Götzenbildern und andere nette, solid ausgeführte Sachen. Einige hundert Heilige, sagt man, liegen hier unter dem Pflaster begraben, das Verzeichnis ihrer Namen kann man auf der schön kalligraphierten, hinter Glas befindlichen Tafel lesen. Am Charsamstag werden hier noch heute Juden getauft...

Weiss der Himmel, warum ich für diese verschiedenen Mosaiken, frommen Fresken und heiligen Statuen keinen Sinn habe! Diese Kunst beleidigt mich geradezu, wie das Lallen eines unvernünftigen und widerlichen Menschen. Und ihre Existenz spricht zu mir nur mit ihrer Frechheit, — wie können sie es nur wagen, hier zu sein und sich sehen zu lassen, wenn eine andere schönere Welt nicht da ist? Die Welt, an deren Platz sie sich eingedrängt haben.

Noch ein Wort über diesen Konstantin: bevor er starb, »verfolgte er alle, die ihm nahe gestanden, und zu allererst tötete er den Sohn und Neffen, dann seine Frau (Fausta) und darauf eine Menge

Digitized by Google

von Freunden,« sagt Eutropius trocken. Vor seinem Tode also liess er sich taufen. Offenbar dachte er, dass dies auf keinen Fall schaden könne. Und als er gestorben war, nannten ihn die Katholiken »Gefäss der Barmherzigkeit«, die griechischen Christen ehrten ihn als einen Heiligen und »apostoli aequalis«, als Apostel, der noch immer heidnische Senat erklärte ihn für einer »divus«, einen Vergötterten, und setzte Priester zu seiner Verehrungen ein, die Soldaten verehrten ihn als einen der Olympischen.

— Und nun, Sofia Petrovna, nach Santa Croce! —

Einige hundert Schritte zur Aurelianischen Mauer hin. Santa Croce in Gerusalemme ist una ex septem, eine von den sieben Hauptkirchen, die angeblich Konstantin auf Bitten seiner Mutter, der heiligen Helena, erbaute.

Eine lateinische Tafel verkündet, dass Frauen in dieses Heiligtum, wo so viel Reliquien bewahrt werden, keinen Zutritt haben ausser an einem Tage im Jahre, am 20. März. »Sub poena excommunicationis«, unter Strafe der Ausschliessung aus der Kirche. Ein schönes Beispiel, wie das Christentum die Frau, »das unreine Geschöpf« betrachtet. Aber die Philosophen behaupten, dass es die Frau »befreit hat« — Sofia Petrovna, warten Sie also hübsch draussen.

Digitized by Google

Ich gehe in die Sakristei. Ein Klosterbruder kommt heraus, lächelt, bemerkt Sofia Petrovna draussen und nickt ihr zu.

— Sub poena excommunicationis! — mache ich den Frater aufmerksam.

— Erat quondam, es war einmal so — lächelt er mit Augurenmiene und nickt noch einmal.

Wir treten in die Kirche ein, der Frater führt uns zu einem Altare, öffnet eine Schublade und zeigt handwerksmässig nachstehende Dinge:

drei Stücke vom Kreuze, worauf Christus gekreuzigt wurde;

zwei Dornen aus seiner Krone;

einen Nagel;

ein Stück jener Tafel, die Pilatus an dem Kreuze befestigen liess, mit irgend welchen Buchstaben;

ein Stück Holz vom Kreuze jenes weichherzigen Bösewichts zur Rechten des Herrn;

ein Knochen vom Finger des Thomas, eingesetzt in eine silberne Büchse, mit diesem Finger griff der ungläubige Patron Jesus, dem Herrn in die Hüfte und in die Wunden seiner Hände nach seiner Auferstehung von den Toten;

ein Stück Felsen von Grabe Jesu;

und schliesslich im Altar das Gerippe des heiligen Theodor.

Er expliziert alles lateinisch. Er erzählt von der heiligen Helena, wie sie an verschiedenen Orten

graben liess, um das Kreuz und die Mehrzahl dieser Reliquien zu finden, drei Tage und Nächte betete die alte Frau, aber es half nichts — schliesslich am dritten Tage kam ein Mensch und sagte ihr, er wisse, wo sie graben solle. Die Heilige begab sich sofort an die Stelle, sie gruben und siehe da! Drei Kreuze, Nägel, ein Stück Krone, ein Speer, eine Tafel — alles war beieinander! Die Heilige hatte Freude und beschenkte reichlich jenen Mann. Es war ein Jude.

— Man sagt, Sie haben hier auch die Milch der Jungfrau Maria und eine Sprosse von jener Leiter, welche der Patriarch Jakob im Traume gesehen hat — forsche ich den Frater aus.

Er schaut mich verschmitzt an und lächelt.

— Kann man das sehen? — dringe ich in ihn.

— Non potest. Es ist nicht möglich — und er lacht augurenhaft.

Er führt uns in die Kapelle der heiligen Helena. Rotes Licht leuchtet dort auf die weisse Statue der Mutter Konstantins — die Statue war einst das Bildnis der Göttin Juno, man hat ihr den Kopf abgeschlagen und jenen der Helena aufgesetzt, statt des Scepters gab man ihr das Kreuz, statt der Schale in die andere Hand Nägel — und es geht auch so.

Wir sind zu Ende.

Der Frater führt uns noch einmal zum Altare. Auf ihm liegt eine Schüssel voll kupferner und silberner Geldstücke, auch einiges Papiergeld ist

darunter. Der Frater lächelt verbindlich und deutet auf die Schüssel.

— Warten Sie! — hält mich Sofia Petrovna zurück. Sie nimmt ihre Börse, zieht einiges Silbergeld heraus und wirft es auf die Schüssel.

Der Frater macht dankbare Bücklinge und segnet uns.

Wir sind draussen.

— Sie, Verschwenderin, was haben Sie ihm da hingeworfen? —

— Die Sammlung der Münzen, die man mir in Venedig gegeben hat. Sie sind eben so echt, wie seine Reliquien — lacht die Nihilistin.

— Sie, schlechter Teufel, Sie, er wird sie ja doch wieder anbringen! —

— Er sollte wissentlich jemanden betrügen wollen? —

— Und tut er etwas anderes sein Leben lang? —

XXV.

San Paolo fuori la mura.

Fünf von den christlichen Hauptbasiliken, die unter Kaiser Konstantin erbaut wurden, könnten durch ihre Lage vor allem jeden Strategen interessieren. Sie erhoben sich gegen das antike Rom als feindliche Festungen vor seinen Mauern — mit Ausnahme von San Giovanni in Laterano, welcher

Digitized by Google

gewissermassen als Hauptquartier des römischen Bischofs durch die Mauer in die Stadt eindrang, sich an sie anlehnte und sich an der eroberten Stelle befestigte — sie umschlossen die Stadt von allen Seiten, bewaffneten sich mit den Gebeinen heiliger Märtyrer und Bekenner, mit der Tradition von Wundern und Legenden, mit Mysterien, die die naiven Gehirne in fanatischem Hasse entbrennen liessen, mit der Proklamierung der Gleichheit aller Menschen, mit der Sentimentalität verkrüppelter Gefühle, mit dem Grausen des Sterbens und des jenseitigen Gerichtes, mit der Negation der Welt und des wirklichen Lebens — und so begannen sie, nicht den Kampf, denn der war bei der milvischen Brücke ausgekämpft worden, sondern die Eroberung. Alles unterstützte sie. Konstantin übertrug das Zentrum des Imperiums nach Konstantinopel und der römische Bischof wurde das Haupt der Stadt; Konstantius II. proklamierte das Christentum als Staatsreligion, ohne zu ahnen, dass er damit die Axt an die Wurzel des Lebens des Imperiums lege; Julian, der letzte märchenhaft schöne Traum der Antike, ging gar zu früh im fernen Osten zugrunde — und die neue Religion wuchs unaufhaltsam. Sie wuchs in furchtbaren innern Kämpfen der Judenchristen und der Heidenchristen, der Gnostiker und Antignostiker, der Arianer und Athanasianer, in den Kämpfen der rivalisierenden Kirchen und Städte, der Bischöfe und

Digitized by Google

Priester, der Parteien und Fraktionen. Über achtzig Sekten zählte die neue Religion. Rom befestigte sein Primat, nicht durch die Legende von Sct. Peter, sondern dank seiner grossen antiken Vergangenheit, welche unwillkürlich, selbst als tote, von der ganzen Welt respektiert wurde. Die römischen Bischöfe erkannten übrigens auch frühzeitig ihr Ziel und arbeiteten auf dasselbe diplomatisch hin. Sie mengten sich niemals in die Streitigkeiten der einzelnen Kirchen als Partei, sondern nur als entscheidende Instanzen, als Dogma erkannten sie ferner nur das, was die Majorität der Konzilien beschloss, und so konnte es geschehen, dass der römische Bischof Gregor I. der Grosse noch jedermann als Antichrist erklärte, der sich das Recht anmassen wollte, sich oberster Bischof zu nennen, dass aber Bonifaz III. schon siebzehn Jahre darauf bei dem griechischen Kaiser Phokas, jenem Mörder und Scheusal, dessen Säule der letzte Zuwachs des Forum wurde, die Gnade erbettelte, sich so nennen zu dürfen. Er sowie seine Nachfolger. Der römische Bischof wurde Papst, es wurde die Legende von Petrus, dem Fels, auf welchem die Kirche steht, von ihrem sichtbaren Oberhaupte, vom Stellvertreter Christi auf Erden, von den Schlüsseln zum Himmelreiche, geschaffen.

Die Fluten der Barbaren ergossen sich über Europa und überfluteten Italien. Die graue mächtige Mauer, mit welcher der grosse Aurelian Rom

umgürtet hatte, rettete einigemal die Stadt — aber als auch sie überflutet war, verstanden es die Päpste, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen, gaben gerne die Denkmale der Antike preis und erhandelten sich die Bestätigung ihrer uralten Privilegien. Ja sie vernichteten, verdarben und plünderten selbst aus allen Kräften. Den Gefallenen schlägt man nicht — allerdings, aber die Religion der Liebe hat ein Programm, das das reinste Elysium für alle philosophierenden Panglosse ist: in Wirklichkeit gab es und gibt es nirgends einen grösseren Geist der Rachsucht, als eben bei ihren Bekennern. Der heilige Augustin, ein afrikanischer Mestize und Kirchensophist, bei welchem alle Sophisten des alten Athen noch in die Schule gehen könnten, setzt in gemeiner Weise die Helden des antiken Rom herab, Tertullian, der gallige Fanatiker richtet Homer mit dem einen Worte: Lügner ...

Der Barbare Theodorich, der König der Ostgothen, der nach Odoaker Rom eroberte, ein Mensch, der weder lesen noch schreiben konnte (eine kupferne Form, in welche sein Namen eingraviert war, legte er unter die Staatsurkunden und unterschrieb sich, indem er mit der Feder den Zügen der Gravierung folgte) — dieser Barbare hatte soviel Ehrfurcht vor der Pracht der antiken Denkmale, dass er eine eigene Kommission zu ihrem Schutze einsetzte!...

Die Päpste und Priester lebten nach Art praktischer Leute — aber in den Seelen der breiten Massen tobte das tolle Gift. Die Negation des Lebens und die Sündhaftigkeit des Leibes trieb sie in die Einsamkeit, in die Arme einer wiedernatürlichen Lebensführung. Es mehren sich die Klöster, es belebten sich die Wüsten. Die ägyptische Stadt Oxyrynchus hatte im Jahre 373 zwanzigtausend Nonnen, zehntausend Mönche. Die Tröpfe nahmen die Worte ihrer Priester und Bischöfe wörtlich, schlichen sich mit zerknirschten Seelen in die Einsamkeit, geisselten den Leib, verfluchten ihre Geburt — und die Bischöfe und Priester lebten. Erat quondam est nunc et semper.

Mit solchen Geschöpfen war allerdings nichts Rechtes anzufangen in unsichern und kriegerischen Zeitläuften; die Päpste suchten ihre Stütze in einem Volke, das robust, kräftig und von altersher durch seine Treue berühmt war — in den Germanen. Diese waren bis dahin Arianer gewesen, aber das Papstum ist niemals allzu skrupulös, wenn es sich um Güter dieser Welt handelt. Und die Langobarden drückten den Nachfolger Petri ein wenig. Die Franken unter Pippin kamen dem heiligen Vater zu Hilfe, vertrieben die Langobarden und gaben dem Papst das Land, das sich um Rom herum ausbreitet. Darin sprach sich auch ein Stück Dankbarkeit aus vergangenen Zeiten aus; der Papst hatte einst dem Majordomus Pippin in der heiklen

Digitized by Google

Gewissensfrage geholfen: Ist jener der König, der regiert, oder der, der sich König nennt? — Der heil. Vater beantwortete sie ihm so, dass er ohne weiters seinen König vom Throne stürzen und sich selbst darauf setzen konnte. — Der Sohn Pippins Karl (»der Grosse«) half dem heiligen Vater auch aus harter Bedrängnis, worauf der dankbare Papst ihm die Krone des heiligen römischen Reiches auf das kaiserliche Haupt setzte. Die Welt hatte also wiederum einen neuen Imperator, aber der ihm dazu gemacht hatte — war der römische Bischof.

Und dieses Faktum ist eigentlich der Beginn der Geschichte der Päpste und der Schlüssel zur Geschichte des Mittelalters, Sofia Petrovna. — —

Ich schliesse, denn wir müssen von der Tramway absteigen. Wir sind auf der alten Via Ostiensis gefahren und stehen vor der Basilika des h. Paulus. Einige Bettler, Ciceroni, Ansichtskartenbuben treiben sich vor ihr herum — sonst herrscht Totenstille ringsherum.

Und totenstill ist es auch im Innern. Der Atem stockt einem in diesem Walde leuchtender schlanker Säulen, vergoldeter Kassetten an der Decke und des strahlenden Fussbodens — aber ein Dom? Ein Gotteshaus? Eher ein prunkvoller Konzertsaal, oder gar ein Tanzsaal...

Vielleicht war es einmal anders. Nachrichten über die Basilika (aus dem 5. Jahrhundert), die im J. 1823 abbrannte, erzählen, dass der Eindruck,

den sie hervorrief, ein mächtiger war. Dass ihre Säulen aus Monolith und phrygischem Marmor waren (»herübergenommen« natürlich von antiken Bauten), dass sie fünf majestätische Kirchenschiffe voneinander schieden und eine bronzene, vergoldete Decke trugen. Dass hier inmitten märchenhafter Pracht Gold, Silber und Edelsteine angehäuft waren. Und dass der Bau leicht, wie hingehaucht war. Und dass er geradezu Andacht ausströmte.

Heute strömt die Basilika nichts von Andacht aus. Jedes Kirchlein in irgend einem weltverlorenen böhmischen Dorfe hat mehr davon. Die Wahrhaftigkeit ist entschwunden, wie auch die Seele aus dieser Religion entflohen ist und übrig blieb nur das Gebrüll des Goldes, der Farben, der profane Eindruck einer dem gemeinen Schacher dienenden Halle. Und in Medaillons an den Wänden sind Portraits von Päpsten, einige Hunderte mögen ihrer sein, und blicken auf ihr Werk.

In der Front der Kirche steht ein Triumphbogen, mit Mosaiken, den Imitationen von jenen, die hier einst vor dem Brande waren. Die alten römischen Mosaiken! Man sieht sie hier in allen Kirchen und gedenkt der Wut der ersten Kirche gegen die Bilder und Statuen der Antike! »Du sollst dir kein Abbild machen, weder von Kupfer noch von Eisen« — ja, aber die Kirche kehrte doch nur wieder zu Bildern, Gravüren und Statuen zurück, denn »Bilder sind die Bücher der Ungelehrten«, erklärte Papst

Digitized by Google

Gregor der Grosse. — Und unter dem Siegesbogen steht die Konfession, unter ihr das Ciborium und unter ihm das Grab des heil. Paulus. Hier ruht der Hebräer aus Tarsus, der der Welt und der Menschheit eine neue Bahn und ein neues Lebensziel vorgezeichnet hat. Wir schauen durch eine durchbrochene Rosette im Altar auf den weissen Sarkophag und die paar Buchstaben seiner Aufschrift... Ruht er wirklich da? Die fromme Matrone Lucilla hat angeblich hier den des Kopfes beraubten Körper im Juni oder August d. J. 64 begraben — das Buch der Päpste erzählt wenigstens so. Paulus starb in Rom und in diesem Punkte kann man übrigens auch der Tradition Glauben schenken, denn sicherlich bewahrten die Christen einen solchen Ort in lebhafter Erinnerung.

Einige Statuen von Päpsten in den Seitenschiffen — aber sie müssten nicht hier sein. Es gibt nichts Gemeinsames zwischen ihnen und diesem Teppichwirker, der sich seine Vision des Menschensohnes erschuf, für sie durch die ganze Welt ging, für sie kämpfte und für sie sicher auch begeistert starb...

Wir schreiten durch den Säulenwald. Plötzlich sehen wir durch irgendeine offene Türe Grün, wildwucherndes Grün von Bäumen, Gräsern und Blumen, wir nahen ihm und eine stille Klosteridylle liegt vor uns. Ein quadratisch angelegter Klosterkreuzweg umschliesst einen kleinen Garten, das

Gewölbe des Ganges ruht auf zarten, gewundenen Säulen und es ist hier so lieblich, so duftig, so still. Nur Bienen summen, Schmetterlinge schwirren durch die Luft. Wir halten uns am Geländer, schauen in das Grün, die Zeit flieht und wir fühlen ihr Entschwinden nicht. Vielleicht ist dieses wildwuchernde Gras vom Schicksal dazu bestimmt, sich einst in den Ruinen der Mauern und Säulen jenes Tanzsaales einzunisten, der heute keine Seele mehr hat! Und seine grünen Fähnchen werden über diesem Menschenwerk flattern, wie sie auf dem Forum, dem Palatin und Kolosseum wehen. Und wie wird sich die Menschheit dazu verhalten? Sie wird wohl weiter das zerstören, was man heute mit solcher Anstrengung aufbaut. Die Werke der Hände und die Werke des Geistes...

Wir kehren aus dem Kreuzgange in die Basilika zurück und treten aus ihr heraus.

— Sofia Petrovna, wollen Sie noch weiter gehen, sich die Abtei San Paolo alle tre Fontane anschauen? —

— Was ist dort? —

— Dort ist angeblich der Ort, wo Paulus enthauptet wurde, und wie sein Kopf im Fallen dreimal auf der Erde aufhüpfte, sollen drei Quellen aus der Erde hervorgesprudelt sein, und nun lebt eine ganze hübsche Abtei von diesem Wunder. —

Digitized by Google

— Meinen Sie nicht, dass es eine Unverschämtheit ist, alle diese Orte so auseinander zu zerren? Konnten diese drei Quellen nicht hier hervorsprudeln? Damit alles schön beisammen ist? —

— Sie sind eine Orthodoxe, Sofia Petrovna, und wissen nicht, was katholische Ökonomie ist. Aber darum handelt es sich nicht — die Frage lautete: wollen Sie hingehen? —

— Erstens bin ich keine Orthodoxe und zweitens will ich nicht hingehen. Ausser Sie wünschen es ... —

— Kehren wir um. —

Und wir kehren zurück durch eine hübsche schattige Allee, wir gehen ohne ein Wort zu reden auf der alten Via Ostiensis, wir gehen wie Menschen im Märchen, bis wir zur grauen hohen Mauer Aurelians gelangen. Wie in sie eingefügt, starrt aus ihr mit der Spitze eine schwarze Pyramide, die Pyramide des Cestius.

Gaius Cestius, ein Zeitgenosse des Kaisers Augustus, fand hier seine letzte Ruhestätte. Seine Hinterbliebenen durften dem Edikte des Aedils gemäss die golddurchwirkten Teppiche ihm nicht ins Grab mitgeben, sie verkauften sie also und errichteten für den Erlös dieses Grabmal, das nicht nur das Mausoleum des Kaisers selbst, sondern auch das ganze römische Reich überdauerte. Und rings um das Grabmal häuften sich moderne Gräber

Digitized by Google

— der protestantische Friedhof, Ciniterio dei Protestanti.

Ein schöner Friedhof. Schwarze Pinien lassen den blauen Baldachin des Himmels durchschimmern. Herrliche Blumen duften hier und sorglos singen die Vögel.

Eine Marmortafel bedeckt hier ein Herz, »Cor cordium« (Worte in den Stein eingegraben auf Wunsch der Lady Shelley), Percy Bysshe Shelley, dessen Seele gewebt war aus dem Duft der Blumen und den Farben des Regenbogens; unweit von ihm ruht sein »Adonais« John Keats; eine antike gebrochene Säule ist das Grabmal eines deutschen Dichters, des Freundes Platens, W. Waiblinger aus Heilbronn, der Italien mehr liebte als seine Heimat im Norden; August von Goethe, der Sohn des Weimarer Jupiter, der hier in Rom einst so ergreifend ausgerufen: »Dulde mich Jupiter hier, und Hermes führe mich später Cestius' Mal vorbei leise zum Orkus hinab,« und was dem Vater nicht vergönnt war, ward dem Sohne zuteil und nicht nur das: unweit von diesem Sohne schläft den ewigen Schlaf der hannoveranische Resident Christian August Kestner, der Sohn jener Lotte Buff aus Wetzlar, die einst sein Vater so leidenschaftlich geliebt hatte und die er in seinem Werther portraitierte. Solche Gedichte des Lebens schafft das Schicksal auf diesem klassischen Boden. Malvida von Meysenburg, die Freundin Fr. Nietzsches,

Digitized by Google

schlummert hier seit dem Jahre 1903 ihren letzten Traum — und Bildhauer, Maler, Generäle, Deutsche, Schweizer, Engländer, Russen — alle schlafen sie hier in ungestörter Harmonie unter weissen Denkmalen.

Ein grosser Pinienzapfen lag auf dem Grabe Shelleys. Sofia Petrovna hat ihn aufgehoben und ins Ridicule gesteckt. Und ich, der ich schon Jahre lang weder eine Blüte noch ein Hälmchen Gras gepflückt hatte, habe vom Lorbeerbaume, der über dem Grabe des Herzens des Dichters steht, ein Blättchen genommen, um es einer teuern Seele in der fernen Heimat zu bringen, welche Shelley so liebt, wie ihn vielleicht nur noch Emilia Viviani geliebt hat... Und Sofia Petrovna geht von Grab zu Grab, liest die Namen und Inschriften der bemoosten Steine und plötzlich hebt sie das Ridicule in die Höhe und sagt:

— Woran erinnert sie das? —

— Das Ridicule? —

— Sieht es nicht so aus, als wenn eine Bombe darin wäre? —

— Sofia Petrovna, Odessa? —

Sie schweigt und lächelt.

XXVI.

San Lorenzo fuori le mura.

Auch una ex septem. Eine von den sieben Kirchen, welche die Pilger in der ewigen Stadt

besuchen müssen. Und auch eine von den Festungen, welche das angreifende Christentum vor den Mauern der Stadt errichtete, um eine Stütze beim Angriff und Schutz bei einem etwaigen Rückzuge zu haben. Auf der antiken Via Tiburtina wurde sie nach der Schlacht an der milvischen Brücke angeblich von Constantin selbst errichtet, wenigstens behauptet so das Buch der Päpste, über dem Grabe des hl. Laurentius, jenes Heiligen, der zur Zeit der Regierung des Kaisers Decius in den Bädern auf dem Rost gebraten wurde. Was von ihm übrig geblieben ist, liegt angeblich hier unter der Konfession in einem marmornen Sarg mit eisernem Gesimse; besagten Sarg kann man sehen, alles andere muss man allerdings, wie alles in der alleinseligmachenden katholischen Kirche, glauben. Dann gerieten auch auf irgendeine unerklärliche Weise die Gebeine des hl. Stephan aus Palästina hieher und harren hier mit dem hl. Laurentius der glorreichen Auferstehung, was man auch glauben soll. Ferner sind hier noch einige Heilige, deren Namen uns der Kirchendiener nicht nennen kann. Auch ist hier der Stein, auf welchen der hl. Stephan aufgefallen ist. Der Stein, nicht zu vergessen, ist auch blutbefleckt, was offenbar ein Zeugnis seiner Echtheit sein soll.

So war die Festung ausgerüstet.

Wir mustern flüchtig diese heiligen Andenken. Darüber, dass wir es nur flüchtig tun, darf man sich nicht verwundern. Es gibt ihrer in dieser Stadt

soviel, dass man mit ihnen die Wege pflastern könnte. Es wird einem sehr bald alltäglich. Heilige Männer und Frauen, Seliggesprochene, Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Äbte, Prälaten — alles auf einem Haufen, einer auf dem andern, einer neben dem andern — und man sieht, dass diese Toten die Lebendigen ernähren und sie gut ernähren, und man weiss, dass man schliesslich auch einen Obolos für den gesprächigen Kirchendiener, und einen zweiten Obolos für das Pfäfflein dort wird springen lassen, das sich uns mit der klirrenden Geldbüchse nähert, »eine Gabe für den hl. Vater« heischend. Mit einem Wort: viel, sehr viel von der Heiligkeit auf einmal. Aber man weiss auch, dass die Zeit kommen wird, da diese Reliquien zu Antiquitäten geworden sind, zu Bestandteilen von Museen, Panoramen und Panoptiken. Praktische Amerikaner werden kommen und die Knochen dieser und jener Kirche zusammenkaufen, werden sie über das Meer führen und sich davon ernähren lassen, wie sich ihre bisherigen Eigentümer von ihnen ernähren lassen — und warum nicht? Sollte Schlauheit wirklich nur ein Monopol der römischen Popen sein? Und weisen nicht die Reliquien der antiken Götter den Reliquien ihrer Nachfolger den Weg? Und wenn nicht denselben Weg, so wenigstens einen ähnlichen. Zum mindesten so, wie eine Spiralenwindung einer andern gleicht. Wenn nicht ins Museum, dann ins Panoptikum. Denn die Ameri-

kaner sind nicht nur praktisch veranlangt, sondern auch neugierig, und vollgepfropft wird es in den Lokalen sein, wo man Dinge zeigen wird, welche menschlicher Schwachsinn so viele Jahrhunderte vergöttert hat...

San Lorenzo macht übrigens einen guten Eindruck. Er hat schöne Säulen, ist nicht mit Geschmacklosigkeiten überladen und hat die graue Patina einer hübschen Reihe von Jahren. Er hat alte Mosaiken, jenes unheimliche Lallen von Barbaren, welche das Bedürfnis nach Kunst verspürt haben, und hat neue Mosaiken, welche im Schweisse ihres Angesichtes jene alten nachzuahmen trachten. Er hat zersprungene und verblasste Fresken an den Wänden, welche kaum noch andeuten, was sie sagen sollen, und dort, wo sie renoviert sind, schleudern sie den Schrei des Fluches ihren Renovatoren ins Antlitz, denn die christliche Kunst hat dieselbe Seele wie das Christentum selbst; seine Seele ist bereits verweht und darum ist seine Kunst zum Tode verurteilt und jedes Bestreben ihr zu helfen, ist ein stilwidriger Missklang.

Auf einigen Stufen steigen wir hinter dem Hauptaltar in die Gruft hinab. Hier steht ein einfacher Sarkophag an der Wand mit den Gebeinen des Papstes Pius IX., »Asche und Gebeine« steht einfach auf dem Steine geschrieben — aber dafür der Prunk ringsherum! Die ganze rückwärtige Wand, an welche sich der Sarkophag anlehnt,

strahlt von Edelgestein und Gold, die ganze christliche Welt hat beigesteuert, wie die Inschriften der einzelnen Länder es bezeugen, die Stelle auszuschmücken, wo einer der eitelsten Menschen liegt, den je die Welt getragen hat, der letzte Papstkönig, und der erste Papst, der die Unfehlbarkeit »des Knechtes der Knechte« als Dogma verkündet hat, nachdem er zuvor die gesunde menschliche Vernunft mit dem Dogma von der unbefleckten Empfängnis beschwert hatte... Es gibt keine widerlichere Falschheit, als die Demut dieses schlichten Sarkophags: die Mosaiken und Bilder um ihn herum und über ihm brüllen und schreien von ihr, denn sie fordern hochmütig alle die hl. Pauluse, Petruse, Lorenze, Stephane und die tausende von Särgen und Altären Roms zum Kampfe heraus.

Die gute Moravia hat auch zur Ausschmückung ihr Scherflein beigetragen, natürlich auch Bohemia, das Land der Hussiten...

Ich betrachte den Sarkophag. Pius IX. Mit einem netten Exemplar hat die Reihe der Papst-Landesherren geschlossen. Christianissimus rex, Karl der Grosse, hat ihnen den Kirchenstaat errichtet. »Mein Reich ist nicht von dieser Welt,« hat Christus gesprochen, aber die hart am Grabesrand stehenden, zitternden Greise bedeckten ihren verwelkten Körper mit königlichem Purpur, gürteten sich selbst, anderen, ja dem ganzen Erdkreis das Schwert um, Himmel und Hölle, Leben

und Tod, Könige und Bettler, alles, alles beherrschten sie mit ihrer kalten Hand, in welcher sie die Blitze schwangen, die sie dem abgesetzten Jupiter geraubt hatten. Herrschgier plagte diese Greise, in welchen alle andern Leidenschaften bereits zu Ende geglommen waren, und wenn sie manchmal brannten, war es ein so unheimliches Schauspiel, dass keine andere Geschichte etwas Grässlicheres aufweisen kann. Denn da geschah alles im Namen des Glaubens, der Erlösung Christi und Gottes — es gibt keine groteskere Ironie und keinen ungezügeltern Cynismus in der Weltgeschichte.

Durch gefälschte Dekretalen, die Eintragungen und Aussprüche aus fernen Zeiten enthielten, wurde der Primat des römischen Bischofs über die ganze Christenheit bewiesen; aus den Büchern Augustins De civitate Dei ward Karl dem Grossen der Vorwand zur gewaltsamen Bekehrung der Heiden zum Christentum geliefert; Papst Stephan liess 897 seinen modernden Vorgänger Formosus aus dem Grabe reissen, im Lateran vors Gericht setzen, verurteilte ihn und liess ihm die drei Finger abhacken, mit denen der Verstorbene den Segen erteilt hatte, liess ihm das päpstliche Gewand abnehmen, den Leichnam an Seilen durch die Gassen schleifen und in den Tiber werfen; eine Periode der Geschichte der Päpste, mit Sergius III. beginnend (905) heisst Pornokratie, ehrlich übersetzt: Dirnenherrschaft; im Investiturstreite er-

kannte der deutsche Kaiser und die guten Deutschen, welch eine schreckliche Rute ihre Vorgänger für sie und die Menschheit gebunden hatten; und die Menschheit hatte dann Gelegenheit, dies während der Religionskriege zu erkennen: zehn Millionen Menschen wurde in den Kriegen das Leben geraubt im Namen Christi — das ganze Altertum mit allen seinen Kriegen erreicht nicht einmal die Hälfte dieser Ziffer; 300.000 alte Weiber wurden in Deutschland allein wegen Zauberei verbrannt, die Frau genoss überhaupt im alten Rom grosse Achtung, trotz den Philosophen, welche behaupten, das Christentum habe sie gehoben. Denn den Philosophen zu Trotz hat Rom für seine schwarze Armee den Coelibat eingeführt, die tiefste Demütigung des Weibes, die die Geschichte kennt; in Innocenz III., einer der machtvollsten Persönlichkeiten, die je die Tiara trug, hat sich der Typus der Päpste und Halbgötter zum höchsten Gipfel entwickelt: »Wie in der Arche des Bundes des Herrn der Stab neben den Tafeln der Zehngebote lag, so liegt in der Brust des Papstes die furchtbare Macht der Vernichtung und die süsse Milde der Gnade,« schrieb von sich der furchtbare Gegner des grössten Hohenstaufen, Friedrich II., an König Johann von England...

Und dieser Pius IX. da — der letzte Papstkönig... Die Blitze Jupiters entfielen seinen Händen, weil niemand mehr vor ihnen erschrak. Und am

20. September 1870 drang das italienische Heer in Rom ein und Viktor Emanuel sah aus der ehemaliger päpstlichen Residenz, dem Quirinal, zu, wie über dem Vatikan die Sonne unterging. Und Pius, der Unfehlbare, wartete auf ein Wunder, auf Engel, welche mit feurigen Schwertern den kecken Usurpator vertreiben werden. Er wartete acht Jahre, Viktor Emanuel starb, aber auch jetzt geschah kein Wunder: den Thron bestieg nach ihm bloss sein Sohn, der gutherzige Humbert. Und da legte sich Papa Pio Nono hin und starb auch. Und die Völker schmückten ihm wie zum Ersatz seine Gruft aus. Vielleicht freut ihn das...

Rechts von der Basilika S. Lorenzo befindet sich der römische Friedhof, der Campo Verano. Vier grosse allegorische Statuen begrüssen einen beim Eintritt. Der Friedhof ist prachtvoll: es gibt kaum ein Grab, das nicht ein künstlerisch ausgeführtes Denkmal mit einem Relief oder Bild des Verstorbenen hätte. Eine Unmasse bekannter Namen: Politiker, Dichter, Novellisten, Journalisten, Minister, Generäle. Und überall helles Grün und Blüten.

Bei einem Grab bleiben wir stehen. Goffredo Mameli, Dichter und Soldat. Er fiel im zweiundzwanzigsten Lebensjahre als Adjutant Garibaldis 1849 bei der Eroberung Roms. Und sein Denkmal erzählt sein ganzes Leben. Ein Adonis, liegt er hier voll Ergebenheit, mit dem Ausdrucke des Glückes

im Gesicht und mit dem Schwerte in der Hand auf der auseinandergefalteten italienischen Fahne. Und der Marmor, aus welchem das Denkmal gefertigt ist, ist rein und durchscheinend, wie seine Seele. Und Rosen, Septemberrosen blühen rings um ihn herum. Die Rose, die man lieben muss, die Königin der Blumen, die stolze und gute, steht beim Grabe des Dichters... Eine charakteristische Inschrift trägt das Grab der päpstlichen Soldaten, die bei Mentana gefallen sind. Pius IX. hatte ihnen ein geschmackloses Grabmal errichten lassen, nach der Eroberung Roms durch die Königlichen fügte die Stadtverwaltung folgende Inschrift hinzu: »Dieses Denkmal, das die theokratische Regierung dem Andenken der fremden Söldlinge errichtet hat, lässt das befreite Rom stehen, damit es den Nachkommen ein ewiger Zeuge beklagenswerter Zeiten sei.« Und wenn dies nicht beredt genug von der Unwiederbringlichkeit der weltlichen Herrschaft der Päpste spräche, so ist dort höher oben an der Mauer ein anderes Denkmal noch: das Denkmal Caesar Locatellis, welcher im J. 1861 wegen Verübung eines Attentats auf das Leben Papst Pius' IX. hingerichtet wurde; die Inschrift des Denkmals verkündet, dass »das römische Volk es dem Opfer päpstlicher Tyrannei errichtet hat, das mannhaft und unbefleckt das Schaffot bestieg.«

Und so liegen sie hier alle. Goffredo Mamelli, die päpstlichen Söldner, der Attentäter Pius', und

Pius selbst dort in der Basilika. Und alle still, ruhig ...

Das Christentum verkündet, dass es die Gleichheit aller Menschen verwirklicht hat, aber das ist nicht wahr. Gleichheit unter ihnen schafft erst der Tod.

XXVII.

San Pietro in Vaticano.

Vor den paar Säulen, die vom Tempel des Mars Ultor übrig sind, hat man unwillkürlich den Hut gezogen; unter dem grandiosen und doch wie ein Witz leichten Gewölbe der Basilika des Maxentius auf dem Forum Romanum war man ausserstande, seinen Augen zu trauen; im Amphitheater der Flavier hatte man das Gefühl, dass das römische Kaisertum ein kaiserliches Wort gesprochen hat; unter der Kuppel des Pantheon stockte einem der Atem und traten einem unwillkürlich Tränen in die Augen — aber hier unter der Sct. Peterskuppel, nichts, gar nichts. Alles hier ist so gross, aber nicht grandios, ein Kraftstück, aber nicht stark, riesig, aber nicht überwältigend. Alles schreit, spricht nicht, beweist, überzeugt aber nicht.

Und ich habe diese Halle nicht voreingenommen betreten. Der antike Mensch hatte in mir schon so oft über die untergehende und die zum Untergehen bestimmte Welt triumphiert, dass ich

diesen Dom ohne Waffen betrat, geneigt, nicht mich zu versöhnen, aber wenigstens alles das zuzugeben und zu bestätigen, was hunderte und aberhunderte von Menschen vor mir geschrieben haben. Und ich kann es nicht, nicht einmal das kann ich.

Ich schaue fragend Sofia Petrovna an.

Und Sofia Petrovna fängt meine Frage auf, wirft ein wenig die Lippen auf und schüttelt verneinend den Kopf.

Und plötzlich erfasst mich die Lust, vor Wonne aufzuschreien. Ja wohl, hier, Heidenmensch, rüste dich zu deinem grössten Triumph. Nirgends wurde der Galiläer so geschlagen, wie hier, nirgends so ausgelacht, so aufs Haupt geschlagen, so verprügelt, wie in dieser Basilika. Millionen von Pilgern sollten gerade hier blutige Tränen über die Vernichtung alles dessen vergiessen, was Er der Welt geben wollte. Aber all den Millionen von Pilgern hat sich der Galiläer in den Seelen so verflüchtigt, wie er aus allem verweht ist, was heute seinen Namen trägt, aus der Glaubens- und Sittenlehre, aus den Seelen seiner Priester, aus seinen Domen, und aus diesem da am meisten. Nicht Er, sondern der Papst, nicht das Gotteshaus, sondern der Repräsentationssaal desjenigen, der sich zwar Stellvertreter Gottes auf Erden nennt, aber der Fortsetzer der römischen Imperatoren — der Kö-

nig der Könige und Kaiser, der Herr der Welt sein will.

Und dieses Gebäude ist, ohne es zu wollen, das Symbol der Seele des ganzen Papsttums. Hart, rücksichtslos, gebaut von den verschiedenartigsten Menschen vom Genius bis zum Dummkopf herab, die Kuppel, sein Stolz, ist eine sklavische Nachahmung des antiken Pantheon, voll von geschmacklosen Statuen, mit einer Unmasse von sehr fragwürdigen Reliquien, und benannt nach dem galiläischen Fischer Petrus, dessen Grab unter der Mitte der Kuppel sich befindet und der ganz gewiss niemals, nicht einmal im Traum, die Stadt Rom betreten hat.

Wäre ich ein Christ, hier könnte ich nicht beten. Mitten unter der Unmasse des kalten Gesteins, des schreienden Goldes, vor den Altären da mit den nüchternen Mosaikbildern, bei dieser intensiven Tageshelle, die aber hier gleichsam verweltlicht ist, hier unter den theatralischen Gräbern der Päpste und den ordinär weissen gipsähnlichen Statuen der diversen Glauben, Hoffnungen, Lieben — nein hier könnte ich nicht beten.

Hier prüft man die Höhe, Länge, Breite, hier misst man, rechnet man, hier bewundert man nicht einmal, sondern konstatiert nur, hier stellt man nur trockene Erwägungen an und denkt nach — aber das Gefühl, dieser Brunnen der Andacht, des Glau-

bens und der Religion überhaupt, der ist hier ausgetrocknet, keine Spur ist von ihm übrig.

Und darum kann hier die heidnische Seele einen glänzenden Triumph feiern, hier wurde der Galiläer definitiv erschlagen und wird niemals mehr auferstehen.

Und einmal wird diese Basilika ein schöner Konzertsaal sein und die musikliebenden Römer werden sich hier in Wonnekrämpfen winden unter den schmetternden Fanfaren aus Tannhäuser und werden im Takte pendeln bei den herzzerreissenden Klängen des Chopinschen Trauermarsches. Und wenn sie sich dabei erinnern werden, was einmal hier gewesen, werden sie sich wundern und fragen: Wie war das alles möglich? Wie konnte die Menschheit so unsinnig irren? Und so lange?.. Für den Menschen von heute würde es sich lohnen, auf fünf Minuten neu aufzuleben, um mit ihnen so fragen zu können...

Und diese Zeit wird kommen, wird ganz gewiss kommen. Die Geschichte kennt keine Unmöglichkeiten. Auf diesem Platze waren einst die Gärten Caligulas und Neros und dort auf der Piazza vor dem Dome etwa war der Zirkus. Im Zirkus liess Nero seine lebendigen Fackeln aufstellen, zu welchen ihm die Christen das Material gaben. Mag sein, dass dies nicht gerade Wort für Wort wahr ist — in der Überlieferung betreffend diese Märtyrien ist ganz gewiss gar viel ersonnen

Digitized by Google

und erdichtet — aber sei's drum. Und damals stand das römische Kaisertum in seinem Zenith und weit und breit war nicht einmal ein Schatten jemandes, der es — nicht vernichten — ja auch nur hätte bedrohen können. Und wer hätte damals gesagt, dass ein paar hundert Jahre darnach die Nachfolger dieser lebendigen Fackeln Rom beherrschen werden? Und dass auf diesem Platze sich mit Bewilligung des römischen Imperators eine Basilika erheben wird? Und zu Ehren des Fischers aus Galiläa?

Und es ist geschehen. Und in dieser Basilika wurde Karl, der König der Franken, zum Kaiser des heiligen römischen Reiches gekrönt. Und es war der Bischof jener Christen, der ihn zum Kaiser machte. Und ein Porphyrstein im Hauptschiff bezeichnet die Stelle, wo eine ganze Reihe von Kaisern der Folgezeit vor dem Papste zu knieen pflegte, um seinen Segen zu empfangen. Fort ist alles, alles ist gewesen. Und nirgends fühlt der Mensch, wie das ganze Herumirren der Menschheit, genannt Christentum, sich zum Falle und zum Untergang neigt, wie gerade hier, in Rom.

Was darnach kommen wird? Müssiges Fragen, müssige Befürchtungen. Die Geschichte der Menschheit scheut niemals vor einem Sprung ins Dunkle zurück. Aber sie lässt sich auch nicht von irgend einer bei der Lampe eines Schreibtisches konstruierten Theorie kommandieren. Das Christentum hat den antiken Menschen und seine Kultur

Digitized by Google

vernichtet. Der neue Mensch erkannte bald, dass er ohne Kultur nicht leben könne, lernte ihr Alphabet an der toten Antike und begann mühsam zu buchstabieren. Eine Reihe von Jahrhunderten ging vorüber, bevor er sich die Formen seiner Kunst erfand. Und dann ging er aus, sein Ich zu suchen und fand es gefesselt und in Ketten. Er ging daran, sie zu brechen und bemerkte plötzlich, dass er das Christentum zerbreche. Er ist noch nicht ganz fertig damit, das Eisen ist so ins Fleisch hineingewachsen, dass unter jedem Hieb das Blut aufspritzt und Schmerz rege wird, aber der Mensch weiss, dass die Fesseln heruntergehen müssen und darum hämmert er weiter darauf los.

Und schon wieder wird ihm bange, was es denn mit der Kultur sein werde, die das Christentum geschaffen hat? Wird der neue freie Mensch auf ihr weiter bauen? Oder wird er sie wegfegen, um aufs neue zu beginnen? Das wohl am ehesten, er wird sie ganz wegfegen. Und man wird nichts zu bedauern haben. Der Strom der Weltgeschichte kennt keine Sentimentalität.

Und die ganze Kultur von heute ist Eigentum von so wenig Menschen und für die Menschheit so wenig brauchbar, dass sie fast nur mehr Sport, Luxus, Überfluss ist. Es ist nicht ihre Schuld, sondern ein Symptom, dass die alte Welt fertig ist, sich ausgelebt hat. Ob die Kultur von heute als ein Samenkorn in das aufgewühlte und umgegrabene

Erdreich der künftigen Gesellschaft fallen wird, ob sie dort Ähren treiben wird und ob sie durch Transsubstantiation Brot für jene sein wird, die nach uns kommen werden — wissen wir nicht. Vielleicht erfinden sich diese Nachkommenden ganz neue Formen, einen ganz neuen Inhalt — aber was liegt daran? Die Geschichte kennt den Begriff »besser« nicht, sie will nur »Neues«. — —

Die alte Sct. Petersbasilika wurde von Nikolaus V. im J. 1452 niedergerissen und sogleich wurde der Bau der neuen in Angriff genommen. Die Pläne wechselten, der Bau stockte, wurde fortgesetzt; wenn kein Geld vorhanden war, wurden Ablässe in der ganzen Christenheit verkauft, eine ganze Sezession und eine ganze Reformation entsprang daraus jenseits der Alpen, achtundzwanzig Päpste bauten an ihr und starben während des Baues, hundertdreissig Jahre dauerte es und sechs Jahre und 10 Tage nach unserer Schlacht auf dem Weissen Berge war der Dom fertig. Er hatte etwa 250 Millionen Kronen gekostet. Das Papsttum hatte sein Denkmal.

Wir gehen in der Halle hin und her. Eine kleine Freske Giotto Navicellis, Michelagniolos Pietà (unglücklich postiert, unglücklich durch Heiligenscheine ergänzt), Gräber von ein paar Päpsten — aber das ist auch alles, womit hier die Kunst zu Worte kommt. Wenig, verzweifelt wenig. Über dem Grabe von Sct. Peter steht ein Tabernakel, mit wenig

Digitized by Google

Glück von Bernini aus dem Raub aus dem Pantheon gegossen, rings um das Grab des Heiligen brennen silberne Lämpchen und für zwanzig Centesimi geleitet uns der Kirchendiener herunter, öffnet ein metallenes Türchen, beklopft den Sarkophag und erzählt, dass er aus Malachit und Lapislazuli ist. Vor dem Grabe kniet die Marmorstatue Pius VI. von Canova. Der Kirchendiener stellt sie vor und fährt dem heil. Vater gutmütig über das Doppelkinn...

Die schwarze metallene Statue des segnenden St. Peter ist unweit rechts an eine Säule angelehnt. Jeder, der kommt, küsst dem Apostel die grosse Zehe, die Zehe ist fast geschwunden unter diesen Küssen, aber die Menschen küssen immer noch lustig darauf los.

Mit ihren Reliquien rücken sie hier nicht heraus; sie haben hier jene Lanze des Longinus, welche die Seite Christi durchbohrt hat (sie soll noch blutbefleckt sein), das Tuch der heil. Veronika, worauf sich das Antlitz Jesus des Herrn abgedruckt hat, ein Stück vom Kreuze und den Kopf des heil. Andreas, den jemand vor etwa achtzig Jahren angeblich gestohlen hat und der glücklich wieder gefunden wurde — aber nur die Kanoniker dürfen diese Schätze sehen — nun meinetwegen, in Santa Croce di Gerusaleme haben sie mehr von diesem Artikel und zeigen alles ohne sich viel zu zieren — nicht wahr, Sofia Petrovna? —

Und jetzt werden wir noch die Kuppel besteigen. Für solche Exkursionen gibt es ein eigenes Amt und natürlich eine besondere Abgabe. Irgend ein Alterchen stellt uns den Permesso aus, lautend auf den Namen Wenzel Andächtig und Anna Unruhig — Namen, die ihm schrecklich viel Arbeit machen — er nimmt uns jedem eine Lira ab, lächelt, verbeugt sich, wir tun das auch und gehen.

Sofia Petrovna rast wie der Teufel hinauf und singt laut Ça ira, der Weg ist bequem, ohne Stiegen, geht spiralförmig hinauf, die Wände sind natürlich mit Namen und Zeitangaben bekritzelt. Wir laufen, laufen, plötzlich tauchen an der Wand Täfelchen auf, verkündend, wann und welche Potentaten oder Angehörigen irgend einer von den regierenden Familien hier heraufgestiegen sind. Kaiser Josef II. zweimal, der russische Nikolaus, der Erzherzog Maximilian, der nachmalige Kaiser von Mexiko, die Täfelchen mehren sich, wo nur ein König war, jeder war hier, und am meisten unsere Erzherzoge und Erzherzoginnen.

Auf dem Dache des Domes befindet sich eine kleine Ansiedlung. Handwerker aller Art wohnen hier, sogar ihre eigene Kapelle haben sie. Und wieder steigen wir weiter, über die Kuppel zur Laterne. Hier geht es schon beschwerlicher vorwärts, man muss zur Seite geneigt gehen, wie es die Krümmung der Kuppel verlangt, Stiegen sind da, unbequeme Stiegen und die Sonnenglut präsentiert

Digitized by Google

sich hier, wie wenn sie direkt einem Hochofen entströmen würde.

Dafür aber oben. Eine fabelhafte Aussicht. Zu Füssen die Fläche des Daches von Sct. Peter, eingesäumt von einer Reihe gewaltig grosser Heiliger, dann die Kolonnade, die Piazza, die ägyptische Nadel in der Mitte, die sprühenden Fontänen, Menschen, Wagen und weiterhin Häuser, der Tiber, Brücken, ganz Rom, das gelblichgraue, stolze Rom mit seinen Kuppeln, Dächern, Rauchfängen, breit hingelagert, unendlich. Und die albanischen Berge, die sabinischen Berge, die rostige Campagna — alles reinlich in Konturen, reinlich in Farben unter dem goldenen Anhauch der Sonne. Und links die Paläste und die Höfe des Vatikan, seine Gärten und hinter ihm der Monte Mario, grüne Hügel und in der Ferne der blaue Soracte.

Wieder Augenblicke, da der Mensch nur Augen hat und Zeit und Ort vergisst...

Irgend ein Mensch empfiehlt uns, von der Kuppel in den Dom herunterzuschauen.

Ja, es ist gross, kühn, aber — —

— hätten wir nicht so viel die Antike betrachtet, hätte uns wenigstens dies hier gepackt — meint Sofia Petrovna.

In goldenen, grossen Buchstaben schreit uns die im Kreise um die Sohle der Kuppel angebrachte Inschrift in die Ohren: »Tu es Petrus et super

Digitized by Google

hanc Petram aedificabo Ecclesiam meam, et tibi dabo Claves Regni Coelorum.«

Und das war ein grosser Irrtum. Und der Fels bröckelt bedenklich ab. Hier, gerade hier fühlt und sieht man es am besten.

XXVIII.

Der Vatikan.

Eine Unmasse düsterer Gebäude. Sie haben keinen Stil, keinen Zusammenhang. Wie wenn der Maurer, der sie gebaut hat, auch ihr Architekt gewesen wäre. Es keilt sich da ein Gebäude in ein anderes und spaltet seine Flanke und wiederum ragt über die beiden ein anderes Gebäude empor, als wollte es über sie hinüberfallen. Aus verrussten Mauern blicken vorsichtig winzige Fenster, eine Unmasse von Rauchfängen ragt über unreine Dächer — fürwahr, wenn etwa zwanzig alte Raubburgen, allerdings ohne ihre Türme und Ringmauern, sich ein Stelldichein gegeben hätten und sich plötzlich in einem Knäuel zusammenfänden, könnte der Eindruck kein anderer sein.

Und das hat zwanzig Höfe, tausend Säle, Kapellen, Gemächer und ein paar tausend Kammern, Hallen, Gänge, Stiegenhäuser und Räumlichkeiten, die eben zu so einem Quartier gehören. Und in diesem Behemoth lebt ein Greis, in einem weissen Gewande, durch Inspiration des hl. Geistes von

andern Greisen, Eminenzen in roten Gewändern, auf Lebenszeit gewählt, den man »Allerheiligster Vater« nennt und dessen Prädikat, wenn man über ihn schreibt, lautet: »Seine Heiligkeit« — Jesus den Herrn hiess man »Rabbi«, die Apostel: Peter, Paul, Jakob. Und dass der heil. Geist den Eminenzen schon eine hübsche Reihe von Jahren stets nur einen Italiener eingibt, ist bekannt.

Es gibt keinen Palast auf der Welt, der so schauerliche Sachen erzählen würde, wie diese Behausung der Greise im weissen Gewande. Beschämt schweigen nicht nur die Trümmer des Palatin, sondern auch die Sitze der Kaiser und Könige in fernen Landen und auch die Residenzen der asiatischen und afrikanischen Sultane. Mag die menschliche Phantasie noch so grässliche Sachen ausdenken — alles hat es dahier gegeben, ist von hier ausgegangen. Nehmet die Katechismen zur Hand und schlaget die Sündenregister auf — es gibt nicht eine Sünde, zu welcher man nicht einen Beleg aus der Geschichte der Päpste finden könnte. Und nicht einen — sondern je hundert.

— Wie aber, die Verdienste der Päpste um Kunst und Wissenschaft in der chaotischen Finsternis des Mittelalters? Und ihre Verdienste in der Renaissance! —

Im Mittelalter? Verdienste der Päpste? Die Mönche in den Klöstern pflegten das bisschen Wissenschaft, wärmten ihre kalten, armen Seelen

Digitized by Google

am Sonnenlicht der römischen Klassiker und malten Initialen in Breviere und Gebetbücher, das ist wahr. Es war dies ein bettelhafter Ersatz für die grosse antike Kultur, die vom Christentum zugrunde gerichtet worden war — aber nicht einmal dieser Ersatz war ein Werk der Päpste. Damals gab es nicht die strenge römische Zentralisation, wie sie heute besteht, und jene Klöster lebten von der Güte ihrer Landesherren, denen sie stets treu anhingen, und wenn es galt gegen Rom und den Papst, gut, so gingen sie auch gegen Rom und den Papst. So hielt man es im Deutschen Reiche, so auch bei uns in Böhmen. Und mit dem Augenblicke, da Rom den Glauben an Christus monopolisierte und zentralisierte — änderte sich mit einem Schlage alles. Die Klöster wurden zu Brutstätten von müssiggängerischen, verkommenen Individuen, von Gauklern, die mit Reliquien von Heiligen Taschenspielerkünste trieben, Verkäufern von Ablässen und Verdummern der ganzen Umgegend weit und breit. Und der Wissenschaft, der Kunst, dem Fortschritt und den Stimmen, die nach Abhilfe riefen, zeigte das Papsttum, wo immer sie auftauchten, gleich sein wahres Antlitz. Arnold von Brescia endete ebenso auf dem Scheiterhaufen, wie Giordano Bruno, Dante hasste sie, Galilei haben sie gemartert, Hus, Hieronymus und Savonarola endeten in Flammen — die ganze Finsternis des Mittelalters hat nur einen Ursprung und der heisst: Papsttum, und wo

ein bisschen Licht schimmert, ist es ein Scheiterhaufen, von ihm entzündet, und wo ein bisschen Wärme strahlt, ist es die Wärme von Menschenblut, das es vergossen.

Und die Renaissance? Und ihre Kunst? Man liest da von Bauten, die in Rom von Sixtus IV. aufgeführt wurden, von den florentinischen Malern, die auf Bestellung für diesen heiligen Vater gearbeitet haben, das ist alles wahr, aber das Bordell, welches derselbe heilige Vater gleichfalls selbst errichtete, und das ihm jährlich 20.000 Dukaten trug — dieses Bordell stellt alles in den Schatten. Und man liest weiter von Alexander VI., sieht das furchtbare Geschlecht der Borgia, dem kein Laster so fremd war, das sie es nicht ihr eigen genannt hätten: Dolche, Mörder, Gift, fremdes Vermögen, Blutschande, Raub, Schacher mit den heiligsten und mit den profansten Dingen, teuflischer Cynismus bei allen diesen Dingen — und ein so beschaffener heil. Vater verurteilte den Asketen Savonarola zum Tode in den Flammen... Und weiter: Julius II. und Leo X. waren denn das überhaupt noch Christen? Auch diese Frage ist erlaubt, denn das Papsttum steht vor zwei Richterstühlen: dem menschlichen und dem göttlichen, dem Richterstuhl der Geschichte und der Moral, und wenn einer von den beiden diesen oder jenen der Päpste freispricht, muss ihn der andere verurteilen. Welch eine naive Tiefe und welch treffende Bewertung

seiner selbst und des Papstes Julius steckt in dem Stosseufzer Kaiser Maximilians I., des letzten Ritters: Deus aeterne, nisi vigilares, quam male esset mundus, quem regimus nos, ego miser venator et ebriosus ille et sceleratus Julius!« (Wenn du nicht wachtest, ewiger Gott, wie schlimm ginge es der Welt, die wir regieren, ich elender Jägersmann und jener Säufer und Verbrecher Julius!)

Ebriosus et sceleratus — zwei Adjektiva und in ihnen steckt das Leben, der Charakter und das Urteil jenes Stellvertreters Christi auf Erden! Und Leo X.! Der Autor des unsterblichen Ausspruches von »jenem armen Menschen aus Nazareth!« Welch ein Prachtstück von einem Heiden, wäre er nicht Papst gewesen. Wurden doch zu seiner Zeit sogar Opfer dargebracht. Dem Jupiter Capitolinus, dem Höchsten und Besten! Vielleicht hätte dieser grösste Sünder der Renaissance eins fertig bringen können: abschaffen die fünfzehnhundertjährige Verirrung und Täuschung der Menschheit, das unglückselige galiläische Erbe — er hatte genug Kraft und Aufrichtigkeit dazu, aber es ging ihm die ernste Stimme des Gewissens und des Verantwortlichkeitsgefühls ab oder er hatte das Heidentum des antiken Menschen in sich, es war aber mit allzuviel Gift durchsetzt, allzu gleichgültig geworden.

Und zur Zeit Julius II. kam nach Rom der deutsche Mönch Luther. Er betrachtete alles mit seinem

Digitized by Google

kühlen, nordischen Verstande und verurteilte alles, weil er in allem nur das Reich des Antichrist sah. Er kehrte nach Deutschland zurück und für Rom brach eine furchtbare Krise herein. Es verlor ein Volk, das einst seine erste Stütze gewesen war, sein Speer und Schild: die Germanen. Es verlor es, aber dieser Verlust brachte Rom zur Besinnung: es ging in sich, tat ein wenig Busse, schuf sich eine Stütze im Jesuitenorden und trachtete zu erhalten, was sich erhalten liess... Und die Renaissance in der Kunst nahm ihr Ende...

Wir schreiten an der Schweizerwache vorbei, deren gestreifte, bunte Tracht bis heute dieselbe ist, wie sie einst Michelagniolo vorgeschlagen, und steigen die Sala Regia empor. Die Taschen voll Kleingeld, denn Herr Müller hat uns gesagt: Wen sie im Vatikan anschauen, der wird ihnen die Hand entgegenstrecken. Wir treten in die Sala Regia ein.

Sala Regia war der Audienzsaal der Päpste. Über den Türen und auf den Wänden sind Fresken, die die Macht und den Ruhm der Päpste preisen, vielleicht gut gemeint, aber schlecht gemalt. Gregor IX. exkommuniziert Kaiser Friedrich II. — eine erstaunliche Geschmacklosigkeit! Der Kaiser liegt am Boden und der hl. Vater tritt auf ihm herum! Oder: Kaiser Friedrich Barbarossa versöhnt sich mit der Kirche; oder Gregor VII. absolviert den flehenden Kaiser Heinrich IV.; weiter:

Karl IX. gibt seine Zustimmung zur Ermordung des Admirals Coligny usw. In Mondnächten wandelt hier, sagt man, durch diesen Saal eine eigentümliche Gestalt: ein junger, abgehärmter, blossfüssiger Mann sieht sich die Fresken an, greift sich mit den Händen, in welchen offene, wie von Nägeln herrührende Wunden starren, an den Kopf, der voll Spuren von einer Dornenkrone ist, seufzt tief und kläglich und stöhnt: »Was hab' ich nur angerichtet! Was hab' ich nur angerichtet! O, Petrus, Petrus, wie erdrückt mich dein Felsen!« —

Und weiter in die Sixtinische Kapelle.

Eine verrusste Kapelle. Wir setzen uns in eine Bank, schauen hinauf: — o Michelagniolo! Diese Decke mit allen ihren Sybillen und Propheten, mit all' den Tagen der Erschaffung der Welt und des Menschen, dem Paradiese und der ersten Sünde, mit Noah und der Sintflut — das alles zusammen ist absurd und eine Qual für den Zuschauer heute, wie es eine Qual für dich vor vierhundert Jahren gewesen ist:

Ein Kropf wuchs mir bei dieser Arbeit schon
Wie einer Katze nach lombard'schem Wasser —

man zitiert, wie um sich vor dir zu entschuldigen, diese zwei Zeilen deines Sonettes, das wohl damals in einer Pause hier aufgekritzelt wurde, und hört auf zu schauen — es ist nicht zum Aushalten ...

Digitized by Google

Und dann jenes dein »jüngstes Gericht« an der Altarwand! Ein Chaos von Gestalten, von in einander verwickelten Gliedmassen, verzerrten Gesichtern — Christus, Maria, heilige Männer und Frauen, Teufel, Verdammte in der Hölle und alles dunkel, auf allem Weihrauch — Dampf, Russ von Kerzen und Staub von fast vierhundert Jahren! Und der schamhafte Papst Paul IV. liess all den Nackten Hosen annalen, was Clemens XII. nicht genug war: er liess nach allen Regeln der Kunst die Nackten alle bekleiden — — — und das heisst man »unendliche Verdienste um die Kunst«... So ist es: entweder sass in ihrer Seele ein Soldat oder eine Nonne mit allen geheimen und offenbaren Leidenschaften beider. Und wenn in der Seele ein Dritter hauste, so war es wiederum nicht der Papst, sondern ein heidnischer Mensch.

Die rechte und linke Wand der Sixtinischen Kapelle sind mit Fresken berühmter Namen des Cinquecento geschmückt: Pinturicchio, Botticelli, Signorelli, Perugini, Ghirlandaio und Rosselli. Geschichten aus dem alten und neuen Testament, bekannt aus tausenderlei Reproduktionen, gerühmt, bewundert, in den Himmel gehoben — und hier in der Wirklichkeit so armselig, dass es den Anschein hat, als ob sie der dunklen Patina des Russes von Kerzen und Weihrauch dankbar wären, der ihre verblassten und eingegangenen Farben auf dem zersprungenen Anwurf zudeckt...

Digitized by Google

Wie lange dauert die s. g. Unsterblichkeit eines Kunstwerkes? Hier drängen sich Touristen aller Nationen, gucken in ihre roten Büchlein, zeigen einander die Schönheiten, die in den Büchern mit dem Zeichen eines Sternchens bezeichnet sind und seufzen, nicken mit den Köpfen und stossen Interjektionen der Verwunderung aus — aber gleich eilen sie weiter, damit sie programmgemäss alles absolvieren, was der Baedecker hier im Vatikan noch verspricht... Kenner gehen hier herum und suchen Zeitanspielungen auf den Bildern: Portraits damaliger Zeitgenossen, die Züge der Maler, die sie geschaffen und Gegenden, die sie zu erkennen glauben. Oder sie erklären einander die Farbenzusammensetzung und die Kompositionsgesetze der Meister der Renaissance — und lächeln voll Überlegenheit... Unsterblichkeit! Und man zweifelt, ob diese Werke jemals überhaupt gelebt haben...

Wir gehen ein Stockwerk höher. Galleria Pia, zwei Säle moderner Bilder, Bild an Bild, eine Geschmacklosigkeit neben der andern. Abschlachtung edler Missionäre durch böse Barbaren. Japanesen, Chinesen, Indianer, Neger, alle voll wütender Bestialität, köpfen, stechen, spicken mit Pfeilen die gar zu spiegelblank gewaschenen und ideal schönen Ordensbrüder mit den sauber ausrasierten Tonsuren. Auch Riemen schneiden sie von ihren Rücken. Oder graben sie lebendig ein. Und andere Martern noch. Und man hat hier wirklich eine

Digitized by Google

Illusion. Unwillkürlich beginnt man von dem Jahrmarkt in einem čechischen Städtchen zu träumen, wo an einer in die Augen fallenden Stelle ein unternehmender Mann die mit Mordtaten und Tragödien bemalte Leinwand aufgespannt hat; nachdem er eine Menge Menschen im Kreise um sich geschart, hat er die Harmonika ergriffen und hat mit Basstimme und seine Frau mit Sopranstimme von den schrecklichen Sachen gesungen, die sich dieses Jahr zugetragen haben. Dann hat er eine Pause gemacht, ein langes spanisches Rohr genommen und in Prosa erklärend, was er soeben im Lied geschildert hat, deutet er auf die Scenen und Figuren auf der buntbemalten Leinwand ...

Und wenn die Harmonika und die zwei Stimmen hier ertönen würden, möchte ich mich nicht ein bisschen wundern. Das entspräche dem heutigen Papsttum ebenso treffend, wie diese blutrünstigen Malereien.

Ein einziges Bild bildet hier eine Ausnahme. Matejkos Sobieski als Befreier Wiens im Jahre 1683. Aber König unter solchem Gesindel zu sein, ist für Matejko nicht einmal eine Ehre.

In einem mittelgrossen Zimmer bemerkte ich einige Bekannte: Portraits der Erzherzoge Franz Ferdinand und Eugen — ich erinnere mich, dass die Prinzen sie weiland Leo XIII. gesandt haben, der sich darüber sehr gefreut hat — und ein Portrait des gewesenen Ministerpräsidenten Körber,

dessen grosser Bewunderer Leo XIII. war. In diesem Zimmer hängt auch das von B. Constans gemalte Portrait Leos XIII., dessen Basiliskenaugen aus dem Bild mit geradezu gespenstischer Lebendigkeit herausschauen.

Wir treten in die Stanzen Raffaels ein.

In Raffael hat das Papsttum seinen Homer der Farben gefunden, einen seiner würdigen Homer. Glatt, höflich, allen schmeichelnd, allen Winken seiner Brotgeber gefügig, der aalglatte Engros-Erzeuger sowohl von Leinwand, als von Fresken, wie er war, musste diesem Menschen das Glück und der Glanz päpstlicher Gunst zuteil werden. Sein Talent verstand es, sich alle Vorzüge seiner Vorfahren und Zeitgenossen anzueignen, verstand es, alles nachzuahmen, was nur irgendwo Markantes aufgetaucht war. Aber nichts passierte die Feueresse seines Geistes, weil diese Feueresse in ihm gar nicht vorhanden war, in keine Schöpfung hat er sein Ich, sein Blut, seinen Schmerz und seine Lust gelegt, weil in ihm keine Spur von künstlerischer Ehrlichkeit war. Er war ein Virtuos, wie die Violinvirtuosen sind, die eine wertlose Komposition herunterspielen, aber sie deshalb spielen, weil sie an ihr sich mit allen Finessen ihrer Finger, ihrer Saiten und ihres Bogens produzieren können. Einer der leersten Namen in der Geschichte der Malerei, aber vielleicht klingt er eben darum fortwährend so stark. Eine ganze Legion von Schülern und Freun-

Digitized by Google

den arbeitete mit an seinen Bestellungen — was schliesslich auch ein Zeichen der Weite seines künstlerischen Gewissens ist. Handwerker — Engros-Erzeuger — Fabrikant. Aber den heil. Vätern gefiel er und unter dem Bann dieser Suggestion steht bis heute die fromme christliche Welt... Die Fresken in den Stanzen sind zersprungen, ihre Farben eingegangen, verblasst, verdorben durchs Renovieren und Ergänzen — und wiederum begaffen sie die Touristen aller Nationen, loben sich sie, stossen Schreie vor ihnen aus, wie sie ihre Baedecker dazu anweisen.

Und so durchschreiten wir einen Saal nach dem andern. Ich betrachte die Fresken und die Leute, die sie betrachten — und wiederum so ein Kapitel von der Unsterblichkeit...

Wie anders sprechen in ihrer stolzen und ruhigen Sprache die Antiken! Diese Reliefs, diese Statuen, diese Köpfe und diese Körpertrümmer! Was für eine grandiose Lebenswahrheit ist in jener nicht gar grossen Mosaik auf dem Capitol enthalten, die die drei Täubchen bei der Schüssel darstellt! Und das ist nur eine Mosaik, nur ein Rest, der vielleicht irgendwo im Fussboden eines Saales sich befand! Ja, es gibt eine Unsterblichkeit in der Kunst, aber nicht in dieser da, in dieser verlogenen, geistlosen, verkrüppelten!

Vom Strome der Touristen förmlich getragen schwimmen wir in die Loggien Raffaels. Ein langer

Korridor mit einem Kreuzgewölbe, dessen Felder mit Illustrationen aus der Bibel ausgefüllt sind. Raffael hat sie entworfen, seine Schüler haben sie ausgearbeitet. Wir fliegen mit dem Blicke über eine Reihe von Pfeilern und betrachten das letzte Abendmahl des Herrn, weil es gerade über unserem Haupte ist, die Skulpturen von imitierten, antiken Köpfen, von Centauren, Siegesgöttinnen, Harpyien und Tritonen, die sich in Ornamenten an den Kapitälen des Pfeilers und um die Deckenmalereien winden — aber plötzlich gleitet der Blick durch das geöffnete Fenster hinaus — und adieu ihr biblischen Geschichten, adieu ihr hochberühmten Loggien! Dort unten liegt Rom, Roma aeterna, die gelbe stolze Stadt, die einzige Stadt auf der Welt.. Wie ein Mensch mit einem Kodak, schweifen unsere Augen über seine weitausgebreitete Fläche und trachten sowohl das Ganze wie die Einzelnheiten aufzufangen und sie in der Dunkelkammer des Gedächtnisses für alle künftigen Zeiten zu verwahren.

Wie muss wohl jenem zumute sein, der sich »heiliger Vater« anreden lässt, wenn er aus einem der Fenster seine Blicke auf die Stadt gleiten lässt, die seine Vorgänger ihre Stadt genannt haben, und die ihm nun unwiederbringlich verloren ist? So verloren, dass er sie nicht einmal betreten kann? Eine vom Augenblick eingegebene dumme Wut seines Vorgängers hat den Grund zu der Legende

vom Gefangenen des Vatikan gelegt, die Torheit der Folgezeit hat daraus förmlich ein Dogma konstruiert — wie ist wohl heute dem Papste zumute, wenn er auf Rom blickt? Und dabei fühlt und hört, wie unter ihm der Fels Petri abbröckelt und zerfällt?

Ein schöner, wunderbar schöner Blick ist es, den man von diesen Fenstern aus geniesst. — Aber irgend ein Lakai tritt an uns heran und macht uns aufmerksam, dass wir uns die Fresken und nicht die Stadt ansehen sollen. Und er beginnt zu erklären. Ich gebe dem Greise das, wornach seine Seele offenbar lechzt, und wir gehen weg.

Im dritten Stockwerke ist die Vatikanische Galerie. Etwas über vierzig Bilder, die einstens auf Kirchenaltären waren und dort entweder durch andere ersetzt, oder wie bei Sct. Peter in Mosaik reproduziert sind, sind hier zusammengetragen. Raffaels Madonnen und Verwandlung auf dem Berge Tabor, Domenichinis Letzte Ölung des heil. Hieronymus, Murillos Verlöbnis der heil. Katharina und Anbetung der Hirten, ein paar Tiziane, Perugine, Melozzo da Forli und wieder stehen die Leute mit den Baedeckern da und wundern sich mehr oder weniger (je nachdem ob im Baedecker das Bild mit einem oder zwei Sternchen bezeichnet ist).

Und das ist der Stolz der christlichen Kunst... Als würde man sich auf den Blättern eines Herbariums vertrocknete Blumen anschauen: die

äussere Gestaltung ist da, auch die Farben lassen sich erraten — aber die Seele ist fort, längst fort. Lüge war der Boden, aus dem sie emporgewachsen sind, von Lüge fristeten sie ihr kurzes Leben und als seelenlose Lüge blieben sie da zurück als Zeugen und Andenken ... — — Das »Ritiro di Giulio II.« ist aus heiklen Gründen nicht zugänglich, nicht zugänglich ist auch das Badezimmer des Kardinals Bibbiena — es soll mit Fresken, die die Geschichte der Venus und des Amor darstellen, bemalt sein — alle Sammlungen der Vatikanischen Skulpturen sind geschlossen, denn der heilige Vater ärgert sich vor und nach jedem zwanzigsten September über diese Welt und sperrt die Sammlungen, somit Sofia Petrovna, sind wir fertig ...

Zweimal möchte ich in künftigen Zeiten auferstehen: einmal bei uns in Böhmen, bis der Augenblick der letzten Abrechnung mit Wien kommt, das anderemal hier in Rom, bis ein Cicerone die Touristen auf diesen Gängen herumführen und seine Darlegungen etwa so beginnen wird: Hier war einst der Vatikan, der Palast der Päpste, die sich Stellvertreter Christi auf Erden nannten ...

XXIX.

Kirchen.

— Rom hat ihrer dreihundertundfünfzig, Sofia Petrovna, es ist also an Quartieren des lieben Gottes die gesegneteste Stadt der Welt. Die

Digitized by Google

Pfarrer von einigen sind Kardinäle, in andern sitzen ganze Kapitel von Kanonikern mit Pröpsten, anderswo wieder männliche Orden mit allen möglichen Toiletten und Tonsuren, anderswo wieder Nonnen — man hätte wirklich Lust den Bleistift zu nehmen und wenigstens annähernd auszurechnen, wie viel Millionen von solchen überflüssigen Schmarotzern hier die liebe Menschheit sich durch neunzehn Jahrhunderte ausgehalten hat!

Die einfältige Menschheit meinte freilich, sie mache eigentlich ein gutes Geschäft: die Diener Gottes benützten in praktischer Weise die Träume der antiken Philosophen von der Unsterblichkeit der Seele, ersannen für sie entweder den Himmel oder die Hölle, sie schworen Stein und Bein, dass der liebe Gott der Seele alles zehnfach vergelten werde; die Menschheit glaubte es, gab gegen diese Wechsel des Herrgotts seinen Dienern alles, was sie sich nur wünschen mochten, starb in diesem Glauben und dieser Hoffnung, und weil niemand aus jener Welt zurückkehrte, um zu sagen, dass drüben nichts ist, glaubt sie blindlings bis heute. Freilich nur noch in den niedrigern Schichten, dort, wohin bisher das durchdringende Licht der Wissenschaft nicht gedrungen ist, die so lange von Rom verfolgt und beiseite gestossen worden ist, aber dieses Glaubens ist noch immer so viel, dass davon noch tausende und abertausende von Dienern Gottes gut leben können.

Aber der Herrgott gibt nur dann seinen Segen, wenn der Mensch das Seine dazu tut. Und der Herrgott machte darin keine Ausnahme, auch nicht bei seinen Dienern. Und sie taten wirklich das Ihrige dazu und tun es noch immer dazu. Es gibt keine einzige Kirche, keine einzige Kapelle, die nicht irgend ein Lockmittel für jene enthielte, die sich ein Plätzchen im Himmelreich sichern wollen. So haben wir es überall gesehen, wo wir bisher waren und so wird es auch weiter überall sein, wohin wir kommen werden. So viel Kirchen, so viel Reliquien, Legenden, Merkwürdigkeiten, Andenken — häufig ist es eine lächerliche Einfältigkeit, oft ein Unsinn, oft eine ganz wertlose Sache, oft eine Beleidigung und immer eine direkte Blasphemierung des galiläischen Propheten und der Idee Gottes, wie man sie fühlen würde, wenn man gläubig wäre — — aber was weiter, wenn ein solcher Mensch den Patres überhaupt glaubt, dann glaubt er ihnen eben alles und greift in die Tasche, solang etwas darin ist. Was schliesslich die Hauptsache ist . . .

*

Santa Maria Aracoeli. Hier auf dem Kapitolium, wo die Arx stand und der Tempel der Juno Moneta, der Beraterin, von wo aus die antiken Auguren dem Fluge der Vögel und den Himmelserscheinungen folgten, stellten die christlichen

Auguren den Thron der Königin ihres Himmels, den Thron Mariens auf. Sie stellten ihn gerade auf den Grundmauern des zerstörten Heiligtums der Juno auf, benützten zum Baue antike Ziegel, die viel niedriger sind als die Ziegel späterer Zeitalter, seine Wölbung stützten sie auf Säulen, welche einst die Wölbung jenes antiken Tempels getragen hatten, und das Ganze umspannen sie mit einer dummen Legende, die bis auf Kaiser Augustus hinaufreicht. Augustus sei die Jungfrau Maria mit dem Kind (bambino) auf dem Arm, auf dem Himmelsaltar stehend, erschienen und eine Stimme vom Himmel habe ihm gesagt: Das ist die Jungfrau, die den Erlöser der Welt gebären wird. Hierauf habe Augustus einen Altar zu Ehren des Erstgeborenen Gottes errichtet und der Altar stehe angeblich noch immer im Hauptaltar der heutigen Kirche.

Vielleicht sind die antiken Säulen und der Hauch der machtvollen antiken Seele, der in dem Baumaterial unversehens aufgefangen ist, hier irgendwie wirksam: das Innere des Domes packt einen. Trotz den verschiedenen angestrichenen und vergoldeten Geschmacklosigkeiten, welche der christliche Geschmack freilich verschuldet hat. Es wirkt ergreifend mit seiner Alterspatina, mit seinem verdämmernden Lichte, mit dem uralten Pflaster und mit dem geweihten Orte, auf welchem der Dom steht. Santa Maria heisst er, aber die Juno Moneta geht einem hier nicht aus dem Kopfe.

Digitized by Google

Unter dem Hauptaltar befindet sich eine porphyrene antike Badewanne und darin, sagt man, die sterblichen Überreste der h. Helena. Über dem Ambon links ist das Grab Katharinas, der bosnischen Königin. Diese Frau tauschte ihre Residenz Jajce gegen Rom ein, nachdem ihr die Türken den Gemahl erschlagen und sie des Königreiches beraubt hatten; sterbend (1478) vermachte sie ihr Land dem Papste, und wunderbar, der heil. Vater, der bisher immer alles genommen hat, was ihm jemand vermachte, hat nie diese Erbansprüche geltend gemacht. —

Bei dem Hauptaltar sind acht Mönche. Sie schreien etwas mit träger Stimme aus, zuweilen einer, gleich darauf alle; dann pausieren sie, um nach einer Weile wieder schreien zu können. Ausser uns gibt es keine Seele in der Kirche.

Plötzlich kommt eine aufgeputzte Dame dahergerannt, hinter ihr eine aufgedonnerte Amme mit einem Kinde. Sie marschiert auf die Sakristei los. Die neugierige Sofia Petrovna meint, wir sollen mit ihnen gehen.

In der Sakristei begrüsst uns ein Mönch mit einem leichten Neigen des Kopfes. Er fragt nicht, was wir wollen, führt uns in die Kapelle, macht Licht auf dem Altar, öffnet das Pförtchen des Tabernakels, dreht unten an einer Kurbel und siehe — aus dem Tabernakel kommt eine kleine Truhe gefahren, und in der Truhe steht ernst eine rosen-

wangige, etwa einen halben Meter hohe Puppe, mit einer ungeheuern in Gold und Edelsteinen erstrahlenden Krone auf dem Haupte, in einem Gewande, das mit Ringen, Armbändern, Kreuzchen, Kettchen, Perlen, leuchtenden Steinen besäet ist, eine Puppe, pausbackig, rosenwangig, die Haare kastanienbraun bemalt — Santo Bambino!

Dieses Bambino soll im 16. Jahrhundert aus dem Holze eines Baumes auf dem Ölberge bei Jerusalem geschnitzt worden sein, und in den vergangenen Jahren, als noch der Papst der Herr von Rom war, pflegte man es zu den Kranken und zu den Sterbenden in einem eigenen Wagen zu fahren — jetzt, da der heil. Vater nicht mehr aus dem Vatikan herausgeht, geht das Bambino auch nicht aus und Besuche empfängt es nur noch.

Der Frater hat handwerksmässig die Stola ergriffen, kniet nieder und betet das Vaterunser. Die Frau und die Amme knieen hinter seinem Rücken und verrichten auch Gebete. Darauf zieht er das liebe Bambino aus dem Wägelchen, lässt die Frau dessen Füsse küssen und macht ihr mit diesen Füssen das Kreuz, dieselbe Prozedur verrichtet er an der Amme. Die Frau erhebt sich rasch, befreit das Kind aus einer Unmasse von Schleiern, offenbar darum, damit der Segen recht nachdrücklich wirke, der Frater bekreuzt mit den Füsschen des Bambino das Kind und berührt noch insbesondere seine Wangen, seinen Kopf und den Mund. Dann

stellt er die Puppe in ihr Wägelchen, berührt sie mit ich weiss nicht welchen Bildern, verteilt je eins an die Frau, die Kindsfrau, das Kind und schliesslich auch an uns. Die Frau wirft auf den am Altar stehenden Teller eine Zehnlirenote, wir lächeln und verbeugen uns ehrfurchtsvoll. Die Frau lässt sich nochmals auf die Knie nieder und betet.

Auf dem Bildchen ist das Bambino abkonterfeit mit allen Kleinodien, Steinen und Farben. Auf der Rückseite ist ein Gebet, und wer das Gebet jeden Tag am Morgen abliest, hat Ablass für 100 Tage, wie der erleuchtete heilige Vater Leo XIII. am 18. Jänner 1894 dekretiert hat.

Ja, das ist eine Religion, das ist der römische Katholizismus, der echte, unverfälschte...

*

San Pietro in Vincoli. Eine uralte, aber freilich oft umgebaute und verunstaltete Basilika mit einem Kloster auf dem Esquilin. Zwanzig dorische Marmorsäulen, weiss Gott von welchem antiken Bau genommen, tragen ihr Gewölbe. Gregor VII. und Innocenz III. wurden hier zu Päpsten gewählt. Julius II. ist dort begraben. Sie besitzt eine wertvolle grosse Reliquie, die in der Sakristei in einem Schrank versperrt gehalten wird, zu welchem drei Schlüssel gehören, einen hat der Papst, einen zweiten der Kardinal-Protektor, den

dritten der Abt des Klosters, und zwar sind das die Fesseln des heiligen Peter.

St. Peter war zweimal in Banden: einmal in Jerusalem, das anderemal in Rom. Die Mutter der Kaiserin Eudoxia sandte die jerusalemischen Fesseln nach Rom, wo man sie zu den oberwähnten römischen legte, die man schon durch etwa vierhundert Jahre bewahrt gehalten hatte, und die lieben jerusalemischen Fesseln fielen den römischen gewissermassen in die Arme und vereinigten sich mit ihnen zu einer einzigen Kette. Also ein kapitales Wunder. Und nach diesem Wunder ist die Basilika benannt. Und weiterhin besitzt sie ein Andenken, das die Touristen aller Länder und Völker herbeilockt: das Grab Julius II., des Papstes der Renaissance »des Wüstlings und Säufers«, wie ihn Kaiser Maximilian genannt hat. Das Grabmal auf diesem Grabe ist der Torso eines grossen Traumes und die Tragödie des ganzen Lebens Michelagniolo Buonarrottis. Vierzig Jahre träumte er daran, zerrte sich mit dem Papste und den Kardinälen herum, musste er die Dummheit, Aufgeblasenheit und die Schmutzerei, die sie alle auszeichnete, herunterschlucken und schliesslich nach einer Arbeit von sieben Jahren stellte er diesen Torso seines Planes und diese ewige Anklage der kulturfeindlichen Hierarchie auf.

Der Kirchendiener stellt Sessel vor den gewaltigen Moses des Grabmals hin.

Digitized by Google

Das ist der Moses, aus dessen Geiste der furchtbare Jahve der Hebräer geboren werden konnte. Das ist der Führer einer Nation, ihr Beherrscher, ihr Richter. Er hat die siegreiche Ruhe der antiken Marmorwerke — in der Tat, sein unglücklicher Schöpfer hätte um zwei Jahrtausende früher geboren werden sollen, irgendwo unter der Sonne von Hellas...

Die Renaissance besitzt überhaupt in Rom kein Denkmal, sie besitzt hier nichts, was als eine ihrer grossen Blüten bezeichnet werden könnte. Das Grab des Julius ist ein Torso, der St. Petersdom ist ein Konglomerat von Aufträgen und Einfällen, die Decke der Sixtinischen Kapelle ist eine Absurdität, die Fresken Raffaels die Produktionen eines Virtuosen...

Man tritt heraus und blickt unwillkürlich zum Forum und Colosseum hin — ja dort und in den kapitolinischen Museen sind Reste einer wahrhaft grossen, einer niemals überwundenen, einer niemals erreichbaren Welt...

*

Santi Cosma e Damiano. Diese beiden Heiligen, Sofia Petrovna, sind überaus früh bei uns in Böhmen heimisch geworden, darum wollen wir ihnen einen Besuch abstatten. Die erste christliche Kirche auf dem Forum Romanum, wo einstens der Tempel des Romulus gestanden hatte, wurde im

sechsten Jahrhundert erbaut. Sie besitzt Mosaiken, die einzigen, die in Rom sehenswert sind — die offenbar darum schön sind, weil sie noch vom Atem der Antike angehaucht wurden, bevor sie verschied. Die vier Engel, über der Apsis stehend längs des Altars, auf welchem das Opferlamm liegt, legen Zeugnis davon ab. Sie haben blaue Gloriolen, aber ihre weissen Röcke sind noch dieselben, wie sie die römischen Mädchen in der Kaiserzeit getragen haben. Und der Erlöser, der in der Apsis im dunkelblauen Felde auf goldverbrämten Wölkchen steht, hat die Gestalt, Körperhaltung und den Ausdruck eines Römers und sein goldgelbes Gewand ist eine Toga.

Aus der Apsis führen Stiegen in die unterirdische Kirche hinab, zu den Gräbern von Kosmas, Damian und Felix. Zwei Porphyrsäulen sind da und eine Bronzetüre, die aus dem Tempel des Romulus herübergenommen worden sind, stellenweise auch Stücke seines antiken Pflasters.

Der Kirchendiener, der uns alles zeigt und erläutert, hat einen furchtbaren Schnupfen. Und wie es scheint, hat er kein Taschentuch und behilft sich wie er kann. Plötzlich hat er mit zwei Fingern die Nase zusammengepresst, trompetet kräftig, führt eine wuchtige Schleuderbewegung mit der Hand aus und der Gegenstand seiner Qual fliegt ganz auf das Grabmal des heil. Damian. Aber der fromme Christ ist darüber nicht im mindesten betroffen —

er hat bloss einen Blick auf das Resultat seiner Anstrengung geworfen und schon erläutert er wacker weiter...

*

San Clemente. Eine altersgraue Basilika, deren Charakter durch Restaurationen nicht verdorben worden ist. In ihr liegt St. Klemens, angeblich der dritte römische Bischof nach Petrus, dessen sterbliche Überreste von der Küste des Schwarzen Meeres die slavischen Glaubensapostel nach Rom gebracht haben. In dieser Basilika fanden Kirchenkonzilien statt, einige Päpste wurden hier gewählt und Gregor der Grosse pflegte hier seine Homilien zu predigen. Die einzige von den römischen Kirchen, welche die Einrichtung der altchristlichen Bethäuser bewahrt hat: in der Mitte ein mit Marmor umfriedetes und gegen den Altar zu geöffnetes Chor mit zwei Ambonen, von denen aus dem Volke die Episteln und die Evangelien verlesen wurden. Auf dem Gewölbe über dem Hauptaltar Mosaiken aus dem 12. Jahrhundert, Illustrationen der geschmacklosen und armseligen religiösen Mystik jener Zeiten. In der Seitenkapelle der h. Katharina Fresken von Masaccio, welche der gelehrige Raffael sich so häufig anschauen kam. In einer andern Kapelle moderne Fresken, Szenen aus dem Leben der h. Cyrill und Method darstellend, gemalt auf Kosten Strossmayers.

Digitized by Google

Einer von den irischen Dominikanern, denen diese Kirche und das Kloster gehört, führt uns in das Souterrain der Kirche, das ist in die ursprüngliche Kirche, die gleich nach dem Mailänder Edikt Konstantins errichtet und wie sich nicht anders erwarten lässt, in den antiken Tempel des Mithras hineingebaut worden ist. Die dunklen Säulen, Mauerquadern und das Pflaster — das alles hat andere Zeiten und andere Menschen gesehen. Nur Fresken sind dazugekommen, durch ihr Alter wertvolle Fresken, die das siebente Jahrhundert entstehen sah, als Papst Gregor der Grosse erkannte, dass das Christentum sich ohne Bilder nicht behelfen könne. Und das ganz armselige Buchstabieren der Anfangsgründe spricht aus ihnen, das unbeholfene Ringen nach dem Ausdruck unklarer Vorstellungen, der Kampf mit der Farbe, das ratlose Herumtappen. Die weiteren Fresken gehören dem zehnten und elften Jahrhundert an, schildern Szenen aus dem Leben verschiedener Heiliger und bilden mit den vorerwähnten zusammen die Geschichte des ABC der christlichen Malerei.

Feuchtigkeit, Moder und Halbdunkel breitet sich über dem unterirdischen Raume aus. Auch der Dominikanerfrater löscht die Kerze aus, hustet und fragt, ob wir schon hinaus gehen wollen. Freilich wollen wir.

Im Kloster von St. Klemens starb der Apostel Cyrill und wurde in dieser Kirche begraben. Aber

sein Grab ist verschollen, welcher Umstand, vor mehr als sechzig Jahren bereits, unserem guten Slavophilen Jan Kollár folgenden Seufzer abgepresst hat: »Wir aber, Gott sei es geklagt! konnten, trotzdem wir diesen ganzen Dom auf das sorgfältigste durchstöbert haben, keinerlei Spur oder Inschrift über Cyrill auffinden. An den Flanken des Domes, wo nach dem Zeugnisse der Geschichtsschreiber die Leiche Cyrills begraben worden, sind jetzt Grabdenkmale und Inschriften ganz anderer, neuerer italienischer Bischöfe, und zwar links von zweien, rechts von einem. Wie uns diese Indolenz der Römer gegen Cyrill verdrossen und geschmerzt hat, kann sich jeder unserer Leser vorstellen.«

Der törichte Kollár! Rom, das tausende und abertausende von eigenen Heiligen aller Rangstufen besitzt, soll sich ihm zuliebe etwa gar noch um so einen zugewanderten Cyrill bekümmern!

•

Santa Maria della Vittorie. Der heil. Jungfrau Maria der Siegreichen würden wir sagen. Marienkirchen gibt es in Rom über achtzig. Diese da interessiert uns Čechen, Sofia Petrovna, weil sie eine gewisse Beziehung zu unserer Geschichte hat. Es ist dies übrigens die einzige Beziehung, die Rom zu uns hat. Kaiser Otto III. wollte zwar auf einer Tiberinsel eine Kirche zu Ehren unseres heil. Adalbert, des Prager Bischofs, seines

Freundes, erbauen, aber er starb bald und statt dem heil. Adalbert weihte man diesen Dom dem heil. Bartholomäus, was unserem leicht erregbaren Heiligen gewiss auch im Himmel noch manche bittere Stunde verursacht hat. Und so ist uns nur diese Jungfrau Maria die Siegreiche übriggeblieben.

Und zu dieser sind wir folgendermassen gekommen. Unser Verhältnis zu Rom war seit jeher etwas gespannt. Von Christus, dem Herrn, sprach dieses zu uns wie zu allen an der Elbe und der Ostsee wohnenden Slaven mit den Zungen blutiger Schwerter, mit Mord und Brand. Unsern grössten Přemysliden hat es schon vor der Schlacht auf dem Marchfelde zu Boden geschlagen und mit Erlaubnis Roms erdrosselte der römische König Rudolf nach dieser Schlacht unseren Ruhm und unsere Grösse. Und wir kamen doch wieder zur Besinnung. Und da wir Christen waren, nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach, fingen wir an, das Haupt dieser christlichen Welt und ihre Vollzugsorgane mit kritischen Blicken zu mustern. Und wir fanden, dass das Haupt verfault und die Glieder nichtsnutzig sind. Wir sagten es ihnen. Milič von Kremsier entdeckte sogar, dass der Antichrist schon auf der Welt sei und dass dieser Antichrist kein anderer sei als — Rom. Und er zog sogar nach Rom, um es dem Papst ins Gesicht zu sagen. Der Papst war in Avignon, Milič, um nicht zwecklos die Zeit zu verlieren, schlug an die Tür der

Digitized by Google

Sct. Peterskirche eine Erklärung an, worin er allem Volke verkündete, er wolle die Ankunft und den Wohnsitz des Antichrist kundtun. Ein naiver Mensch! In der Sct. Peterskirche selbst liess ihn der römische Inquisitor verhaften und bei den Minoriten in Aracoeli einkerkern — die Bettelmönche verkündeten unterdessen in Prag von den Kanzeln herab, dass dieser Ketzer bald verbrannt werden wird. Aber der Ketzer hatte Empfehlungsbriefe Kaiser Karls IV. und vor Karl IV. hatte sogar der heil. Vater Urban V. Respekt, der, kaum in Rom angekommen, Milič sofort freiliess, ja ihn sogar noch mit Ehren überhäufte — was Wunder, dass Milič weich wurde und etwas von seinem Antichrist nachliess? Auch der Schüler des Milič, Mathias von Janov, der den Weg seines Meisters betrat, fand nach einer Zeit der Entrüstung seinen modus vivendi mit Rom, nachdem ihn der Papst zu dem Posten eines Domherrn bei St. Veit verholfen hatte — aber die Stimme des Aufruhrs gegen Rom und die grosse Stimme des Gewissens liessen sich in Böhmen nicht zum Schweigen bringen und kristallisierten sich in zwei neuen herrlichen Typen heraus, im ehrlichen Charakter des Jan Hus und in der faszinierenden genialen Gestalt des Hieronymus von Prag. Und nun prallten zwei Welten aufeinander: die Welt der Lüge und des Betruges und die Welt der Überzeugung und der Wahrheit. Die Welt der Lüge und des Betruges

kam in die Enge und griff zur Gewalt: Hus und Hieronymus endeten auf dem Scheiterhaufen. Es gibt keine schönere Zeit in unserer Geschichte als diese aufsteigende Linie eines immer reinern Geistes des Aufruhrs und es gibt keine ruhmvollere Zeit als die, die gleich darauf folgte: ein reiner und klarer Geist der Empörung wehte durch das ganze Volk und gab ihm Kraft zu staunenswürdigen Kämpfen, deren man nicht ohne stolze Erregung gedenken kann.

Aber der Antichrist kam zur Besinnung: er betrog das siegreiche und bescheidene Volk durch die Kompaktaten und nachdem der leichtgläubige Ehrenmann seine Morgensterne wieder gegen friedliche Dreschflegel vertauscht hatte, — nahm er ihm auch die Kompaktaten weg. Und er sah ein, es sei wichtiger, Georg von Poděbrad, den Kelchnerkönig, zu vernichten, als Veranstaltungen zur Verjagung der Türken aus Europa zu treffen. Das čechische Volk liess sich aber durch dies alles nicht brechen und nicht unterkriegen — nur seine Verbitterung wuchs und sein Lebensgedanke war ohne Rom zu leben. Darum schloss es sich in seiner überwiegenden Zahl an die deutsche Reformation an, welche unter glücklichern Auspizien wuchs, als einst die eigene Reformation des čechischen Volkes. Die Welt des Betrugs und der Lüge sah sich aufs neue bedroht und noch furchtbarer als zwei Jahrhunderte vorher. Wie gegen das antike Impe-

rium einst, so wälzten sich jetzt die Fluten der Empörung bis hart an die Berge von Italien, und Rom fühlte, dass diese Invasion der Waffen des Geistes verderblicher sein werde als die Invasion der herulischen und ostgotischen Schwerter von anno dazumal... Da verschmolz es seine Interessen mit dem dynastischen Vorteile der damals mächtigsten Familie in Europa und versetzte den ersten Schlag an der verwundbarsten Stelle, dem entkräfteten, unpolitischen, mehr von Gefühl als von kühler Erwägung geleiteten Volke: bayerische Söldner, gezahlt mit dem Gelde des Papstes Paul V. — und der konnte zahlen, war er doch aus der reichen Familie der Borghese — gewannen die Schlacht auf dem Weissen Berge. Und diesem Volke wurde allsogleich der römische Christus nach der Methode jenes Mörders Karl verkündet, den Rom heilig gesprochen hat und den die Geschichte den Grossen nennt. Und so gründlich wurde er ihm verkündet, dass achtundzwanzig Jahre nach der Schlacht auf dem Weissen Berge die Jugend unseres Volkes sich unter der Führung eines Jesuiten für die Sache des heiligen römischen Glaubens und für die Sache seiner kaiserlichen Gnaden, Ferdinands, gegen die Schweden schlug, die für die Befreiung dieses Volkes fochten...

Und zum Andenken an die Weissenberger Schlacht, Sofia Petrovna, gründete jener Papst Paul V. diesen Dom der Jungfrau Maria, der Sieg-

Digitized by Google

reichen. Ein Karmelitermönch, Dominicus a Jesu, fand, erzählt man, in Strakonitz ein von den böhmischen Ketzern verstümmeltes Bild der Jungfrau Maria. Er brachte es unter die bayerischen Soldaten, entflammte sie damit gegen die böhmischen Ketzer und brachte es nach Rom. Der siegreiche Kaiser Ferdinand II. schenkte dem wunderwirkenden Bilde eine goldene Krone, die mit Smaragden, Rubinen und Saphiren von grossem Wert und Schönheit ringsum besetzt war, andere Mitglieder des österreichischen Erzhauses gaben wieder andere Geschenke, diese Geschenke versteckten die Karmelitermönche in Kammern, das Bild wurde auf dem Altar aufgestellt, wo es im Jahre 1833 verbrannte — warum das der Herrgott so gefügt hat, weiss man nicht. In diesem Dome werden jährlich zwei hohe Festtage gefeiert: am 12. September die Erinnerung an die Befreiung Wiens von den Türken durch Jan Sobieski und — der zweite Sonntag im November, weil die Schlacht auf dem Weissen Berge am 8. November stattfand...

Über dem Hauptaltar befindet sich eine interessante Freske: der Einzug der Sieger vom Weissen Berge in Prag. Die Kleinseite und der Hradschin sind in Umrissen und Farben vorzüglich erfasst, der bayerische Herzog Maximilian zieht in vollem Siegesglanz und in hochmütiger Pose in dem unterworfenen Prag ein...

Sonst gibt es hier nichts, Sofia Petrovna, gehen wir.

*

Santa Maria del Popolo. Hier auf dem Marsfelde unterhalb des Monte Pincio stand einst das Mausoleum der Familie der Domitier und hier bestattete die treue Akte, die griechische Sklavin, ihre einzige Liebe, den getöteten Kaiser Nero. Das Mausoleum wurde zwar zertrümmert, aber der Geist des Kaisers ging hier um, sagte man, und schreckte die braven Christenmenschen. Und darum musste hier eine Kapelle errichtet werden und später an ihrer Stelle eine Kirche mit einem Augustinerkloster, und man sieht, dass die frommen Brüder auch von einem heidnischen Kaiser zu leben verstehen, wenn sonst keine Reliquien zur Hand sind. Und hier gibt es in der Tat nichts dergleichen. Keine Heiligen, keine Andenken, dafür liegen hier soviel Kardinäle, dass man sie kaum zählen kann. Und jeder liegt in einem prunkvollen Sarkophag, der mit Statuen und Inschriften versehen ist, so dass die Wände der ganzen Kirche von erstarrten Körpern, von in die Luft starrenden Gliedern und sich herausneigenden Köpfen voll sind. Durch die prachtvoll bemalten Fenster fällt gedämpftes Licht von verschiedener Färbung herein, betäubende Düfte von Weihrauch und Wachs erfüllen den ganzen Raum, in dunklen Kapellen brennen winzige Lampenlichter hinter roten

Gläsern, Leute kommen, nehmen die aus Stroh geflochtenen Sessel aus dem bei der Tür angehäuften Vorrat, tragen sie zum Altar jenes Heiligen, zu welchem sie, wie es scheint, das grösste Vertrauen haben, lassen sich auf den Sesseln nieder und beten oder schauen sich die andern Leute an. Eine solche Kirche ist offenbar auch ein Ort, um die ermüdeten Glieder bloss ausruhen zu lassen. Von einem der Altäre tönt die langgezogene Stimme des Priesters. Keiner hört ihm besonders zu; wer da betet, betet zu seinem Heiligen. Ein Biedermann zieht gerade ein Päckchen aus der Tasche, macht mit dem Papier ordentlich Geräusch, aber niemand ist darüber erbittert. Er zieht ein Stück Käse und Brot heraus, zerschneidet beide, isst, aber niemand achtet darauf. Er achtet übrigens auch auf niemanden. Er hat gespeist, hat die Zeitung, in welcher der Käse eingewickelt war, auseinandergebreitet, hat den Sessel zu einer der Kerzen oder Lämpchen hingeschoben und liest mit Gemütsruhe ...

Im Kloster der Augustiner, denen die Kirche gehört, wohnte im J. 1510 Martin Luther, der in Ordensangelegenheiten nach Rom gekommen war. Luther, damals noch gut katholisch und der alleinseligmachenden Kirche treu ergeben ...

*

Il Gesu. Wir stehen bei dem Grabe des Ignatius von Loyola. Das imposante Kircheninnere

schreit hochmütig in Gold, Marmor und den Farben der Bilder. Der Altar des heil. Ignatius hat vier Säulen aus kostbarem Lapislazuli und von ihm herab schreit wieder das Gold der Kapitäle und Ornamente, von ihm herab leuchtet stolz der weisse Marmor der Statuengruppe der heil. Dreifaltigkeit und blaut die mächtige Kugel aus Lapislazuli, die unsere Erde darstellt, das Altarbild des heil. Ignatius strahlt in frischen Farben und in dem vergoldeten mit Kristallen und Achaten besetzten Bronzesarge ruht der Begründer und erste General des Jesuitenordens Inigo Lopez de Recalde, bekannter unter dem so oft verfluchten und so oft bewunderten Namen des Ignatius von Loyola.

Dieser aus dem rätselhaften baskischen Stamme hervorgegangene Mann war vom Schicksal ausersehen der schützende Schild des dahinsiechenden Papsttums und sein Schwert zum Angriff gegen die germanische Reformation zu werden. Drei Seelen aus der ersten Zeit des Christentums lebten in ihm auf und steuerten zu seiner Seele bei: der Mystiker und Visionär der Apokalypse, Johannes der Evangelist, der kriegerische Fanatiker Tertullian und der nüchtern denkende Praktiker Paulus aus Tarsus. Das, was diese drei mit dem Zimmermann aus Nazareth gemein haben, besass auch Ignatius von Loyola: seine eigene Illusion von ihm, seine eigene Vorstellung und den Namen Jesus als Devise und Banner. Und wenn diesen drei Männern

der wirkliche Jesus in die Quere gekommen wäre, hätte ihn jeder von ihnen auf seine besondere Art zermalmt: Johannes mit den Blitzen der Apokalypse, Tertullian mit giftigem Hass, Paul mit griechischer Dialektik und Sophismen; Loyola dann auf alle drei Arten zusammen. Und doch kann man ihm nicht den Respekt versagen: es war dies eine volle Persönlichkeit wie aus einem Guss, ein konsequenter und mit eiserner Willenskraft begabter Mann, einem klar erkannten Ziele auf dem einzig richtigen, das ist dem kürzesten Wege zustrebend. Sein Werk wurde zum Unglück der Menschheit, aber das ist nicht die Schuld des Ignatius v. Loyola: er hat die Kräfte seines Ordens in die Dienste des Papsttums gestellt und in diesem Dienste konnte er niemandem zum Segen werden als eben wiederum der Institution des Papsttums.

Neruda sagt, die Galle sei ihm übergelaufen, als er bei diesem Grabe stand — ich stehe hier und ein frostiges Beben durchschauert mich, denn ich fühle, dass hier der Staub eines Mannes liegt, der ein seltener eiserner Mensch war, einer von denen, die jenseits von Gut und Böse stehen...

*

Sant' Angelo in Pescheria. Ein winziges, abgewetztes und herabgekommenes Kirchlein. Wir werden es nicht betreten, wir würden nichts dort sehen, nur um eines Scherzes der Geschichte

Digitized by Google

willen, wollen wir hier Halt machen. Hier links ist das Judenviertel, das Ghetto, wie es alle grossen Städte besitzen. Und die Bewohner dieses Ghetto, coelum metuentes Judaei, nennt sie Horaz, die hier schon seit uralten Zeiten wohnen, wurden seit dem Jahre 1584 durch eine päpstliche Anordnung gezwungen, jeden Freitag in dieses kleine katholische Kirchlein zu gehen und den Darlegungen der Patres Dominikaner über den alleinseligmachenden Glauben und über die einzig mögliche Erlösung zuzuhören. Welcher Jude nicht freiwillig ging, wurde von den Schergen hingeschleppt und die Väter Dominikaner donnerten die Schrecken der Hölle und die Liebe Christi in die ungetauften hebräischen Seelen hinein... Jeden Freitag — bis Pius IX. diese alte Einrichtung aufhob. Und dort rechts steht nun eine neue Synagoge. Sie wurde im Jahre 1904 errichtet und schaut in ihrer strahlenden Pracht und mit dem prangenden goldenen First ihres Daches auf das abgeschabte und herabgekommene Kirchlein Sant Angelo. Und das Kirchlein, als erinnere es sich dessen, was einst gewesen ist, schämt sich, duckt sich, aber die Synagoge lässt ihre Augen nicht von ihm und lacht still und siegesbewusst... Ein grotesker Witz der Geschichte.

*

Sant' Agnese. Auf dem schönen ellipsenförmigen Ringplatze Circo Agonale, wo einst das

antike Stadion Domitians gewesen ist, steht dieses Denkmal römischen Barocks. Zwei hübsche Türme und eine kühn aufstrebende Kuppel in der Mitte, im Innern antike Säulen, das Grab des Papstes Innocenz X und im Souterrain der Kirche, die in den Rest des antiken Stadion hineingebaut ist, ein Relief der heil. Agnes, ein Wunder darstellend, das an dieser Stelle geschehen sein soll. Die schöne Jungfrau Agnes war Christin und sollte ihre Liebe zu Christus mit dem Tode besiegeln. Aber nach den strengen altrömischen Gesetzen durfte kein Weib hingerichtet werden, solange es Jungfrau war. Es blieb also nichts übrig, als dass einer von den Henkern in solchen Fällen diese Unzukömmlichkeit hinwegschaffe. Und als das so bei der heil. Agnes erfolgen sollte und die Jungfrau schon entkleidet war, gefiel es dem lieben Gott ein, originelles Wunder geschehen zu lassen. Und der liebe Gott vollbrachte es sofort: auf dem ganzen Körper der verurteilten Jungfrau wuchsen lange, dichte, schwarze Haare auf — den betreffenden Henker befiel Entsetzen und er vollzog nur den zweiten Teil der Exekution: er richtete Agnes hin und liess sie Jungfrau. Es war nicht anders möglich.

Dafür ist sie jetzt eine Heilige, hat ihren Feiertag im Kalender und diese Barokkirche auf dem Circo Agonale.

•

Sant' Agostino. Der fromme französische Kardinal d'Estouteville liess diese Kirche erbauen, damit sein Leib hier einmal seine letzte Ruhestätte finde. Aber gerade dabei widerfuhr ihm ein Ungemach. Glücklich starb er zwar, ward glücklich in seine Kirche getragen, aber da inszenierten plötzlich die frommen Kleriker von Sant' Agostino mit den Klerikern von Santa Maria Maggiore eine Rauferei, prügelten einander mit den Leichenfackeln und beraubten dabei die Leiche des Kardinals um das goldgestickte Brokatgewand und die Ringe, ja sogar die Infel rissen sie ihm vom Haupte. Und jetzt liegt der arme Teufel von Kardinal da irgendwo in einem namenlosen Grabe ...

Die Attraktion der Kirche für die frommen Pilger ist ein Sarkophag, worin angeblich die sterblichen Überreste der heil. Monika, der Mutter des heil. Augustin sich befinden ...

*

Santa Maria Maggiore. Der Papst Liberius hatte, sagt man, in der Nacht des 4. August 352 folgenden Traum: die Jungfrau Maria erschien ihm und sagte ihm, sie hätte gar so gerne eine Kirche am Esquilin, auf der Stelle, wo am nächsten Morgen frischgefallener Schnee liegen werde. Und ebendenselben Traum hatte auch der Patricius Johann, ein begüterter und guter Mann. Beide begaben sich am Morgen auf den Esquilin, begegneten einander

dort und fanden, erzählt man, richtig die mit Schnee bedeckte Stelle. Papst Liberius zeichnete sofort mit dem Stocke den Grundriss der Kirche in den Schnee und der gute Patricius Johann erklärte sich bereit, die Kirche auf seine eigenen Kosten bauen zu lassen. Die Kirche wurde wirklich erbaut, aber die Jungfrau Maria hat sich sehr wenig um sie gekümmert: vierzehn Jahre darnach brannte sie bei den Unruhen ab, welche die Wahl des Papstes Damasus begleiteten, während welcher so nebenbei auch einige Hunderte von Menschen ums Leben kamen. Die Kirche lag in Ruinen bis zum Jahre 432, in welchem der Konstantinopeler Patriarch Nestorius sich mit energischem Nachdruck gegen die Verehrung der Jungfrau Maria als »Gottesgebärerin« aussprach, da besann sich Rom, welches eine solche Beschimpfung der Mutter Jesu schwer trug, auf ihren Wunsch vom 4. August 352 und baute ihr die Kirche neu auf. Verschieden wurde die Kirche im Laufe der Zeiten getauft — jetzt trägt sie als die grösste der Marienkirchen den Namen Santa Maria Maggiore.

Und sie ist in der Tat ein Dom der Königin des Katholizismus: prunkvoll, strahlend, voll Leben, stolz. Ihre Decke leuchtet im Golde, dem ersten Golde, das überhaupt aus Amerika nach Europa gekommen ist und welches Ferdinand von Aragonien der Jungfrau Maria weihte, weisse, antike, jonische Säulen heben die Decke in schwindlige Höhe,

Mosaiken des vierten und fünften Jahrhunderts schmücken die Wände, ein grossartiger Triumphbogen der Jungfrau Maria erhebt sich hinter dem Hauptaltar, bedeckt mit Mosaiken mystischen Inhaltes, wie es Gepflogenheit in der ersten christlichen Zeit war, eine Unmasse von Statuen verschiedener Heiliger, Gräber einiger Päpste in den Seitenkapellen, mit liegenden oder knieenden Figuren dieser Imperatoren in der Tiara, Massen von vergoldeten Engeln, von Ornamenten, grossen Edelsteinen, alles scheint hier wie mit einem Choral von Glocken zu singen: Ave Regina coelorum!... Der heilige Hieronymus, dessen Leib man aus Palästina gebracht hat, ist hier begraben; ferner hat man hier ein Portrait der hl. Jungfrau Maria, angeblich von Lukas, dem Evangelisten, gemalt; die Krippe, worin das Christkind im Stall von Bethlehem gelegen ist, sowie auch ein bisschen Heu und Stroh, auf welchen dort sein Körperchen ruhte, die Windeln, in welche es gewickelt war; sodann fünf kindliche Körperchen aus der Reihe jener bethlehemitischen Kinder, die Herodes ermorden liess — — was Wunder, dass es nicht ein einziges Pilgerlein aus den allerentlegensten Gebieten gibt, das sich nicht sehnen würde, solche Reliquien zu erblicken, sich vor ihnen zu neigen und zu ihnen zu beten?

•

Digitized by Google

Nichts deprimiert einen in Rom so wie diese Dome mit ihren Legenden, Reliquien, mit ihrem Pomp, den Votivgaben und ihrem Reichtum — es gibt keine schrecklicheren Denkmale der menschlichen Torheit und Einfall vergangener Jahre und gegenwärtiger Tage, als dies alles da —

Aber nichts erhellt einem den Ausblick in die Zukunft so, als wiederum diese Dome mit ihren Legenden, Reliquien, mit ihrem Pomp, mit ihren Votivgaben und ihrem Reichtum, denn menschliche Torheit und Einfältigkeit kann gross sein, kann überwältigend, niederschmetternd sein — — sie kann aber nicht unsterblich sein. Dieser Fetischismus kann nicht einmal mehr so lange dauern, als er schon gedauert hat. Und wird es auch nicht. Seine Grundfesten bröckeln ab, zerfallen, weil die grosse Morgendämmerung der Gehirne und Seelen anhebt. Und aufgehen wird die Sonne und es wird tagen. Und es wird abgerechnet werden. Und wie es eben stets zu sein pflegt: der Höhe der eigenen Dummheit und Torheit wird die Tiefe der Wut und der Entrüstung über die entthronten Fetische und Gegenstände der irregeleiteten Gefühle entsprechen. Losbrechen wird der Sturm und alles hinwegfegen. Die Gewölbe werden herabstürzen und die Fetische begraben... Und dass auf den Gewölben die Fresken von ein Paar teuern Namen sind — was liegt daran? Wenn vernichtet wird, wird eben alles vernichtet...

Und über den Ruinen wird der Geist der Menschheit einen neuen Traum, eine neue Religion, neue Kulturen ausspinnen...

Und werden diese wiederum nur ein Kerker der unglücklichen Menschheit sein? Und werden es wieder Seelenfesseln sein? — — — Zu allererst tut's Not, dass der bestehende Kerker niedergerissen werde...

XXX.

Paläste.

Jeder neu gewählte heilige Vater nimmt einen neuen Namen an, der der Geschichte verbleibt, und durch seine Übersiedlung in den Vatikan löst er alle Bande, die ihn an diese Welt gefesselt hatten. Allerdings nur nach der Theorie des Katholizismus — in der Praxis werden solche Beziehungen auf beiden Seiten gerade in einem solchen Augenblicke gefestigt und nutzbar gemacht, so weit sie überhaupt nutzbar gemacht werden können. Das päpstliche Handwerk hatte nicht nur einen goldenen Boden, sondern es war überhaupt das reichste Goldbergwerk auf der ganzen Welt. Heute ist es schon stark herabgekommen, wie alle Handwerke — andere Zeiten, andere Lieder — aber was wahr ist: es hat schöne Zeiten erlebt. Die Welt zeigte mehr Erkenntlichkeit für die Lehre Christi, für den Segen

Digitized by Google

der Lehre Christi, die Menschen pflasterten sich mit Gold und Silber den Weg zum Himmel für ihre Seele, Könige zahlten anders als heute, Kaiser griffen tiefer in die Tasche. Und wenn der betreffende heilige Vater besonders geschickt und fleissig war, legte er selbst auch die mit dem Fischerring geschmückte Hand ans Werk. Nicolaus V. verkaufte aus dem antiken Amphitheater der Flavier Stein und Marmor. Sixtus IV. errichtete unweit des Vatikans ein Bordell, das ihm 20.000 Dukaten jährlich eintrug, wovon ich schon früher Erwähnung getan habe. Sixtus V. erzeugte aus antiken Marmorstatuen und Säulen Kalk. Alexander VI. vergiftete, wie Caligula seine Senatoren, seine Kardinäle, um sie beerben zu können, ja, derselbe Stellvertreter Christi auf Erden nahm von dem türkischen Sultan Bajazit 3000 Dukaten jährlich für die »Behütung« seines Bruders, den er gefangen hatte und in Rom im Gewahrsam hielt. Julius II., der Soldat in der Tiara, plünderte eroberte Städte wie der tüchtigste Condottiere seiner Zeit und liess Ablässe in der ganzen Welt verkaufen, worin ihm konsequent auch sein Nachfolger Leo X. folgte, dessen geradezu Horazische Devise lautete: lasst uns das Papsttum geniessen, da es uns nun einmal gegeben ist — usw. usw. noch eine Reihe von Namen und eine Reihe diverser Geschäftchen, die heiligen Väter zerrissen also auch nach dieser Richtung hin ihre Beziehungen zur Welt nicht, im Ge-

genteil, sie befestigten und mehrten sie, aber sie zerrissen sie auch noch in anderer Hinsicht nicht, Jeder hatte natürlich seine Familie, aus der er hervorgegangen war, oder die er sich geschaffen hatte (Alexander VI., Julius II., Innocenz X. usw. — wiederum eine hübsch lange Reihe) und dieser Familie vergass so ein Papst nicht nur nicht, im Gegenteil, er war ihrer umso eher eingedenk, je grösser die Gelegenheit und die Möglichkeit war, seine Erkenntlichkeit, seine Benevolenz und seine Freigiebigkeit zu zeigen. Wenn wir also auch zu unserer Zeit noch sehen, wie sich zu den fetten Erzbischof- und Bischofstellen die diversen Gräflein und Barönchen herandrängen, mit welchen die herabgekommene Familie nichts anzufangen wusste und die sie deshalb dem Dienste des lieben Herrgotts widmete, und wenn wir dann weiter gewahr werden, wie sie die hungrigen Mägen, die erhobenen Hände und die leeren Taschen ihrer Eltern und Geschwister füllen, so müssen wir anerkennen, dass dies alles in den uralten Traditionen der heil. römischen Kirche geschieht, nach dem Beispiele der höchsten Stelle derselben, und hier in Rom sieht der Betrachter die Denkmale dieser verwandtschaftlichen Liebe und der Beziehungen der heiligen Väter zu den Familien, aus denen sie hervorgegangen sind. Es sind dies die Paläste und Villen der päpstlichen Nepoten, der Namen, die bis zum heutigen Tage die alte Aristokratie der ewigen Stadt ausmachen.

Wenn aus einer dieser Familien ein Papst hervorging und wenn er auch nur eine geringe Anzahl von Jahren regierte, so bedeutete das für die betreffende Familie einen Haupttreffer auf lange Jahrhunderte hinaus. Sofort kam sie empor, und hatte sie nicht schon ihren Palast, so errichtete sie sich einen solchen, trug in ihm antike ausgegrabene Statuen zusammen und schmückte ihn mit Fresken der zeitgenössischen Maler, gründete sich eine Galerie, baute Fontänen auf den öffentlichen Plätzen — alles, wie es Mode war. Und schon blieb sie eine hervorragende Familie und bestrebte sich, dem künftigen Papste aus einer anderen Familie das Leben auf alle mögliche Art zu verbittern, oder wenn er sich erkenntlich zeigte, das Leben jenen zu verbittern, welche seine Feinde waren. Und dass dies bei der leicht erregbaren italienischen Natur weit genug ging, springt in die Augen: Morde, Überfälle, Vergiftungen, Plünderung von Gütern, Gefangennahme und Einkerkern, Kämpfe in- und ausserhalb der Stadt, Hinrichtungen, Ausrottung ganzer Geschlechter — fürwahr, die düstersten Zeiten des kaiserlichen Rom waren noch immer ein Kinderspiel gegen diese Zeiten des päpstlichen Rom ...

Als das Papsttum zu sinken begann und die Zeiten der Wildheit vorübergegangen waren, begannen die Rauferfamilien die Grandseigneurs zu spielen, liessen sich an ihre Namen Fürstentitel an-

hängen, auf ihre Equipagen Krönlein malen und bildeten den goldenen Glutenschimmer und die dunkelroten Wolken um die allmählich sinkende päpstliche Sonne. Ihre jungen Mitglieder wurden Offiziere in der päpstlichen Garde, die Väter und Mütter füllten die Kirchen bei grossen kirchlichen Festlichkeiten und ihre Equipagen fuhren hinter dem päpstlichen Wagen bei der Spazierfahrt durch Rom. Denn wenn auch nicht mehr in Strömen, so flossen doch in beharrlichem Rieseln die silbernen Bächlein und fielen die goldenen Tropfen aus dem Vatikan.

Aber es kamen noch ärgere Zeiten. Der Savoyarde zog in Rom ein, liess sich im Quirinal nieder und der heilige Vater verschloss sich aus Trotz im Vatikan. Die Bächlein hörten auf zu rinnen, die goldenen Tropfen hörten auf zu fallen. Die Prosa des Lebens pochte unbarmherzig an die Tore der Paläste, an jene Tore, deren Schlösser aus antiken Tempeln genommen und deren Verzierungen kunstvoll von den Meistern der Renaissance gebildet waren, öffnete sie, kümmerte sich nicht um den betressten Portier, stieg die marmornen Stufen empor und liess sich auf dem Lehnstuhl im grossen Saale gerade unter dem Bilde des Stolzes und der Zierde der ganzen Familie, eines der heiligen Väter, nieder. Und der Fürst verkaufte, um die Prosa des Lebens loszuwerden, was sich nur verkaufen liess: die Villa in den alba-

nischen Bergen, die Galerie alter Meister und schliesslich auch den Palast, in welchem so viele Jahrhunderte sein Geschlecht gewohnt hatte.

Die Villa Borghese samt dem Park hat die Stadt Rom gekauft, die Galerie Sciarra-Colonna der Pariser Rothschild, den Palazzo di Venezia der österreichische Staat für seinen Gesandten am Vatikan, im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol residiert der Gesandte des Kaisers Wilhelm II. Den Palazzo Boncompagni bewohnt die Witwe nach dem ermordeten König Humbert, Margarita von Savoyen; der Palazzo Farnese ist Eigentum der französischen Republik, deren Gesandter hier residiert — und so bezeichnen nur noch die Embleme der Päpste, der Kardinäle, die Wappen der Familien über den Toren und die Namen die früheren Eigentümer. Sechs Lilien nach Art der bourbonischen Lilien die Familie Farnese, eine Säule die Colonnas, Bienen die Barberini. Das Verkaufen von Galerien und von alten Andenken nahm in einem solchen Masse überhand, dass die königliche Regierung sich gezwungen sah, ein Verbot gegen die Ausfuhr von Kunstgegenständen aus Italien zu erlassen. Das war ein Schlag für die alten Geschlechter, aber die Regierung kauft selbst, soweit ihre Mittel reichen, von den Bankerotteuren für die öffentlichen Museen. Das Museo Boncompagni-Ludovisi, jetzt Museo Nazionale delle Terme, ist ein schöner Er-

folg dieses Strebens und wird sicherlich nicht der letzte sein.

Andere Familien blickten der Lebensprosa ordentlich ins Gesicht, fanden sich mit ihr ab, nahmen Rat an und begannen ein neues Leben auf neue Art. Sie verwandelten die öden Strecken der Campagna in Weideland, kümmern sich um die weissen Ochsen mit langen gekrümmten Hörnern, um Milch, Butter und Käse der Kühe, und dem fürstlichen Krönlein geht es wohl dabei. Wenigstens verblasst sein Gold nicht. Die Mehrzahl von ihnen ist aber mit den neuen politischen Verhältnissen nicht versöhnt: ihre Traditionen gestatten es ihnen nicht. Sie gehen nicht an den Hof des savoyschen Usurpators, dafür zeigen sie sich im Glanze bei den jetzt nur noch seltenen Gelegenheiten der vatikanischen Feste. Ihre Söhnchen dienen noch immer als Offiziere in der päpstlichen Garde, sie verheiraten ihre Mitglieder nur innerhalb ihres eigenen Kreises und Tag für Tag kann man sie in alten eigentümlichen Equipagen mit alten Wappen und alten Lakaien in einer Reihe von Wagen auf die Promenade auf dem Monte Pincio hinausfahren sehen, wenn die Sonne hinter dem Vatikan untergeht und die Militärkapelle die Hymne Garibaldis spielt.

Andere nehmen am öffentlichen Leben teil, aber nur in der Stadtverwaltung. Fürst Colonna zum Beispiel war bis in die jüngste Zeit Bürger-

meister von Rom. Ins Parlament lassen sie sich nicht wählen und Mitglieder des Senates sind sie nicht.

Hie und da jedoch durchfliegt die Zeitungen eine Nachricht, welche zeigt, dass die Ruhe eines solchen Lebens sehr qualvoll und beschwerlich sein muss: vor einigen Jahren entfloh ihm die lebensdurstige Schöne, die Fürstin Pignatelli, und trat in den Chantants der europäischen Hauptstädte auf. Sie wurde fast überall ausgepfiffen, weil die groben Leute von heutzutage keine Ehrfurcht vor dem Wappen haben und die Vergangenheit nicht kennen: die Fürstin Pignatelli war nämlich aus dem Geschlechte, das der christlichen Welt den Papst Innozenz XII. gegeben hatte und das im Wappen drei kleine Kannen trägt...

Oder da lesen wir wiederum, dass der Fürst Borghese wegen Wechselfälschungen eingesperrt wurde — die unglückliche Menschheit weiss nicht, dass aus diesem Geschlechte Papst Paul V. hervorgegangen ist, dass dieses Geschlecht im Wappen zwei Vögel und eine Krone über ihnen trägt und dass dies das Geschlecht war, in welches auch der grosse Napoleon seine Lieblingsschwester, die leichtsinnige schöne Pauline, verheiratet hat.

Die Paläste dieser alten päpstlichen Geschlechter sind an bestimmten Tagen zugänglich. Ein Lakai nimmt das Eintrittsgeld entgegen, ein anderer

öffnet die Türen zu den Sälen und Gemächern, wo an den Wänden Bilder bekannter und minder bekannter Namen der Renaissance hängen und wo in der Mitte des Saales antike Büsten, Torsi von Statuen und Kapitäle von Säulen stehen. Die Lehnstühle, mit verblichenen Stoffen überzogen, laden zur Rast ein, alte abgetretene Teppiche dämpfen den Schritt, an den Wänden befinden sich Fresken in verblassten Farben, und überall Stille, so eine Stille, dass auch der Besucher nur leise spricht. Und in manchen gibt es Dinge, die wirklich so grandios sind, dass einem der Atem stockt: im Palaste Doria-Pamfili ein Portrait Innozenz X. gemalt von Velasquez — in meinem ganzen Leben sah ich nicht, ja träumte ich nicht einmal, dass ein solches Portrait möglich ist; wenn die Malerei Wunder hervorbringt — hier ist ein solches Wunder. Der Hof des Palastes Massimi ist ein ganzes Museum von antiken Säulen, Torsos von Statuen, Reliefs und Ornamenten, Filigranfontainen und einer grossartigen Architektur. Im Palaste Farnese, dessen Façade Michelagniolo selbst gebaut hat, befindet sich in der Einfahrt der Sarkophag der im zarten Mädchenalter verstorbenen Caecilia Metella, deren Tombe auf der appischen Strasse steht, in seinem Hofe liegen verstreut Marmorsäulen mit herrlichen Kapitälen, Torsos von Statuen, Urnen, Inschriften — auch das denkbar grösste Museum irgend einer europäischen Stadt

Digitized by Google

könnte auf ihren Besitz stolz sein. Im Palaste Colonna befindet sich die Madonna des Palma Vecchio und die Landschaften Poussins — wenn die königliche Regierung einmal alle diese Sammlungen zentralisieren wird, wird es eine Galerie aller Galerien abgeben, die man nicht übersehen, nicht umfassen wird können.

Der König des geeinigten Italien residiert im Quirinal. Papst Gregor XIII. hat diesen Palast errichtet, »um sich und seinen Nachfolgern eine Residenz zu bereiten, wo man die Wohltat einer völlig reinen Luft geniessen könnte«, denn weder der Lateran noch der Vatikan hat sie. Der Quirinal ist ein ungeheueres Gebäude. Die grünen Jalousien sind in allen Fenstern herabgelassen und vor dem Eingang schildert ein kleiner Soldat mit Gewehr auf dem Trottoir auf und ab. Die Sonne sendet ihre Glut mit voller Kraft hieher, aber der Soldat ist ausgerüstet, als gälte es eine Reise nach dem Nordpol. Er hat einen Mantel, Gamaschen, ist bis an den Hals zugeknöpft — das wissen die Götter, weshalb der italienische Militarismus doch in irgend etwas ebenso töricht sein muss, wie jeder andere Militarismus des übrigen Europa! Vor dem Palaste ist eine Fontäne und auf ihr eine Statuengruppe des Kastor und Pollux, weisser Marmor, reinliche antike Arbeit. Und von der Rampe ist eine schöne Aussicht auf den Vatikan, hinter welchem die Sonne untergeht... Wenn der heilige Vater aus dem

Fenster schaut, kann er dem Usurpator seiner weltlichen Herrschaft in die Fenster sehen.

Und wenn Vittorio Emanuele III. aus dem Fenster blickt, sieht er den verrussten, unförmlichen Vatikan und hinter ihm die untergehende Sonne. Tag für Tag die untergehende Sonne...

XXXI.

Bei Sonnenuntergang.

An der Ecke des Palazzo Braschi steht der marmorne Torso einer griechischen Statuengruppe: Menelaos mit der Leiche des Patroklos. Vielleicht war es einst eine von den Zierden des nahegelegenen Stadiums des Domitian. Hier lag er halb im Erdreich, die Leute stiegen bei Regenwetter den marmornen Rücken des Menelaus hinauf, bis im Jahre 1501 der Kardinal Caraffa die Gruppe herausgraben und mit einem Postament versehen liess. Bernini erklärte sie zwar für die schönste der bisher gefundenen Antiken, aber was diesen Torso unsterblich gemacht, war etwas anderes als die Schönheit. Irgendwo in der Nähe von hier wohnte ein buckliger Witzbold und Spassmacher, das Schneiderlein Pasquino. Und seine Zeitgenossen schien der aufgestellte Torso so lebhaft an seine Gestalt zu erinnern, dass sie es Pasquino nannten, und der liebe Pasquino übernahm gleich darauf die Witzelei und Spassmacherei seines Vor-

gängers zum Vergnügen der Nachbarn, sowie der ganzen Umgebung und schliesslich auch der ganzen ewigen Stadt. Er folgte den Ereignissen, schwätzte aus, was niemand zu sagen sich getraute, geisselte mit Witz den Papst und die päpstliche Herrschaft, die Kardinäle, die Bischöfe und wurde der Vater des Pasquills, der Urheber der satirischen Flugschriften, Zeitungen und Zeitschriften. Nichts geschah in Rom, was von Pasquino nicht glossiert worden wäre, Morgen für Morgen waren an ihm Papierchen befestigt mit Witzen, Epigrammen, Bemerkungen; Neugierige sammelten sich um sie, lasen sie und verbreiteten sie in der Stadt. Ein rein päpstliches Volk waren nämlich die Römer niemals. — Pasquino sprach für sie und sprach ihnen aus der Seele. Hadrian VI. wollte den steinernen Spötter in den Tiber werfen und nur der Herzog Sessa rettete ihn durch die Bemerkung, dass Pasquino im Tiber wie ein Frosch weiterleben und weitersprechen werde; andere heilige Väter liessen ihn von Söldnern bewachen, aber sie hatten keinen Erfolg damit. Pasquino witzelte immer wieder frisch darauf los. Als Urban VIII. aus dem Geschlechte der Barberini das Pantheon geplündert und eine Masse von antiken Denkmalen vernichtet hatte, warf Pasquino leicht hin: Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini (was die Barbaren nicht gemacht haben, haben die Barbarchen fertig gebracht) — ein Witz, der vollständig zum Urteil der

Geschichte wurde. Und er sprach zu allen Zeiten, am eifrigsten in den ärgsten Zeiten während der Herrschaft der Inquisition und der Knechtschaft, als jede menschliche Zunge zum Stummsein verdammt war.

Auf dem Hofe des kapitolinischen Museums liegt die Kolossalstatue irgend eines Flusses mit einer Muschel in der Hand. Vielleicht ist es der Rhein, vielleicht stand sie einst auf dem Forum des Augustus und dann bei der Kirche der heiligen Martina in der Nähe der mamertinischen Gefängnisse. Diese Statue taufte das römische Volk Marforio, und der liebe Marforio wurde Kompagnon und Mitarbeiter des Pasquino. Sie stellten einander Fragen, beantworteten sie, einer ergänzte die Aussprüche und Sprüche des andern — den rebellischen römischen Geistern zur Freude und zur Wut derjenigen, die betroffen waren. Ein römisches Pfäfflein, eine unbedeutende Null, wurde dank der päpstlichen Gunst Kardinal. Seine Schwester war Wäscherin und musste natürlich dieses Geschäft aufgeben. Pasquino fragte den Marforio: Warum bist du so schmutzig, Marforio, warum hast du nicht einmal das Hemd gewechselt? Und Marforio antwortet: Still, still — meine Wäscherin ist gestern Prinzessin geworden —

Oder in der Pasquinogasse (die Gasse heisst bis heute so nach dem steinernen Satiriker) heiratete der päpstliche Advokat Giovanni de Cesari

die Cornelia aus der Familie Roma, welche Jungfrau nicht gerade den besten Ruf genoss. Pasquino ermahnte ihn: Caesar cave, ne Roma tua res publica fiat! — Der frischgebackene Gemahl ging vorüber, las die Ermahnung, geriet in Wut und klebte dort am Abend die Antwort auf: Stulte, Caesar imperat! — Und am Morgen las er eine Bemerkung dazu: Imperat! Ergo coronatus est! — Und noch ein Duett: Papst Gregor XIV. trat eine Reise in die Provinz an und seine Kreaturen führten das Regiment in Rom. Pasquino fragte den Marforio: Warum weinst du? Marforio antwortet: Wie kannst du fragen? Haben wir denn nicht den Hirten verloren? Wer wird jetzt die Schafe hüten? — Dummer Kerl du, tröstete ihn Pasquino, sind denn nicht die Hunde da geblieben zum Schutze der Herde?

Es gibt ganze Sammlungen solcher Pasquinaden aus verschiedenen Jahren...

Diese zwei antiken Marmore, einer herübergenommen von der Stelle, wo das Stadium des Domitian war, der zweite aus dem Trümmern des Forums, haben das Leben und Treiben des päpstlichen Rom mitangesehen und haben es mit Spott und Witz gerichtet, der gar manchen Satiriker des untergegangenen Imperium zur Ehre gereicht hätte. Sie standen im Kampfe gegen das Papsttum zu einer Zeit, wo nicht einmal die geringste Hoffnung — nicht etwa auf Sieg nein — auch nur auf

Digitized by Google

den bescheidensten Fortschritt war. Und siehe, die Idee der Rebellion und des Widerstandes, deren Träger sie waren, ging in das Blut der Menschen einiger Generationen über — und heute ist die politische Macht des Papstes für immer gebrochen, das Papsttum selbst liegt auf dem Sterbebette und wird nicht mehr auferstehen. Die Seele des Mittelalters liegt in den düstern vatikanischen Palästen im Sterben.

*

Auf dem Campio de' Fiori, diesem sehr belebten römischen Obstmarkte, war zur Zeit der Herrschaft der heiligen Väter die Richtstätte. Viele Scheiterhaufen loderten hier zur grösseren Ehre und zum Ruhme Christi des Herrn, viele Menschen verbrannten darauf — man sollte es nicht einmal glauben, dass dieses liebliche und geräuschvolle Plätzchen der Schauplatz solcher Szenen gewesen ist. Am 17. Feber 1600, im selben Jahre, als Klemens VIII., derselbe zartfühlende Papst, der Beatrice Cenci und ihre Stiefmutter hinrichten liess, das festliche Jubiläum des vollendeten Jahrhundertes feierte, als Rom von Pilgern aus allen Enden der katholischen Welt wimmelte, wurde hier ein Scheiterhaufen errichtet, auf ihm an einen Pfahl der gewesene Dominikaner Giordano Bruno gebunden und verbrannt. Nach einem bewegten Leben, ausgefüllt mit Kämpfen, die er in einer

Digitized by Google

ganzen Reihe von europäischen Städten gegen die Dogmen geführt hatte, nach siebenjährigem Aufenthalte im Gefängnis der römischen Inquisition wurde er in Anwesenheit des Statthalters Christi auf Erden zum Flammentod verurteilt. Und sie warteten bis zum Jubiläumsjahre, damit tausende und abertausende von Pilgern Zeugen der Strafe sein könnten, wie sie den Ketzer trifft. Fast zwei Jahrhunderte nach Hus und gerade 100 Jahre nach Savonarola. Und auf die Zuschauer hatte die Exekution eine gute Wirkung. Kaspar Schoppe, ein kampflustiger Deutscher in päpstlichen Diensten, derselbe, der hierauf zum Erzherzog Ferdinand von Steiermark, dem späteren Kaiser Ferdinand II., geschickt wurde, damit er sein Gehilfe bei Erfüllung des Schwures sei, den er in Loretto abgelegt hat, derselbe Kaspar Schoppe sah den Tod Brunos mit an und bemerkte hämisch dazu: So wurde er denn langsam gebraten und mag nun in jenen von ihm ausgedachten anderen Welten verkünden, wie Rom mit Lästerern und Frevlern verfährt...

Aber der Geist des Philosophen und Ketzers verblieb offenbar auf dieser Welt und entfaltete hier weiter seine Wirksamkeit. Denn an der Stelle, wo sein Scheiterhaufen gestanden hat, wurde im Jahre 1889 sein schönes Bronzedenkmal errichtet; und errichtet wurde es von Rom unter heftigen und vergeblichen Protesten der Papisten; es ver-

kündet den Ruhm des gemordeten Märtyrers des Gedankens und des philosophischen Pionniers des modernen Italien. In einer Reihe von Reliefporträts sehen wir das Porträt unseres Hus, die Porträts Vanninis, Campanellas, Wiclefs, Servets und anderer Kämpfer; die Inschrift des Denkmals ist würdig dieser Arbeit des Bildhauers Ettore Ferrari: »Das von ihm gealmte Jahrhundert hat ihm das Denkmal auf der Stelle errichtet, wo sein Scheiterhaufen gelodert« ...

*

Wir steigen auf den Janikulus. Im Kloster San Onofrio das Grab des unglücklichen Torquato Tasso und das Zimmer, wo der müdegehetzte Dichter vor seiner Krönung auf dem Kapitolium gestorben ist. Einige hundert Schritte weiter die Eiche Tassos, unter welcher der Dichter zu sitzen pflegte. Rom liegt unten prachtvoll auf seinen Hügeln im Sonnenlichte hingelagert. Der Nachmittagshauch spielt wie ein Lächeln auf seinen Linien, Flächen und Kuppeln. Die Eiche Tassos ist vom Blitz gespalten, aber der Rest grünt noch immer.

Auf dem Janikulus befindet sich ein grossartiger Park. Die ganze Pflanzenwelt des Südens prangt hier in ihren üppigen Formen und den Schattierungen ihres Grün. Und auf seiner schönsten Stelle erhebt sich die ungeheure Reiterstatue

Digitized by Google

Giuseppe Garibaldis, im Jahre 1895 von Emilio Galleri geschaffen.

Diesen Nationalhelden des geeinigten Italien kann man nur in Rom begreifen. Nur in dieser Stadt, die der stete Gegenstand seiner flammenden Sehnsucht war. Deshalb war er ein konsequenter Feind des Papsttums und liess ihm keine Ruhe, solange ihm nicht Rom entrissen war. Wenn er nicht gerade mit seinen Garibaldianern gegen das Papsttum im Felde stand, wenn er ihm nicht Einfälle und Überfälle bereitete, so schrieb er Romane und Verse gegen dasselbe. Ein Antipapist mit jedem Atemzuge, mit jedem Nerv. Die verkörperte Idee des Antipapismus. Und dabei der Typus eines heissblütigen, leidenschaftlichen Italieners, mit Reminiszenzen an die Antike. Selber hatte er — abgesehen von dem Einfall in Sizilien und dem Königreiche Neapel — nicht viele Erfolge zu verzeichnen. Aber was tut das? Den Kindern Italiens genügt es, dass er für eine Idee gekämpft, welche gesiegt hat. Es war der Ausdruck der Sehnsucht von Tausenden und diese Sehnsucht ging in Erfüllung. Und in Italien gibt es keinen populäreren Namen...

Und sein Reiterstandbild zeigt ihn so, wie er im Herzen und in der Seele des geeinigten Italien lebt. Ein Held von übernatürlicher Grösse steht er auf dem schönsten Platze Roms. Es ist übrigens eines von den wenigen kriegerischen Reiterdenk-

Digitized by Google

mälern, die nicht banal sind. Es ist nicht von Bäumen verdeckt und wenn sich, von welchem Teile der Stadt immer, die Aussicht auf den Janikulus öffnet, kann man jenen brozenen Reiter auf der höchsten Stelle der Anhöhe wie eine wachthabende Vedette oder wie einen mit ruhigem Gemüte den Horizont überschauenden, zufriedenen, und dem jetzigen Stand der Dinge Segen spendenden Heerführer sehen ...

Längs des Weges, der sich zur Fontana dell' Acqua Paola senkt, befinden sich Büsten italienischer Krieger der neuesten Zeit — die Genossen Garibaldis stehen hier unter ihrem Heerführer.

Und noch etwas Besonderes hat dies Reiterstandbild. Sein Haupt ist ein wenig nach links gewendet in der Richtung gegen den Vatikan. Und im Gesichtsausdruck spielt so deutlich der Spott des Siegers, dass man es fast nicht glauben kann, dass dieser Blick nur ein Zufall sein sollte ... Wenn also der heilige Vater aus einem der Fenster dieser Front herausblickt, die zum Janikulus führt, sieht er das Haupt des grössten Feindes des Papsttums; schaut er zu einer anderen Front heraus, so sieht er dem Quirinal in die Fenster, wo der Savoyarde sitzt, der Usurpator Viktor Emanuel III. — was nützt es dem beklagenswerten heiligen Vater, sich die freiwillige Haft aufzuerlegen, wenn er diese seine Todfeinde vor Augen hat, sobald er nur zum Fenster herausblickt?

Und wenn er sich nicht einmal mehr hie und da so einen Scheiterhaufen anzünden kann, und wenn die Bullen schon keine Wirkung mehr haben, und wenn über die Exkommunikationen und Bannflüche nicht nur der Betroffene, sondern mit ihm auch die ganze weite Welt lachen würde?...

XXXII.

Am zwanzigsten September.

Venti Settembre, der Jahrestag der Eroberung Roms durch das königliche Heer, der grösste Nationalfesttag des geeinigten Italien.

Aber die päpstliche Macht wurde schon einige Dezennien vor diesem Jahre 1870 gebrochen. Sie schleppte sich nur noch infolge der auch dem geschichtlichen Geschehen eigenen Trägheit weiter, bevor sie definitiv zusammenbrach. Die französischen und englischen Philosophen, Kaiser Joseph II. und schliesslich die grosse französische Revolution, deren Charaktere den Hauch der Antike zu atmen scheinen, schlugen auf den Fels Petri mehr los, als er ertragen konnte. Und im Jahre 1798 brach der General der französischen Republik in die ewige Stadt ein, verwandelte das Patrimonium Petri in eine römische Republik und schleppte Papst Pius VI. nach Valence als Gefangenen. Pius VI. starb in der dortigen Citadelle, die Kardinäle wählten in Venedig einen neuen Pius,

diesmal den VII., zum Papste, und dieser heilige Vater durfte wieder nach Rom zurückkehren, aber unter dem Schutze von Kanonen und Bajonetten der Österreicher, Engländer und — Türken(!), denen die Franzosen gewichen waren. Es schien, dass die Sonne des Erbarmens wieder dem heiligen Vater leuchten wolle: Napoleon, der erste Konsul der Republik, schloss mit ihm sogar ein Konkordat i. J. 1801, es war darin zwar auch nicht ein Schatten der alten Herrlichkeit und Macht des Papsttums, der heil. Vater hoffte indes nicht nur auf die Gnade Gottes, sondern auch auf Bajonette, Kanonen und bessere Zeiten. Aber die Zeiten, die kamen, waren noch ärger: Napoleon liess sich zum Kaiser der Franzosen wählen und gab dem Nachfolger Petri den Auftrag, nach Paris zu kommen und ihn in Notre Dame zu krönen. Und der Papst kam. Kardinal Fesch gab dem Ehebund des Kaisers und der Kaiserin, welche bis dahin kirchlich nicht getraut waren, geschwind den kirchlichen Segen, und am 2. Dezember war die feierliche Krönung. Der Papst salbte Napoleon mit diversen heiligen Salben, aber als er die Krone fassen und sie ihm aufs Haupt setzen wollte, erfasste sie der Kaiser selbst und setzte sich sie selbst aufs Haupt. Und selbst krönte er auch die Kaiserin — zum grossen Entsetzen des heiligen Vaters, der sich plötzlich eigentlich nur zu einem Zuschauer und Statisten umgewandelt sah. Aber gleich gewann er wieder die Geistesgegenwart,

Digitized by Google

trat an die Stufen des Thrones heran und grüsste Napoleon mit den Worten, mit welchen einst Karl der Grosse in der Basilika Peters begrüsst worden war: Vivat in aeternum semper Augustus!

Vor tausend Jahren war Karl der Grosse nach Rom gezogen, um sich vom Papste in der Peters-Basilika die kaiserliche Krone aufs Haupt setzen zu lassen — tausend Jahre später schickt der Sohn eines korsischen Advokaten, der Erneuerer des Reiches Karl des Grossen, den er »seinen erlauchten Vorgänger« nennt, um den Papst nach Rom; er schickt um ihn darum, weil er offenbar keine neue Form für die Krönungszeremonie weiss. Und wie ein gehorsamer Vasall, wie ein demütiger Knecht, kommt Pius VII. herbeigeeilt, salbt, sieht zu, wie Napoleon sich selbst krönt, und betet für das Wohl und Glück des neuen Kaisers, in derselben Manier, wie man es vor tausend Jahren zu tun pflegte.

Und nach Rom zurückgekehrt, hofft er aufs neue auf die Hilfe Gottes, auf Kanonen, auf Bajonette und bessere Zeiten ...

Nur dass noch schlimmere kamen. Der heilige Vater war ein bisschen ungeduldig und wollte nicht warten, bis es Gott gefallen werde, ihm zuhilfe zu kommen, er verhandelte sich etwas zu sehr mit den Feinden des Kaisers, für welchen er unlängst so inbrünstig gebetet hatte, ja, auch die veralteten Blitze des Kirchenbannes hielt er für Napoleon in Bereitschaft. Aber die stahlblauen Augen des

Korsen lächelten nur und am 17. Mai 1809, als das zerschmetterte Österreich ihm zu Füssen lag, gab er im Schlosse Schönbrunn bei Wien einen Erlass heraus, durch den er dem Papste alles nahm, was ihm sein erlauchter Vorgänger Karl der Grosse einst zu Lehen gegeben hatte, »zu Lehen«, schreibt Napoleon, demzufolge Rom nie aufgehört habe, ein Bestandteil des Kaiserreiches zu sein. Durch diesen Erlass wurde der weltlichen päpstlichen Herrschaft ein Ende bereitet und Rom wurde zur zweiten Hauptstadt des französischen Kaiserreiches. Pius VII. sass im Quirinal, als Kardinal Pacca mit den Worten auf ihn zustürzte: Consummatum est, es ist zu Ende. Der Papst unterschrieb einen geschwind zusammengestellten Protest und liess die vorbereiteten Blitze des Kirchenbannes auf den Kaiser niedersausen. Aber kaum war der Bann an den Türen von drei römischen Hauptkirchen erschienen, packte der französische General den heiligen Vater zusammen, steckte ihn in einen Postwagen und führte ihn nach Savonna ab. Keine Hand rührte sich irgendwo zu seiner Verteidigung — die vornehme römische Welt unterhielt sich im Palazzo Doria bei einem Gastmahl, das der General Napoleons gab.

Und gerade in jenem Zeitpunkte bedurfte Napoleon wiederum der Hilfe der Kirche — zur Scheidung von Josefine. Und die Kirche gehorchte. Sie erklärte die Ehe des Kaisers in einem sehr ge-

lehrten und verklausulierten kanonischen Prozesse für ungiltig, und Napoleon konnte nunmehr ganz ruhig mit einem neuen Segen der Kirche die Tochter des Kaisers Franz I. heiraten.

Und das Kind Napoleons und der österreichischen Kaisertochter Luise wurde König von Rom benannt.

Auf dem Wiener Kongresse 1814 waren es die nicht katholischen Staaten Russland, England und Preussen, die sich um die Neuerrichtung des Kirchenstaates bemühten.

Aber die starke nationale Idee arbeitete weiter an der Einigung Italiens. Dem eingefleischten Reaktionär Gregor XVI. folgte Pius IX.; der Enthusiasmus, mit welchem er begrüsst wurde, war eben so gross, wie die baldige Enttäuschung aller Hoffnungen, die auf diesen Papst gesetzt worden waren. Und wiederum mussten fremde Kanonen und fremde Bajonette den heiligen Vater gegen die italienischen Patrioten schützen und diesmal waren es — französische Waffen. Der unselige Napoleon III. begriff die Logik der geschichtlichen Begebenheiten nicht, fügte sich den Wünschen seiner bigotten Frau, der schönen Eugenie und schirmte mit seinem Heere Rom vor Garibaldi und den Aspirationen seines Verbündeten, Viktor Emanuels II. Im Schatten napoleonischer Bajonette realisierte Pius IX., vielleicht von dem Zauber des grossen Namens Napoleon trunken, seine kirch-

Digitized by Google

lichen Träume: von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria, von der päpstlichen Unfehlbarkeit, Träume, die Stürme, Schismen, Spott und Blamage hervorriefen — aber der Autokrat Pius glaubte an den napoleonischen Stern...

Am 18. Juli 1870 verlas der Papst im St. Petersdome das Dekret von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes. Sein Thron war inmitten von Kardinälen und Bischöfen derart aufgestellt, dass im Momente des Vortrags der Glanz der Sonne eben auf diese Stelle fallen und ihn mit einer herrlichen Gloriole umgeben musste. Aber gerade in dem bezeichneten Augenblicke umzog sich der Himmel, es kam eines der plötzlichen und heftigen römischen Gewitter, und als der Papst las, da donnerte und blitzte es statt des erwarteten Lichteffekts und goss der Regen in Strömen...

Einen Tag darauf wurde in Berlin die Kriegserklärung überreicht. Der Papst gab in seiner päpstlichen Unfehlbarkeit freilich den französischen Waffen den Segen und die Franzosen verloren. Am 2. September ergab sich Napoleon III. dem preussischen König im eingeschlossenen Sedan...

Das französische Heer räumte Rom. Und am Morgen des 20. September brachen die Bersaglieri des Generals Cadorna nach fünfstündigem Artilleriegefecht durch eine Bresche in der Aurelianischen Mauer neben der Porta Pia in Rom ein. Das Volk frohlockte, nicht einen Römer gab es, der auch nur

einen Finger für jenen gerührt hätte, der sich bis dahin Pontifex Rex genannt hat. Ein am 2. Oktober in dem ganzen bisherigen Kirchenstaate abgehaltenes Plebiscit ergab, dass für den Papst 1507 Stimmen sind, gegen ihn 133.681. Die weltliche Herrschaft des Unglücks der Menschheit war für immer gebrochen, am 31. Dezember zog Viktor Emanuel II. das erstemal in der ewigen Stadt ein und Rom wurde die Kapitale des geeinigten Italien.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und das ist also der venti Settembre.

Die Häuser sind mit Fahnen geschmückt. Grün-weiss-rote Trikoloren mit dem savoyischen Kreuze wehen in der reinen Luft. Durch die Gassen strömt das Volk in festlichen Gewändern und in sichtbar festlicher Stimmung. Der Römer benützt überhaupt gerne jede Gelegenheit, die ihm Anlass zur Festtagsstimmung verleiht, weil sie ihm erlaubt, ohne Gewissensbisse von der Arbeit auf die Gasse wegzulaufen. Von Soldaten in Paradeuniformen wimmelt es mitten unter dem Volke. Am Morgen hatten sie eine feierliche Parade und Defilierung vor ihren Würdenträgern, allerdings ohne die bei jedem anderen Heere unentbehrliche Feldmesse. Der italienische Soldat geht nicht Hand in Hand mit dem Priester, was begreiflich ist, und besonders nicht an so einem Gedenktage, wie der zwanzigste September. Alle staatlichen Sammlun-

gen, alle Museen, das Kolosseum, Forum, der Palatin sind geschlossen. Ein Feiertag, ein gründlicher National- und Staatsfeiertag ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Abend. Wir befinden uns auf der Piazza Colonna. Der Platz ist illuminiert und vollgepfropft mit Menschen. Die Militärmusik in Paradeuniform besteigt das Podium unter der Säule Mark-Aurels. Auf der durchscheinenden Uhr zeigt der Zeiger auf neun Uhr. Die Soldaten beginnen zu spielen. Der rauschende und summende Lärm ist plötzlich verstummt.

Marcia Reale Italiana, der italienische Königsmarsch. Das wissen die Götter, was für eine Empfindung die Leute für Musik haben! So recht zum Einschlafen ist dieser Marsch und sie stehen da wie erstarrt und den Soldaten strahlen die Augen in andächtiger Verzückung. Wie erst, wenn sie unsere Märsche hören würden! Und gespielt von unserer Musik!

Sie haben zu Ende gespielt. Händeklatschen, langandauerndes Händeklatschen, aber so eigentümlich kühl, so ein offizieller Applaus eben.

Die Soldaten beginnen ein neues Stück — aber zwei Takte nur und was für ein böser Geist ist in die Leute gefahren! Sie brüllen, jauchzen, schlagen mit Stöcken auf die Erde — ach, Inno di Garibaldi, die Garibaldihymne! Eine rhythmische Komposition

von unbedeutendem Werte, aber wie spricht sie zu ihnen! Was sie bei ihren Klängen fühlen! Und es gibt in ihr ein paar Takte, wo die Trompeten eine Fanfare wie zum Angriff blasen. Va' fuora d' Italia, va' fuora ch'è ora — und hier steigert sich die Begeisterung der Zuhörer bis zur bacchantischen Besessenheit. Der Platz bebt vor Applaus, Geschrei, Gesang, Stampfen, die Augen blitzen, die Hüte schwirren durch die Luft — Inno di Garibaldi hat zu Ende gedonnert, muss aber von neuem gespielt werden. Und bei Va' fuora dieselbe bacchantische Begeisterung — ja, nur in Rom begreift einer, was der Name Garibaldis bedeutet, der Name des Improvisators des italienischen Patriotismus, dessen Statue dort vom Janikulus mit spöttischem Ausdruck seitwärts zum Vatikan hinabblickt.

Va' fuora d' Italia...

Zum fünften-, sechsten-, siebentenmal spielen sie die Hymne Garibaldis und nach jenen Takten stets der frenetische, nicht endenwollende und nicht abgeschwächte Ausbruch!

Und nun eine neue Melodie — und wiederum Beifallsklatschen und Jauchzen. Inno di Mameli, die Mamelihymne. Die Hymne jenes Soldaten und Dichters, der in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre als Adjutant Garibaldis im J. 1849 bei der Verteidigung Roms gegen die französischen Soldaten gefallen ist und dort auf dem Friedhofe bei San Lorenzo unter dem herrlichen Denkmale seinen

Digitized by Google

ewigen Traum träumt. Die Figur Goffredo Mamelis liegt dort aus weissem Marmor in ihrer jugendlichen, begeisterten Schönheit, bedeckt mit der auseinandergefalteten Fahne, den Säbel in der Hand und Rosen blühen um ihn herum, aristokratische Septemberrosen — die Melodie dieser seiner Hymne, süss und doch männlich, ist sozusagen der Hauch seiner Seele, seiner jungen heldenmütigen Dichterseele.

Fratelli d' Italia, l' Italia s'è desta:
delelmo di Scipio se cinta la testa — —

und ein Mensch, ein Mann aus dem Volke, neigt sich zu mir und flüstert mir begeistert zu: Inno di Mameli und den Namen Mameli spricht er so zärtlich und weich aus, als würde er ihn mit der Zunge streicheln...

Zum fünften-, sechsten-, siebentenmale spielen sie diese Hymne Mamelis, und die Begeisterung der Zuhörer nimmt nicht ab und das Beifallsklatschen und Brüllen wird nicht schwächer.

Und von oben von der Säule Mark-Aurels herab schaut der metallene galiläische Fischer in das Getümmel und rührt sich nicht, versteht es nicht, weil er die Zeichen der Zeit überhaupt nicht versteht.

Die Kapelle beginnt eben wieder die Marcia Reale. Plötzlich ertönt ein durchdringender Pfiff. Darauf opponierender Applaus. Die Menschen drängen sich und drücken nach einer Seite hin.

Und aus dem Menschenknäuel führen Carabinieri einen Jüngling mit dunkelroter Krawatte heraus. Ein Sozialist. Sie führen ihn weg, irgendwohin in das Dunkel der Gassen.

Die Musik spielt weiter. Wieder ein Pfiff. Und wieder der Spektakel. Und verstärkter Applaus. Und wiederum führen zwei Carabinieri ein neues Opfer. Wieder ein Jüngling mit roter Krawatte. Und kaum haben sie ihn weggeführt, springt ein anderer auf einen Sessel und hält eine Rede. Die Musik spielt ihre Fanfaren, aber er überschreit sie. Jemand klatscht ihm Beifall, andere widersprechen. Carabinieri sind gekommen, haben ihn handwerksmässig heruntergezogen und ihn fortgeführt. Sein Antlitz ist blass, aber die Augen strahlen ihm in siegreicher Begeisterung.

— Was wird mit ihnen geschehen? — frage ich den mitteilsamen Nachbar.

— Ausschlafen werden sie bis zum Morgen auf der Wachstube, dann wird man sie loslassen. So machen sie es immer. Es sind Sozialdemokraten. —

Die Musik hat zu Ende gespielt, es beginnt eine längere Pause. Die Musikanten trocknen sich den Schweiss ab.

Ein begeisterter Student ist auf einen Sessel gesprungen und hält eine Rede. Patriotisch. Triest, Trient, die unterjochten Brüder in den Krallen des schwarzen Adlers — Händeklatschen, Spektakel,

Digitized by Google

Begeisterung. Das Publikum brüllt nach der Garibaldihymne. Der Kapellmeister schaut eine Weile teilnamslos zu, aber als das Toben nicht aufhört, gibt er das Zeichen. Sie spielen die Hymne Garibaldis. Händeklatschen ohne Mass und Ziel — man vernimmt nicht einen Takt. Und auf dem Sessel steht schon ein anderer Redner, offenbar wieder ein Student. Er spricht mit Feuer und lebhaften Gebärden — Tergeste — Trento, geknechtete Brüder — der schwarze Adler — mehr hören wir nicht und es hört kaum jemand mehr. Aber man klatscht und brüllt. Ein Sozialist hat wieder gepfiffen, man wirft sich auf ihn. Und die Musik spielt Inno di Garibaldi...

La terra dei fiori, dei suoni e dei carmi,
Ritorni, qual era, la terra dell' armi!
Di cento catene ci avinser la mano
Ma ancor di Legnano — sa i ferri brandir!

Halb elf. Die Soldaten haben zu Ende gespielt. Die Leute gehen auseinander. Nach Hause, ins Kaffeehaus, ins Wirtshaus...

Venti Settembre beendet...

XXXIII.

Die Erben.

»Und nachdem sie ihn gekreuzigt, teilten sie seine Gewänder...«

So geschehen nach dem Evangelisten auf Golgatha, und so geschah es auch im Imperium, als

das siegreiche Christentum seinen Fuss auf den Nacken der toten Antike gesetzt hatte, so geschah es nach dem zwanzigsten September des Jahres 1870 hier in der ewigen Stadt, als die grünweiss-roten Fahnen von der Engelsburg aufflatterten, der letzten Veste des Papstes.

Homo homini lupus; bevor der Gefallene begraben wird, wird er alles dessen beraubt, was sich nur rauben lässt — Ideen, Waffen, Schmuck, Geld, Güter, das ist schon eine von den ewig praktizierten Wahrheiten der Weltgeschichte. Dasjenige, wodurch das Papsttum solange lebte, hat es aus der Antike herübergenommen: die Idee des Imperialismus, die kriegerischen Institutionen, seine Lebensformen, Himmel und Hölle, die Bestechung der Gottheit durch Opfer und Gebete, eine ganze Reihe von Domen und wenn nicht von ganzen Domen, so doch von Mauern, von Säulen und Statuen. Das einzige, was es aus Eigenem dazugegeben hat, war die Versklavung des menschlichen Geistes und die Nivellierung der menschlichen Individualität.

Das moderne Italien hat den Kampf gegen das Papsttum nicht als Kampf gegen eine kirchliche Institution geführt: es genügte ihm, den Papst der weltlichen Herrschaft zu entkleiden. Es liess den heil. Vater in seinem Vatikan, liess ihm seinen verblassten Pomp und die Dekadence seiner Herrlichkeit, denn in Rom hat alles ausgespielt, was

Mittelalter gewesen ist. Es führte nicht den Kampf gegen ihn, denn hier in Rom ist der Kampf ausgekämpft: der Widersacher ist gefallen, ohne dass ein einziger Schlag geführt zu werden brauchte. Und darum wird auch der Kampf gegen die Kirche nicht mehr unter den Mauern des Vatikan gekämpft werden, sondern draussen, weit draussen, an der Peripherie ihres Machtbereiches. Und von der Peripherie wird er sich herüberwälzen zum Zentrum, aber auch dann wird das Papsttum nicht mit irgend einer grossen Katastrophe endigen, wie langjährige Reiche zu enden pflegen. Das Papsttum wird dank dem auch der Weltgeschichte eigenen Beharrungsvermögen noch ein paar Menschenalter vegetieren, wird sich beständig noch in seinen verblassten Pomp hüllen und immer wird es dabei der grösste und zudringlichste aller Bettler sein — aber bis auch auf der Peripherie die menschliche Torheit besiegt ist, wird auch das Papsttum des schimpflichsten Todes, den die Weltgeschichte kennt, sterben — an der Lächerlichkeit.

An Ideen hat das moderne Italien vom Papsttum nichts übernommen. Weder an Formen, noch an Waffen, noch an kriegerischen Institutionen. Und mit Recht. Das Papsttum ist so sehr ein mittelalterliches Gebilde, ja, das Mittelalter selbst, dass nichts davon für das rauschende Leben der neuen Zeit brauchbar ist. Und Rom hat sein Mittelalter bis zum zwanzigsten September 1870 gelebt...

Digitized by Google

Nur ein paar Gebäude konnte es brauchen, und die hat es genommen. Für seine Ministerien, für seine Gerichte und Ämter. In den Palazzo di Monte Citorio hat es sein Parlament verlegt, das Kloster des hl. Sylvester verwandelte es in ein grossartiges Post- und Telegraphengebäude, in dem Collegio Romano, einem ehemaligen Jesuitenkollegium, hat es die Sternwarte, Gymnasien, die Bibliothek Viktor Emanuels II., das ethnographische Museum untergebracht und hat das hier vorgefundene Museo Kircheriano bedeutend erweitert. Aus der Dogana di Terra, dem einstigen päpstlichen Zollamte, hat es die Börse gemacht. Dogana di Terra war im alten Rom ein Tempel des Neptun, elf riesige Marmorsäulen auf der einen Seite verkünden heute noch, was das für ein Gebäude gewesen sein muss, bevor es die heiligen Väter in ihre Hände bekamen. Und wenn ich noch hinzufüge, dass die neue Regierung einigen Gassen und Plätzen neue Namen gegeben hat, so habe ich alles aufgezählt, was sie der gefallenen päpstlichen Macht genommen hat.

Was sie aber selbst in den wenigen Dezennien aus Rom gemacht hat, ist geradezu staunenerregend. Die Zahl der Bevölkerung hat sich verdoppelt und in demselben Verhältnisse hat auch die Anzahl der Häuser zugenommen. Es ist wahr, es sind nicht gerade Blüten architektonischer Schönheit — darin vergeben sich die modernen römischen Häuser nichts vor jeder anderen Grosstadt — aber seine Re-

präsentationsgebäude, wie die Banca Nazionale, die Poliklinik, das Kriegsministerium und der Justizpalast sind sehenswert. Und die Via Nazionale, die Hauptader des modernen Teils der Stadt, ist eine prachtvolle Gasse, strahlend, stolz, voll rauschenden Lebens, worin man gerne versinkt, weil man da alles hat, was man in grossen Städten sucht: Labsal für die Augen, frohbewegten Lebensodem fürs Gehör und die Einsamkeit der eigenen Gedanken zugleich bei dem allen.

Auf dieser Via Nazionale findet man bei einer Krümmung einen unansehnlichen Park von Palmen und Gräsern und in seiner Mitte ein Stück einer uralten Quadermauer — es ist dies der mit Pietät erhaltene Rest der ersten römischen Mauer, ein Stück der Mauer des Königs Servius Tullius...

Und in dem schönen Palazzo dell' Esposizione di Belle Arti präsentiert sich einem die Kunst des modernen Italien. Malereien und Skulpturen — alle sind ein prägnanter Ausdruck und ein Abbild der italienischen Seele von heute. Eine ungewöhnliche, fast cholerische Lebhaftigkeit, eine hymnische Extase, eine mehr angeborene als bewusste Pose und dabei ein manchmal fast widerwärtiges Streben nach Realismus der Form. Die Farben, der Marmor, die Bronzen — alles strömt den Hauch unserer Tage aus, ebenso verschieden und wildfremd der stolzen Ruhe der antiken Denkmale, wie die Kinder des heutigen Italien den Männern und Frauen fern

sind, welche dieses Land in den Tagen des Augustus hervorbrachte...

Aber trotz der Verschiedenheit im Charakter knüpft das moderne Italien bewusst an die grosse antike Zeit an und bekennt sich zu ihr als ihr Nachkomme und ihr Erbe. Es sucht ihre Überreste auf und trägt sie in Museen zusammen, gräbt aus und reinigt ihre berühmten Plätze, ihr Forum, den Palatin, ihre Bäder, Stadien und Amphitheater und verhindert im Wege des Gesetzes den Verkauf von Statuen, Skulpturen und Bilder in die Fremde. Durch gesetzliche Vorschrift schützt es auch die Werke der Renaissance, die ein neues Auflodern antiker Flammen bedeutete, und schützt damit zugleich auch die Haupterwerbsquelle des ganzen Landes. Denn Italien lebt nur von seiner Vergangenheit, nur von den Fremden, die herkommen, um ihre Spuren und ihre Denkmale zu besehen.

Ja. die Träume des modernen Italiens spinnen sich um die antiken Traditionen. Auf dem Nordabhange des Capitolium wird ein grosses Denkmal errichtet. An jener Stelle, die dem alten Rom die heiligste war, wird das Denkmal Viktor Emanuels II., des Einigers Italiens erstehen. Es gibt vielleicht keine Stadt mehr. die nicht ihre Statue jenes schlichten, etwas rustikalen Mannes hätte, den die Gunst der Zeitverhältnisse und geniale Staatsmänner in derselben Weise gross gemacht

haben, wie es in Deutschland der preussische Wilhelm I. geworden ist. — Rom muss natürlich ein Denkmal aller Denkmäler haben. Auf vierundzwanzig Millionen Lire ist der Aufwand veranschlagt, eine enorme Steuer das für das durchaus nicht reiche Land — aber das ist der Dank der Nation »an den Vater des Vaterlandes«. Im Palazzo dell' Esposizione di Belle Arti steht das Modell des Monumentes. In der Kolonnade, zu welcher von unten eine prachtvolle Treppe hinaufführt, steht die Reiterstatue des Königs mit dem charakteristischen Schnurrbart und langen Ziegenbart, unten soll das historische Museum des wiedergeborenen Italien sich auftun.

Auf dem Capitolium steht dieses Monument, auf der berühmtesten Stätte der alten Roma ...

Die savoyische Dynastie, scheint es, hat sich in Rom bereits eingelebt. Viktor Emanuel II. ist vom Ruhmesglanze umstrahlt wie ein Nationalheros, sein Sohn und Nachfolger, der schlichte, etwas philiströse Humbert, der in Monza ermordet wurde, besitzt die Gloriole eines Märtyrers, seine Witwe, einst die erste Schönheit Italiens, wird überall vergöttert, wo sie sich nur zeigt, und der jetzige König, Viktor Emanuel III., erwies sich besser, als sein Ruf war. Und dass er sich die schöne Montenegrinerin Helena erkor, hat ihm nur genützt. Wenn irgendwo, so ist in Italien ein schönes

Antlitz die beste Empfehlung und die Italiener würden einen König, der sich eine hässliche Königin fände, vielleicht gleich zu allen Teufeln jagen. Ihre Photographien sind in allen Auslagen, die Leute stehen davor und betrachten sie mit sichtbarem Wohlgefallen. Und ihre Kinder, die allerliebst sind, sind dort auf einem von Eselein gezogenen Wägelchen aufgenommen, und die Kinder haben grosse Augen und schauen mit ihnen wie verdutzt in die Welt — und solche Augen nehmen stets den Betrachter ein. Dazu noch hie und da eine Anekdote aus der Idylle der königlichen Familie, entweder vom König, oder von der Königin, oder von der Prinzessin Mafalda, Jolanthe und dem Kronprinzen — von Holz müssten die Römer sein, dass es ihnen nicht ans Herz griffe.

Der selige Cavallotti pflegte zu sagen — so erzählte mir einer seiner Freunde — unter Humbert könne man keine Revolution machen, aber bis der Junge komme...

Und Cavallotti schläft schon den ewigen Schlaf und der Junge ist da und das Band zwischen der Dynastie und der Nation scheint noch fester zu sein als unter Humbert. Der Junge ist Soldat, sehr klein und blond, aber Soldat. Und die Philanthropie Humberts besitzt er auch, oder hat sich wenigstens vorgenommen, sie zu haben, und zeigt sie bei jedem Anlasse...

Digitized by Google

Das Königreich hat seine innern Fragen, das ist richtig. Es krankt an ihnen, es kämpft mit ihnen, es ist bestrebt, sie zu lösen. Manchmal glücklich, manchmal unglücklich — ebenso wie andere Staaten. Und das macht schliesslich sein Leben aus. Aber eins fühlt man: es ist Leben, Leben, es ist keine mittelalterliche Finsternis mehr, keine mittelalterliche Last, kein mittelalterlicher Kerker mehr.

XXXIV.

Der letzte Tag.

Es war der Tag des Abschiednehmens, der Tag der Trauer.

Beim Morgenkaffee meldete ich Sofia Petrovna, dass ich abreise. Sie erklärte sogleich, dass sie auch abreisen werde. Ich fahre über Florenz, Bologna. Sie werde mit mir fahren. Ich wende ein, dass ihr Rundreisebillet für die Küstenlinie über Livorno, Pisa, Genua, Mailand laute. Das mache nichts, sie werde sich ein neues Billet kaufen und mit mir bis nach Bologna fahren. Ich reichte ihr die Hand mit stummem Dank. Dann ging sie weg, in das Lesezimmer, ein paar Briefe schreiben, ich auf die Gasse. Abschied nehmen.

Es war so ein sonniger, warmer Tag, einer von meinen schönsten römischen Tagen. Die Sonne lag auf dem Pflaster der Gassen, der Himmel war blau wie ein Meer von Kornblumen, die Luft rein,

Digitized by Google

frisch; ich stand eine Weile in diesem goldenen Lichte in der Babuinogasse und sagte mir vor: zum letztenmal, zum letztenmal. Und plötzlich begann ich mir mit der Stimme der Seele den Text und die Melodie des alten Wieners Raimund vorzuträllern:

Und scheint die Sonne noch so schön...
Einmal muss sie untergehn...

Und das Liedchen klang mir durch die Seele, ich suchte es zu verscheuchen, aber es kam immer wieder zurück, ich nahm mir vor, irgendwelche andere Verse zu rezitieren, ich versuchte es, mir die Hymne Garibaldis vorzusummen — plötzlich ward aus dem allen wieder:

Und scheint die Sonne noch so schön...

Durch das Gewirr der engen Gässchen der mittelalterlichen Stadt, voll des Morgenlärms der Gemüsehändler, der Weinkarren, der Zeitungsverkäufer und der schreienden Menschen überhaupt, voll Geruchs von Käse und bratendem Fleische, ging ich zum Pantheon. Seine Katzen sonnten draussen auf den Steinblöcken ihre magern Leiber, innen herrschte erhabene Stille und durch das grosse Auge von der Höhe fiel ein gleichmässig abgetöntes, angegrautes Licht hinein. Die Invaliden standen bei den Gräbern ihrer Könige Viktor Emanuel II. und Humbert, die dort am 20. September niedergelegten Kränze waren noch frisch und ihre breiten Bänder schlängelten sich auf dem Pflaster.

Ich streichelte mit den Augen den ganzen teuern Schatz des M. Agrippa, liess durch meine Seele das Gefühl der Dauer von neunzehn Jahrhunderten beben, flüsterte den Wänden und den Pfeilern innerhalb derselben, der grandiosen Kuppelwölbung, den Gräbern und dem Pflaster mein stilles Lebewohl zu und ging heraus.

Und scheint die Sonne noch so schön...

Droschkenkutscher boten mir ihre Wagen an, schwarze Buben ihre Ansichtskarten, Verkäufer von Mosaikschmucksachen ihre Artikel — alle so lustig, so sorglos, so glücklich. Und ich sagte mir bloss: Und scheint die Sonne... Und schritt in dem Wogen und Brausen und dem goldenen Sonnenlicht über die Via Ripetta auf die Piazza del Popolo, auf den aristokratischen, faszinierenden Platz mit der granitenen ägyptischen Nadel in der Mitte, wo ich gestanden bin, vor — wann war das eigentlich? Scheint es mir doch, als läge ein ganzes Menschenleben zwischen meinem ersten Tag in Rom und dem heutigen Tage — — und doch sind kaum einige wenige Wochen verflossen — wo ich also damals zum erstenmal gestanden bin und zum erstenmale gleich ergriffen, bezaubert und gepackt war von dem ersten Grusse, dem ersten Anblick.

Und heute: Und scheint die Sonne...

Ich ging hinauf auf den Monte Pincio, setzte mich auf die Mauer und schaute auf Rom. Zum letztenmal, du stolze, hochgemute Stadt mit den

harten Zügen, zum letztenmal! Ihr Dächer, ihr Kuppeln, du gelber Tiber, ihr Hügel und Parke, lebet wohl! Lebe wohl du Stadt, einzig in der Weltgeschichte! Du steinernes Herz der Welt, vale, vale!...

Und dann ging ich zur Fontana di Trevi. So eigentümlich ruhig und versöhnt. Und ich liess mich dort auf das steinerne Bänkchen nieder am Rande des Wasserbehälters, versenkte mich in den Anblick der Gruppe von Statuen und Felsblöcken, der Ströme der reinen Aqua Virgo, des jungfräulichen Wassers, und sass da lange, lange, innerlich beruhigt und ohne Gedanken, losgelöst von allem, mir selber verloren, wie etwa Blumen, Steine und Vögel leben...

Bis mich aus dieser seligen Stimmung die zwölfte Stunde herausriss. Von der Engelsburg donnerte die Kanone, von einigen Seiten ertönten die Uhren und von den Türmen die Stimme der Glocken — — ich erhob mich, schöpfte Wasser mit der hohlen Hand, nahm einen Schluck, dann ergriff ich ein Geldstück, warf es mitten in die Wasserfläche und sagte laut: — Damit ich wieder nach Rom komme! —

So macht man es immer.

Und in diesem Augenblicke befiel mich Bangigkeit. Man sollte vielleicht doch nicht aus der Fontana di Trevi trinken! Die reine, frische Aqua Virgo, das jungfräuliche Wasser... Ich wollte

nun vor mich hin summen: Und scheint die Sonne, aber plötzlich schienen mir die Worte matt, die Melodie leer zu sein — diese Bangigkeit verlangte schon nach etwas anderem...

Bei der Colazione im Hotel stellte Herr Müller vor Sofia Petrovna einen prachtvollen Strauss von bunten römischen Herbstastern. Sie dankte ihm so eigentümlich traurig und schwieg während des ganzen Frühstücks. Darauf setzte sich irgend ein älterer Priester, ein Nachbar vom Nebentische zu uns und fing ein Gespräch an. Er habe gehört, dass wir wegfahren. Das sei Schade. Er selbst werde in einigen Wochen auch wegfahren, er sei schon drei Monate hier. Er sei ein gebürtiger Pole aus der Krakauer Gegend und in Amerika Priester. Er sei zuckerkrank (Sofia Petrovna sah ihn mit lebendigerem Interesse an, sie erinnerte sich offenbar an ihr Mütterchen), gerne sähe er noch vor seinem Tode sein Vaterland, er fahre also hin Abschied nehmen. Und dann werde er nach Amerika zurückkehren. Schade nur, dass wir schon wegfahren...

Und er ging ein Schläfchen tun.

Herr Müller bestätigte uns, es sei ein Pater aus Amerika. Im Vatikan sei er Tag für Tag, irgendwelche Prälaten kämen zu ihm her, es habe den Anschein, als wolle er sich hier irgend einen Bischofstitel oder sonst etwas ähnliches erlaufen.

Digitized by Google

Nachmittags packten wir unsere Sachen. Dann gingen wir auf die Piazza di Spagna, mieteten uns unsern Cocchiere und fuhren zwei Stunden lang durch die Gassen. Unser Cocchiere ist nämlich ein Prachtkerl: er hat uns einigemal vor die Stadt geführt und seither kommt er, so oft wir auf der Piazza di Spagna auftauchen, geräuschvoll herangerollt, fragt nach unserem Befinden und bietet seine Dienste an. Wenn wir ihm abwinken, ist er nicht beleidigt und fragt, wo und wann er heute warten soll. Wenn wir es ihm sagen, wartet er wirklich zur bestimmten Stunde, und wär's auch am anderen Ende der Stadt, und führt uns für eine Lire nach Hause. Für eine Lire kann man die ganze Stadt durchfahren und wenn der Cocchiere gut gelaunt ist, führt er einen dafür, wohin man überhaupt nur will.

Und so fuhren wir umher und nahmen Abschied.

Am Tiber, bei der Brücke Cavours stiegen wir schliesslich aus. Es befindet sich hier das Hospital S. Girolamo de Schiavoni, wo einst die Dalmatiner und Albanesen gewohnt und Handel getrieben haben. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1497 sah ein solcher dalmatinischer Köhler einen Reiter auf einem weissen Pferde, der einen menschlichen Leichnam hinter sich schleppte. Seine Begleiter machten ihn hier los, ergriffen ihn an den Füssen und Händen, brachten ihn in Schwingung und

Digitized by Google

warfen ihn in den Tiber. Beim Verhör gefragt, weshalb er es nicht sofort gemeldet habe, meinte der Köhler, er habe solcher Fälle mindestens schon hundert gesehen und niemand habe nach den Toten Nachfrage gehalten.

Diesmal war es der Herzog Giovanni von Gandia, der Sohn des Papstes Alexander VI., und sein Mörder war jener Reiter auf dem weissen Ross, der zweite Sohn des Papstes, der Kardinal Valentino, später Herzog Caesar Borgia. Unter ungeheuerer Aufregung der ganzen Stadt suchten die Fischer die Leiche. Sie fanden sie einen Tag darauf, sie hatte neun Wunden am Körper. Sie wurde bei Santa Maria del Popolo begraben, in der Gruft der Vanozza, der Beischläferin des Papstes...

Wir gehen über den Quai. Hinter dem Vatikan geht die Sonne in einem scharlachnen Meere unter. Die Kuppel von Sct. Peter spiegelt sich in der Mitte des Glutenherdes. Vom Janikulus schaut die schwarze Statue Garibaldis auf Rom...

Und der, den wir hier schon einigemal gesehen haben, ist heute wieder da. Ein hochgewachsener schöner Asket mit unbeweglichen dunklen Augen, kommt er uns auf seinem täglichen Spaziergange entgegen. Der Kardinal Marian Rampolla, Marchese di Tindaro, einst weiland Leos XIII. mächtiger Minister, dem nur das Veto des Kaisers von

Österreich die Besteigung des päpstlichen Thrones verwehrt hat... Er blickt gerade vor sich in die Leere — was geht wohl in dieser Seele vor? Denkt er an seine literarische Arbeit, an die Biographie irgend eines Heiligen? Denkt er daran, was sein könnte, wenn? Oder daran, was ist? Blickt er manchmal über den Fluss hinüber dort zum Vatikan? Glaubt er vielleicht, dass doch noch seine Zeit kommen werde? Ach, Rampolla wird den Lauf der Zeit und das Schicksal des Papsttums nicht mehr aufhalten — solche Papiere Montagninis, solch ein Minister Pius X., der sich Bonbons von Paris verschreibt — — nein, nein, nein, was jetzt übrig bleibt, ist nur Bettelei und Lächerlichkeit...

Violettes Licht liegt in der Luft. Die schwarzen Pinien und Cypressen des Janikulus treten scharf in den Farben des blassen Himmels hervor. Auf dem Tiber spielt ein rotes Halbdunkel. Die ersten Laternen blitzen auf in dem angegrauten Abend. Die Engelsburg hebt dräuend ihren dunklen Körper zum Himmel.

— illius tristissima noctis imago,
quae mihi supremum tempus in Urbe fuit...

Und diese Nacht brach rasch ein. Kaum hatte es gedämmert und schon war sie da. Die Mondessichel stand am Himmel, die Sterne hüpften heraus, derselbe Mond und dieselben Sterne, zu welchen

der unglückliche Ovid emporgesehen in der letzten Nacht in der teuern Stadt...

Und abends beim Essen im Hôtel kam zu uns der brummige und unfreundliche Schweizergreis mit seiner Frau. Niemals hatten sie jemanden im Saale gegrüsst, niemals jemanden angesprochen, sie waren der Schrecken aller Kellner — jetzt kamen sie, drückten uns die Hand und wünschten uns glückliche Reise. Der polnische Geistliche aus Amerika. setzte sich wieder zu uns und bedauerte wieder, dass wir schon wegfahren. Und ein Professor aus dem Reiche kam, stellte sich vor, sprach von der Schönheit der Loggien Raffaels und meinte, es sei Schade, dass wir nicht früher bekannt geworden seien...

Um halb neun Uhr gingen wir auf die Piazza Colonna zum letztenmal die Militärmusik anhören. Sofia Petrovna sprach nicht. Ich wiederholte nur still einigemal Ovids Vers:

— illius tristissima noctis imago...

Die Musik spielte lustige Weisen, der Platz war voll von sorglosen, durch nichts beunruhigten, von nichts niedergebeugten Menschen, wir gingen eine Weile hin und her, bis mich Sofia Petrovna am Ärmel zupfte. Ich schaute sie an, sie war blass und traurig.

— Gehen wir in ein Kaffeehaus! — bat sie.

Wir gingen.

Und das war der letzte Tag. Und nun stehe ich in meinem Zimmer, blicke in den dunklen, mit grossen strahlenden Sternen dichtbesäeten Himmel, fühle, dass ich morgen nicht hier sein werde, dass alles zu Ende ist.

Finito, finito, finito ...

XXXV.

Abschied von Rom, Sofia Petrovna, Italien und dem Leser.

Der Zug fährt wie toll. Wie jeder Zug, der uns dem Gegenstande unserer Liebe entführt.

Wir schauen aus dem Fenster rückwärts. Die graublaue Kuppel von St. Peter steht dort weit hinter dem grünlichen Meere von Gräsern und Bäumen.

Die Gegend, durch die wir wegfahren, wird nur im Winkel dieses unseres Blickes aufgefangen: ein breites Tal, die gelben Wasser des Tiber wälzen sich darin auf einem kieselsteinbedeckten Flussbett, weisse Ochsen mit ungeheuern gekrümmten Hörnern weiden ruhig auf den Wiesen, die nach rückwärts huschenden Wächterhäuschen der Eisenbahn — aber das alles sehen wir nur unwillkürlich — unsere Augen sind wie festgebannt rückwärts, zu der graublauen Kuppel.

Und plötzlich macht der Zug eine Biegung und die Kuppel ist verschwunden.

Nur jene grünliche Ferne ist dort.

Aber wir schauen fortwährend hin. Vielleicht wird sie noch einmal auftauchen.

Nur ein einzigesmal. Nur auf einen Augenblick! Nur auf Blitzesdauer!

Sie ist aufgetaucht. Wie ein graues Seifenbläschen.

Und nur auf einen Augenblick tauchte sie auf — — — schon ist sie wieder fort...

Wir sind auf die Sitze gesunken. Wir schweigen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Zug fliegt und dröhnt. Eine hügelige ausgedörrte Landschaft. Ruinen von Mauern. Die Apenninenkette, gespensterhaft grau, hebt die rostigen Häupter ihrer Gipfel zum glühenden Himmel. Die weisse Strasse verläuft parallel, sich jetzt der Bahn nähernd, dann wieder sich entfernend, in der Richtung unseres Weges — die berühmte Via Flaminia des alten Rom.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vorbei an Orvieto.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Vorbei an Chiusi.

Und vorbei an anderen Städten, die auf den Bergen liegen. Ihre Häuser haben keine getünchten Wände, alte Festungsmauern umschliessen sie noch heute und beschützen sie wie in den unsichern Zeiten des Mittelalters, und die Städte scheinen in der Glut der Sonne nackt da zu liegen, ausgezogen, wie die felsigen Berge, auf welchen sie sich erheben, und wie die ganze Landschaft.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Trasimenische See. Der Wind bläht seine blauen Wasser, treibt die Wellen von einem Ufer in die Ferne zum anderen und schmückt ihre Kämme mit weissen Spitzen.

— Scheint es ihnen nicht schon Plusquamperfektum, dass wir in Rom gewesen sind? — fragt plötzlich Sofia Petrovna, die in Gedanken versunken, durch das Fenster auf die kräuselnde Wasserfläche blickt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Zug fliegt dröhnend dahin.

Einsame Weiler. Abgebrannte nackte Kinder tummeln sich um die Häuser. Olivenwälder, gesegnete Weinberge. Maiskolben hängen überall an den Bäumen.

Und Städte auf den Berggipfeln. Manche haben noch Mauern mit Schiesscharten und Türmen.

Die Via Cassia, von einer Baumallee eingesäumt, zieht sich zu unserer Rechten. Und dort am Horizont die spitzigen Gipfel der Apenninen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unten schleicht längs der Bahn irgend ein Wasser dahin, so ein auseinandergeflossener, unreiner Bach — der florentinische Arno.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine rotbraune Domkuppel, auf den Kanten mit leuchtenden Rippen umgürtet, der Campanile daneben, ein paar Dächer — la bella Firenza, Florenz. Und eh's man es sich versieht, fährt der Zug unter der Bahnhofwölbung ein.

Wir steigen aus. Es ist drei Uhr nachmittags. Sechs Stunden weit liegt Rom... Wir werden in Florenz übernachten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Abend. Wir sitzen müde bei der Table d'hôte in Helvetia. Wir haben die Stadt durchquert. Eine reinliche Stadt. Eine angenehme Stadt. Eine schöne Stadt. Wir haben den Dom uns angesehen, das Battisterio, wir sind längs des Arno gegangen und zu Santa Croce eingebogen. Wir sind dort bei den Gräbern Michelagniolos, Macchiavellis, Alfieris und Rossinis gestanden, haben die Fresken Giottos betrachtet, haben die ganze stille Herrlichkeit des

Digitized by Google

Domes bewundert, sind dann noch lange, lange durch die Gassen herumgeirrt, aber —

— das ist nicht Rom! — seufzte Sofia Petrovna auf und ich echote: — Nein, das ist nicht Rom. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und wieder sitzen wir im Zuge. Um sechs Uhr früh sind wir aus Florenz herausgefahren. Der Zug schnaubt und strengt sich an. Er steigt in einem weiten Bogen in die Apenninen. Weinberge, Oliven, Pfirsiche, Mandel- und Lorbeerbäume, weisse Villen, Ortschaften, Städtchen rechts und links, und hinter uns ein ungeheueres Tal mit mässigen Hügeln — und über dem allen ist der sattblaue Himmel ausgespannt... Wir verlassen Toskana — — —

Ein Tunnel nach dem anderen. Ein Berg nach dem anderen. Weder Mensch noch Tier zu sehen. Die Berge wild, gewissermassen nur für sich selbst lebend. Ihre durchfurchten Flanken und erratischen Blöcke zeigen, wie es hier zur Zeit der Regen und Gewitter wohl aussehen mag. Hie und da stürzen Bäche und Flüsschen in hohen Wasserfällen herab. Die Flanken der Berge sind schroff abfallend, die auf ihnen wachsenden Bäume scheinen acht zu geben, dass sie nicht herabrutschen, die geradezu in die Himmelsbläue hineinstechenden Gipfel sind kahl. So haben wir die Apenninen vor einigen

Digitized by Google

Wochen gesehen und so finden wir sie heute wieder.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Tunnel nach dem anderen. Die Häuschen der Bahnwächter sind auf die Felsen hingeklebt. Manchmal ist auch ein ganzes Dorf so hingehängt. Eine Strasse taucht hie und da auf, Steinbrücken helfen ihr über Abgründe hinweg, Tunnelle führen sie durch Felsenflanken und Geländer schützen die Fussgänger.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Fahrt durch eine Gegend, wo der Ausblick versperrt ist, scheint eine Ewigkeit zu währen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Endlich! Die Bergmassive hinter uns, wir erkennen das Flüsschen Reno, dessen reines Wasser lustig über die Steinblöcke hüpft.

Der Zug fährt in eine grüne Ebene ein, voll von rebenumflochtenen Bäumen. Und schon zeigen sich die Türme von Bologna.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bologna.

Wir sitzen in der Bahnhofrestauration. Draussen wimmelt es von Menschen, schreit der Portier, pfeifen Lokomotiven und der Stationsvorstand, der gemessen den Perron durchschreitet, taucht in bestimmt umgrenzten Pausen bei der Tür auf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— In zehn Minuten trennen wir uns, Sofia Petrovna — sage ich.

Ihr Kopf ist gesenkt, sie schweigt. Plötzlich wirft sie ihn zur Seite, als würde sie aus Gedanken emporfahren:

— Erinnern sie sich an das Gedicht Kain von Lord Byron? —

— Recht gut.

— Wissen sie noch, wie Lucifer den Kain auf den Ruinen untergegangener Welten herumführt und ihm die Vergänglichkeit alles Irdischen zeigt?

— Und Kain kam zurück und ging den Abel erschlagen! — drohe ich Sofia Petrovna.

— Ich weiss nicht, ich weiss nicht — schüttelt sie traurig den Kopf. Das alles hat mich, ich weiss nicht wie, gebrochen. Ich ahne, dass ich viel verloren habe und weiss noch nicht, was ich gewonnen... Aber: dieses Zermalmen und Zerstören von bestehenden Verhältnissen vollführt die Weltgeschichte doch auch nur durch Menschen, nicht wahr? —

— Gewiss, Sofia Petrovna. —

— Und wenn nun einer zufällig ihr Werkzeug ist? —

— Eben diese Logik pflegt meine Zuflucht zu sein, Sofia Petrovna, wenn ich mich aus dem Wirrsal des deterministischen Fatalismus herauswinden will. —

Digitized by Google

— Ich werde zu Kropotkin fahren, es ist ein weiser Alter...

— — Modena, Reggio, Parma, Piacenza, Milano — brüllt draussen schmerzgequält der Portier.

— Sofia Petrovna, Ihr Zug — —

Wir treten heraus. Sie hat sich in den Wagen geschwungen und reicht mir die Hand: — Merci für alles. Do svidanja! —

— A rivederci, Sofia Petrovna! Adio! Adio! —

Der Zug fährt ab. Sie winkt mir aus dem Fenster mit dem Taschentuch. Also auch das ist finito... Armes Mädchen, möge dir das Schicksal eins vergönnen: dass du dir bald wieder einen Sinn des Lebens findest. Welchen auch immer, aber einen Sinn. Und ich weiss, solange ich an jene einzige Stadt auf der Welt zurückdenken werde, werde ich auch an dich denken, die der Zufall mir wie ein abgerissenes Blatt zugeweht hat, und die du mir nun schwindest, die Götter wissen wohin, und die Götter wissen, welchem Ziele entgegen. An deine blauen Augen werde ich zurückdenken, an dein Schweigen, an deine Worte, an alles. Und bebend und bangend werde ich die Nachrichten aus dem heiligen Russland lesen und immer das suchen, was ich nicht werde finden wollen, ein Lebenszeichen von dir, deinen Namen verbunden mit irgend einem grauenerregenden Ereignis, mit irgend einer Dynamitbombe... Nichts bist du mir gewesen, nur ein zufälliger Schatten, nur ein ausser-

ordentlicher Hörer meiner Ekstasen, meiner Seufzer und meiner Flüche — und doch werde ich dein gedenken wie weniger Menschen in meinem Leben...

— — — — — — — — — — — — —

— Il treno per Ferrara, Rovigo, Padua, Venezia — wehklagt aufs neue der Portier.

Mein Zug...

— — — — — — — — — — — — —

Der Zug dröhnt und fliegt.

Traurig ist mir zumute, traurig...

Man merkt, es ist Oktober. Wo ist der kornblumenblaue Himmel hingeraten? Die goldene Luft? Das prachtvolle Licht?

Ich habe das Gefühl, dass ich plötzlich um zehn Jahre älter geworden bin...

— — — — — — — — — — — — —

Irgendeine Landschaft fliegt draussen am Fenster des Waggons vorbei rückwärts, an irgendwelchen Städten sausen wir vorüber, über irgendwelche Flüsse setzen wir — aber was damit?... Was liegt mir daran?...

— — — — — — — — — — — — —

Die Augen fallen mir unwillkürlich zu. Nicht, als ob ich schliefe, nur um allein zu sein, allein in der Dunkelheit. Los von dieser Landschaft, los von diesem matten Oktoberlicht, los von allem!

Digitized by Google

Allein sein, ganz allein sein! Kann ich mir vorstellen, dass ich auf dem Kapitol bei der Statue Marc' Aurels sitze? Und dass ich auf dem Forum stehe? Und dass ich auf dem Palatin wandle? O ja, das kann ich freilich... Aber welche Bangigkeit haftet dieser Vorstellung an...

— — — — — — — — — — — — —

Es ist ein Halbschlummer. Der Zug dröhnt, ich höre ihn. Die Leute im Coupé sprechen, ich weiss es. Aber ich bin nicht da...

— — — — — — — — — — — — —

Venedig.

— Facchino! —

Der Facchino trägt mir den Reisekoffer zum Vaporetto, zu einem kleinen Dampferchen, dem Wasseromnibus der sterbenden Stadt. Wie unfreundlich und traurig ist es auf diesem Canal Grande, wenn die Sonne so matt leuchtet wie heute! Das dunkle Wasser, die zerlumpten Paläste darin, das unausweichliche Sterben von allem, was da ist — nein, Venedig soll man nur im Sonnenglanz sehen. Wenigstens im Sonnenglanz.

Und niemals eilt man vielleicht mehr von dort und niemals hat es vielleicht weniger Interesse für einen, als wenn man es auf der Rückreise passiert...

— — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Ich befinde mich an Bord des »Wurmbrand«. Er fährt um vier Uhr ab, um acht Uhr sind wir in Triest. Ich betrachte den Dogenpalast, den Quai, die Gondelfahrer, die im Hafen rastenden Schiffe — traurig ist es hier, alles ist so traurig.

Und jetzt kam auf einer alten abgeschabten Gondel eine eigentümliche Gesellschaft zu unserem Dampfer gefahren: zwei Frauenzimmer und drei Mannsbilder, alle in Lumpen, wie ihr Schiffchen, einer der Kerle hat auf der Mandoline zu klimpern begonnen und ein Quartett von Stimmen singt.

Venedig ... Die abgeschabte Gondel, die Sänger und ihr Gesang — es kann kein zutreffenderes Symbol für diese ganze tragische Stadt geben. Und sie singen das Lied Santa Lucia.

Auf dem Schiffe Händeklatschen. Die Sänger fahren fort:

O dolce Napoli
o suol beato!
Dove sorridere
Volle il creato.
Tu sei l'imperio
dell' armonia:
Santa Lucia, Santa Lucia!

Wo nur ein Dichter Venedig in Versen besungen, hat er behauptet, die Gondolieri singen ... Ja, sie singen. Einer der Kerle klettert wie eine

Digitized by Google

Katze an der Flanke unseres Dampfers empor. Von Rippe zu Rippe, man denkt, er müsse herunterfallen — er fällt aber nicht herunter. Er ist über Bord gesprungen, geht mit gezogenem Hut und sammelt, was jeder gibt...

— — — — — — — — — — — — —

Vier Uhr. Wir fahren ab.

Lebe wohl, Italien!... — — — — — —

Wie hat doch Sofia Petrovna gesagt? Ja, auch mir ist so zumute. Wie jenem Kain, nachdem ihn Lucifer auf den Trümmern untergegangener Welten herumgeführt hatte... Nachdem er ihm die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge gezeigt hatte... Aber neue Lebensformen wachsen auf den Trümmern alter Gesellschaftsordnungen und die alten gehen nur deshalb zugrunde, damit sie Platz machen für das Leben anderer Dinge und Gedanken.

Und ist das ein Fortschritt? Nach der Antike das Christentum? Und nach dem Christentum — was wird dann sein? Wer kann behaupten, dass das Prinzip der Weltgeschichte der Fortschritt sei? Nein, nur Bewegung, nur Leben, nur eine wirbelnde Spirale! Hier ist das Losungswort nicht »Fortschritt«, sondern »Vorwärts«!« Das Leben gebiert den Tod und der Tod das Leben. Also: Avanti, avanti!

Und der Mensch? Ist er ein Werkzeug oder ein Lenker von Geschicken und geschichtlichen Ereignissen?

Digitized by Google

Caesar, Augustus, Christus, Paulus aus Tarsus, Marc Aurel, Diocletian, Julian, Konstantin, Karl der Grosse, Gregor VII., Innocenz III., Julius II., Karl V., Hus, Luther, Napoleon und auch so ein Pius IX.?

Ein ewiges Rätsel und schwindlig wird dem Menschen von dem allen, angesichts seines eigenen ephemern Ichs...

Venedig sinkt und sinkt. Nur seine Türme und das erste Stockwerk des Dogenpalastes ragen noch über dem Wasserspiegel empor.

— Übrigens die Harmonie des Lebens und des Todes begreifen, auf seinem Posten stehen und sich selber treu sein — — auch ein Sinn des Lebens...

Digitized by Google

INHALT:

Seite

Zueignung 5
I. Der Schluss als Einleitung 7
II. Auf der Reise 18
III. Triest und weiter 20
IV. Venezia 27
V. Ein Intermezzo 37
VI. Von Venedig in die Apenninen 45
VII. Längs der Via Cassia und Flaminia 53
VIII. Der erste Tag 61
IX. Das Capitolium 68
X. Noch das Capitolium 77
XI. Durch die Gassen 86
XII. Und wiederum das Kapitol 96
XIII. Der Abend 106
XIV. Der Palatin 115
XV. Monte Pincio 137
XVI. Die Fora 146
XVII. »Die Königin der Strassen« 159
XVIII. Das Pantheon 168
XIX. Mausoleum Hadriani 178
XX. Monti Albani 188
XXI. Eine planlose Wanderung und eine Meditation dabei 198

Digitized by Google

XXII. Die Katakomben 208
XXIII. Die milvische Brücke 218
XXIV. Der Lateran 226
XXV. San Paolo fuori le mura 237
XXVI. San Lorenzo fuori le mura 248
XXVII. San Pietro in Vaticano 257
XXVIII. Der Vatican 267
XXIX. Kirchen 281
XXX. Paläste 309
XXXI. Bei Sonnenuntergang 319
XXXII. Am zwanzigsten Sèptember 328
XXXIII. Die Erben 339
XXXIV. Der letzte Tag 347
XXXV. Abschied von Rom, Sofia Petrovna, Italien und dem Leser 356

□ □

In der Annahme, dass im Leserkreis dieses Buches für das čechische Volk Interesse vorhanden sein dürfte, gestatten wir uns auf die

ČECHISCHE REVUE

aufmerksam zu machen, die seit zwei Jahren in unserem Verlag erscheint.

Die Čechische Revue ist bestrebt, anknüpfend an aktuelle Erscheinungen aus allen Gebieten, über Sein, Wollen und Können des čechischen Volkes zu informieren, falschen Ansichten entgegenzutreten und durch Beseitigung von Vorurteilen eine Verständigung zwischen Deutschen und Čechen anzubahnen.

Die Čechische Revue erscheint am ersten Freitag jedes Monates mit Ausnahme des August und September im Umfange von 6 Druckbogen. Bezugsgebühr pro Jahr K 15·— für Oesterreich-Ungarn, K 17·— für das Ausland. Jahrgang I und II sind noch immer komplett auf Lager.

Grosman & Svoboda

Verlagsbuchhandlung

in Prag, Ferdinandova 40.

Digitized by Google

DIE TAUFE DES ZAREN WLADIMIR.

Von
K. Havlíček-Borovský.

Übersetzt von
Dr. Viktor Vohryzek.

Mit zahlreichen Illustrationen von K. STROFF.

Preis 1 K.

„Die Wage" äussert sich über das Büchlein, wie folgt:

Trotz ungezählter Broschüren und Zeitungsartikel wäre es dem čechischen Volke nicht gelungen, Europa für seinen Helden (Havlíček), und war dessen Schicksal noch so tragisch, zu interessieren, wenn dieser nicht einen Seitensprung von der hohen Politik zur Satire ausgeführt hätte. Und was für prächtigen Seitensprung!

Wladimir der Grosse, der zu Kiew über die Russen herrscht, führt das Christentum in sein Reich ein. Besser gesagt, er muss es einführen, weil er in seinem Zorn den alten, unfolgsamen Slavengott Perun – der wollte nicht auf hohen Wunsch donnern — direkt vom Himmel weg in das Gefängnis und von dort zum Tode durch Ersäufen hat führen lassen. Und das Volk kann doch ohne Gott nicht leben: »Weil du uns den Gott getötet, gib uns rasch 'nen zweiten!« Was kann Väterchen anderes tun, als einen — Konkurs ausschreiben, natürlich nicht ohne vorher Ministerrat und Kamarilla gehört zu haben!

Das Büchlein wird ohne Zweifel Aufsehen machen. Denn abgesehen von seinem prickelnden Witz ist es so vollgefüllt mit Verhöhnungen des Gotteszarentums, dass alle »vaterlandslosen Gesellen« samt Anhang sich mit Heisshunger daraufstürzen werden. Die Illustrationen, in echtem Vormärzkostüm gehalten, passen sich der Verwegenheit an, tun wohl oft noch ein kleines mehr.

Auf Lager in jeder grösseren Buchhandlung, insbesondere der gefertigten Verlagsbuchhandlung

GROSMAN & SVOBODA IN PRAG

Ferdinandova 40.

ED. LESCHINGER, PRAG.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAR 17 '39 H